Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek

(Schöpping)

Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Seebilder.

Seebilder.

Von

R. Werner.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

5 M.

Inhalt.

Abfahrt.

Es ist ein kalter, trüber Novembermorgen. Der nasse Nebel dringt mit eisiger Kälte bis auf die Haut und läßt jeden, den nicht unabweisliche Geschäfte zum Ausgehen nöthigen, das behagliche Zimmer aufsuchen. Nur am Bollwerk des Hafens herrscht reges Leben. Eine Menge Boote befördern Passagiere zwischen dem Lande und Sr. Maj. Fregatte „Seestern", die seefertig in der Mitte des Hafens liegt. Der „blaue Peter", das Zeichen der Abfahrt, weht vom Vortop, die Boote sind eingesetzt und nur ein Kutter, sowie des Capitäns Gig sind noch zu Wasser. Ersterer liegt bemannt längseit, um die Taue loszumachen, letztere am Bollwerk, um den Capitän zu erwarten.

Der erste Officier mißt mit ungeduldigen Schritten das Hinterdeck. Dieselben sind seit einer Stunde an Schnelligkeit und Größe in geometrischer Progression

im Wachsen und können als Barometer für seine Gemüthsstimmung dienen. Er wartet mit Schmerzen auf die Ankunft des Capitäns und wünscht in Ermangelung eines andern Gegenstandes, an dem er sich Luft machen kann, alle männlichen und weiblichen Besucher, die sich über die Fallreepen drängen, zum Kuckuck. Sie kommen, um hier noch einem Bekannten die Hand zu drücken oder dort einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Einzelne führt auch wohl ein schwacher Hoffnungsschimmer an Bord, daß die weichere Stimmung der Gemüther beim Abschiede von der Heimat für mögliche Bezahlung ihrer Rechnungen sich günstig erweisen möge.

Was gehen jedoch alle diese Motive den ersten Officier an? Er hat keine Verwandten, die ihm die Hand drücken, keine Braut, die mit nassen Augen an seinem Halse hängt. Ebensowenig hat er aber auch unbezahlte Rechnungen, und für ihn existirt daher nur das Factum, daß jeder Besucher eine Portion Schmutz mehr auf das sorgsam gescheuerte Schiff schleppt, — der größte Kummer, der einem ersten Officier widerfahren kann, namentlich aber unserm Freunde, dem mit dieser wichtigen Charge auf Sr. Maj. Fregatte „Seestern“ bekleideten Capitän-Lieutenant K u r z s p l e i ß.

Er ist der vollendete Typus eines Seemanns.

Jedermann an Bord weiß dies und achtet ihn deshalb. Im Dienste ist er sehr streng und kein Freund von vielen Worten. Cadetten und Mannschaft fürchten ihn und selbst die Officiere treten unwillkürlich nach Backbordseite, wenn er an Steuerbord spazieren geht und die Zahl seiner Schritte 120 in der Minute übersteigt. Er ist Junggeselle und ein entschiedener Weiberfeind. Seine einzige Liebe ist sein Schiff. Er hält es wie einen Putzkasten und jeder Fleck ist ihm ein Dorn im Auge. Sein Schiff ist seine Welt; mit der andern hat er abgeschlossen, als der blaue Peter gehißt wurde. So lange die Reise dauert, geht er freiwillig nur in Gesellschaft des Großmastes von Bord.

„Kattblock!" ruft er dem diensthabenden Steuermannsmaat zu, der sich seit einer Viertelstunde vergebens bemüht, die Gläser des Fernrohres mit dem Zipfel seines feuchten Halstuches zu reinigen.

„Zu Befehl, Herr Capitän-Lieutenant!" erwidert dieser, den Hut lüftend.

„Noch nichts zu sehen?"

„Nein, die Gig liegt noch an der Treppe."

„Hol der Henker die Gig!" brummt Kurzspleiß und nimmt seinen Marsch wieder auf.

„Zu Befehl!" entgegnet der Unterofficier, dem diese Phrase geläufig ist, wenn er mit Vorgesetzten

spricht und nimmt die fruchtlosen Reinigungsversuche wieder auf.

In der Batterie erblickt man die verschiedensten Gruppen. Mit Ausnahme der Posten ist die Mannschaft wegen der nassen Witterung unter Deck gepfiffen und tummelt sich in der Batterie oder im Hängemattendeck. Weinende Mütter und Bräute, besorgte Väter und Brüder, lustige Kameraden von andern Schiffen, unbezahlte Schneider und Waschfrauen, die vergebens nach ihren losen Schuldnern fragen und suchen, wogen durch einander und bieten ein buntes Bild von lebhafter Färbung. Hier bringt eine zärtliche Großmutter ihrem Enkel, einem neu eingestellten Schiffsjungen, einen Korb mit Leckereien, die er sich bis zu seinem Geburtstage, der in den Mai fällt, verwahren soll. Sie giebt ihm gute Regeln auf den Weg, deren hauptsächlichste darin bestehen, sich vor nassen Füßen zu hüten und nicht auf die Masten zu klettern. Während der Junge mit halbem Ohr auf die allerdings schwer auszuführenden Ermahnungen hört, schielt er mit lüsternem Blicke nach dem Korbe und führt im Geiste eine neue Kalenderordnung ein, bei der der zehnte Mai unmittelbar auf den fünfzehnten November folgt.

Dort läßt sich eine untröstliche Putzmacherin von ihrem Geliebten, dem Bottelier, zum zehnten Male

den Schwur der Treue wiederholen. Der Bootsmann ohrfeigt einen Officierburschen, der mit einer Kanne heißen Kaffees gegen ihn läuft und ihm die Füße verbrennt, während der Krankenwärter auf den Kochsmaat schimpft, der die Krankensuppe mit Brackwasser gekocht hat. Ein halbes Dutzend Schiffsjungen jagt hinter ein paar Schweinen, die ihrem Behälter entsprungen sind und quiekend den Leuten zwischen den Beinen durchfahren.

Hinter dem Großmast spazieren in lebhafter Unterhaltung begriffen — die Badegäste. Zu ihnen gehören alle diejenigen Bewohner der Officiermesse, welche keine Seeleute von Beruf sind, wie Aerzte, Prediger 2c. Mehrere von ihnen machen ihre erste Reise und es harren ihrer noch manche Unbequemlichkeiten. Ihre Unbekanntschaft mit dem Leben an Bord, die für jeden Nichtseemann lästige Schiffsetikette, die vielfachen neuen Erscheinungen geben reichlichen Stoff zu Neckereien seitens der Seeleute und bringen die Badegäste häufig in tragikomische Situationen.

Am lebhaftesten unter ihnen gerirt sich Dr. Salomo, der sehr gern disputirt. Er ist früher noch nicht an Bord gewesen und weiß daher nicht, daß es gegen die Regeln der Etikette verstößt, laut zu sprechen. Heute bei so ungewöhnlichen Verhältnissen

macht ihn jedoch noch niemand darauf aufmerksam.

„Gig kommt!" meldet Kattblock dem wachhabenden Officier und belohnt sich für diese Anstrengung mit einem frischen Stück Tabak, welches ihm das Aussehen giebt, als leide er an einem Zahngeschwür.

Der Wachhabende überbringt die Meldung dem ersten Officier, auf dessen Schritte dieselbe sehr mäßigend einwirkt, läßt die Fallreepstreppe in Ordnung bringen und die Seesoldaten in das Gewehr treten. Die Pfeife des wachhabenden Bootsmannsmaats ertönt mit einem endlosen Triller in die Großluke hinunter, und dem Signal folgt eine Todtenstille im ganzen Schiff.

„Seesoldatenwache an Deck, Fallreepsgasten!" ruft der Unterofficier im kräftigsten Baß, daß es im fernsten Winkel des Schiffes verständlich. In fliegender Eile stürzen die Gerufenen auf das Deck, und Jedermann an Bord weiß aus dem Commando, daß der Capitän kommt, da nur vor diesem die Wache in das Gewehr tritt.

Jetzt ist die Gig an Bord, der erste und der wachhabende Officier stehen mit Hut und Säbel am Fallreep, der Bootsmann pfeift die Seite, die Wache faßt das Gewehr an und der Capitän betritt das Deck.

Alle Anwesenden lüften ehrerbietig die Kopfbedeckung, und ein freundlicher Gruß des allseitig geliebten und geachteten Führers dankt für die erwiesenen, wenn gleich ihm zuständigen Honneurs.

„Ist das Schiff klar?" wendet er sich an den ersten Officier.

„Klar zum Anker lichten!" erwidert dieser.

„Dann bringen Sie heute gefälligst das Schiff unter Segel, Capitän-Lieutenant Kurzspleiß, und sagen mir, wann der Lootse von Bord geht; ich muß noch einen Bericht fertigen."

„Zu Befehl!" erwidert der Angeredete, vertauscht seinen Hut mit der Dienstmütze, legt den Säbel ab und besteigt die Commandobank. Ein Cadett wird in die Messe geschickt, die Officiere von dem bevorstehenden Manöver zu benachrichtigen und diese begeben sich ungesäumt auf ihre verschiedenen Stationen.

Der Bootsmann mit seinen Maaten hat sich bereits an den Luken postirt, als das Commando erschallt:

„Alle Mann auf, klar zum Ankerlichten!"

Sechs scharfe Pfiffe schrillen und sechs furchtbare Bässe wiederholen unisono den gegebenen Befehl, der wie ein elektrischer Schlag auf die Mannschaft der Fregatte wirkt. Alles fliegt mit Windeseile die Treppe hinauf, die Topsgasten entern in die Marsen

und das Gangspill wird bemannt. Das Musikcorps holt seine Instrumente, um mit lustigen Klängen das Aufwinden des Ankers zu begleiten und Jedermann nimmt den für dies Manöver angewiesenen Posten ein.

„Kutter weg, Leinen los!" commandirt der erste Officier.

„Zu Befehl!" antwortet die jugendliche Stimme des bei dem naßkalten Wetter fast verklommenen Bootscadetten.

Der Kutter rudert nach den Pfählen, wirft die Taue los und wird darauf mit der Gig an den Krähnen aufgeheißt.

„Licht Anker, Fremde von Bord!" folgt nun als zweites Commando.

Die Musik spielt eine heitere Weise, die Matrosen marschiren in gleichmäßigem Takte um das Gangspill, und die schwere Ankerkette hebt sich Glied für Glied aus dem Wasser.

Unterdessen drängen sich die Fremden, die je nach ihrem Alter und Geschlecht mehr oder minder freundlich vom Stabswachtmeister zum Fortgehen ermahnt werden, über das Fallreep in die Boote. Hier und dort stiehlt sich ein einzelner von seiner Station, um ein letztes Lebewohl zu sagen, und die Vorgesetzten wenden den Kopf, um diesen Bruch der Dis-

ciplin nicht zu bemerken. Manche Thräne entquillt dem Auge der scheidenden Mutter, deren geliebter Sohn sich jetzt auf unbestimmte Zeit dem tückischen Meer anvertraut; mancher schmerzliche Seufzer entringt sich der Brust bei dem Gedanken, daß er ihr vielleicht für immer entrissen wird.

Und wer in dem Buche des Schicksals zu lesen vermöchte, der würde sehen, wie so mancher kräftige Jüngling, der jetzt in heiterm Jugendmuth der Heimat Lebewohl sagt und mit fröhlichem Blick in die Zukunft schaut, nimmer zum Vaterhause zurückkehren wird. Er würde sehen, wie er fern von all den Seinen am fremden Strande zur ewigen Ruhe gebettet wird, hingerafft von dem tödtlichen Hauche eines giftigen Klimas, ohne daß eine liebende Hand sich kühlend auf seine brennende Stirn legt und seine glühende Zunge mit einem Tröpfchen Wasser letzt. Oder wie die Wogen ihn als Opfer fordern und seine Gebeine, statt in geweihter Erde, auf tiefem Meeresgrunde bleichen, bekränzt von Koralle und weißem Sand!

Doch fort mit den traurigen Bildern! Die Fremden sind von Bord, und das letzte Boot stößt ab.

Ein gellender Pfiff unterbricht die Musik und den taktmäßigen Marsch der Matrosen am Spill.

„Der Anker ist auf und nieder!" rapportirt der

Officier auf der Back, und das Commando „Segel los!“ ist die Antwort auf diese Meldung.

Im Nu wimmeln die Wanten von Blaujacken. Wetteifernd sucht jeder dem andern vorbeizulaufen, wobei die Matrosen das bequeme Soldatenloch aus Ehrgefühl verschmähen und den mühsamen Weg um die Marsen vorziehen. Bald drängt sich auf den Raaen Kopf an Kopf. Im Umsehen sind die Beschlagzeisinge gelöst, und auf „Fallen Segel!“ entfalten sich die weißen Leinwandmassen in den Lüften. Die Mars- und Bramsegel werden gesetzt, die Raaen ins Kreuz gebraßt und eine gewaltige Segelfläche bedeckt jetzt die Takelage des Schiffes, wo vor einer Minute dem Auge sich nur schmale Linien symmetrisch gestellter Raaen boten. Zugleich sind auch die Mannschaften schon wieder an Deck gekommen und nur die in den Marsen postirten Matrosen, die Topsgasten, bleiben oben. Die Musik beginnt wieder zu spielen, der Anker wird vollends gelichtet, der Klüver gesetzt, und das Schiff beginnt sich langsam zu drehen. Die Hintersegel füllen, die Vorraaen werden umgebraßt und bald schwellen alle Segel in bauchiger Rundung. Vor dem Bug kräuselt sich schäumend das Wasser, das Schiff gehorcht dem Ruder und der treibenden Kraft des Windes, und schneller durchschneidet sein scharfer Kiel die Fluten.

Da wimmelt es noch einmal in den Wanten von Blaujacken, da drängt sich noch einmal Kopf an Kopf in der Takelage. Diesmal geschieht es jedoch ohne Commando; es ist eigener Impuls, und drei donnernde Hurrahs, als letzter Abschiedsgruß an die Heimat, hallen dem Lande zu, das sich mit wachsender Schnelligkeit entfernt. Schon sind die Züge der am Ufer Stehenden nicht mehr zu erkennen, das Wehen weißer Tücher bildet noch die einzige Brücke der Gedanken zwischen Schiff und Land, doch bald verschwindet auch dies im Nebel.

Der Wind ist günstig; Felder, Dörfer, Auen fliegen mit Blitzesschnelle vorüber und die Fregatte schießt durch die schmutzig-gelblichen Wellen des Flusses, als zöge eine geheimnißvolle Macht sie zu den krystallhellen Azurfluten des Oceans.

Jetzt wird das äußerste Feuerschiff passirt. Als letzter verlorener Posten des Landes schwebt es einsam auf den Gewässern, zur Gesellschaft nur den Sturm und die Möven, die schreiend seine kahlen Masten umkreisen.

„Segler voraus!" ruft der Ausguck auf der Vormarsraa, und die Fernröhre richten sich auf das gemeldete Schiff. Noch ist es nur als schneeweißer Punkt am dunklen Horizonte zu unterscheiden, denn die Sonne ist endlich durchgebrochen und hat den

Nebel verscheucht, der im Westen als blauer Streifen sich lagert. Bald jedoch wächst das Fahrzeug schnell empor und wird an seiner Flagge als Lootsenkutter erkannt, der den Lootsen der Fregatte aufnehmen soll.

„Klar zum Brassen!" commandirt der erste Officier. „Vor- und Kreuzraaen an den Wind, Ruder in Lee!"

Die Raaen fliegen längschiffs, der „Seestern" gehorcht wie der Blitz dem Ruder und sein Kielwasser beschreibt einen großen Bogen. Der jetzt mehr von vorn einkommende Wind beginnt durch das Takelwerk zu pfeifen und legt die Fregatte schief, Spritzwasser schlägt über den Bug, und das Tauwerk reckt sich und knackt, als ob es seine Stärke probiren wollte. Der Gegendruck des backgelegten Großmars- und Bramsegels bringt jedoch das Schiff bald zum Stillstande. Es liegt beigedreht am Winde und treibt langsam seitwärts ab.

Das Boot des Lootsenkutters kommt auf die Seite, der Lootse steht am Fallreep und nimmt die ihm zur Besorgung anvertrauten Briefe entgegen. Jetzt springt er in das Boot; mit dem Winken der Hand und „Glückliche Reise" zerreißt das letzte Verbindungsglied mit dem Lande.

Die See ist jetzt die neue Heimat; Wasser und Himmel, so weit das Auge reicht. Noch mancher

sieht dem scheidenden Boote nach und wirft einen letzten langen Blick nach der Richtung, wo als grauer Streifen das Land sich unter den Horizont senkte. Eine Thräne zittert in den Wimpern und stiehlt sich langsam an der gebräunten Wange herab.

In der Batterie steht ein alter Unterofficier mit grauem Haar und schaut gedankenvoll durch die Kanonenpforten auf die vorbeirauschenden Wellen. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, aber er gilt weder dem Lande noch den Zurückbleibenden, sondern dem Schiff. „'s ist Freitag," murmelt er leise, „und Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes."

„Braßt voll!" ertönt es von der Commandobank, und abermals fliegen die Raaen herum. Der „Seestern" wird vor den Wind gebracht und geht wieder ruhiger durch die Wogen, die ihr schmutziges Gelb bereits mit hellem Smaragd vertauscht haben und deren schäumende Köpfe den blitzenden Gischt am schlanken Bug der Fregatte emporschleudern. Der erste Officier übergiebt das Commando dem wachhabenden, nachdem die Untersegel gesetzt und die Freiwache unter Deck gepfiffen ist und verfügt sich in die Cajüte des Capitäns.

„Der Lootse ist von Bord!" meldet er.

„Ich danke Ihnen, ich komme sogleich an Deck, steuern Sie indessen West-Nord-West!"

Der erste Tag in See.

„West-Nord-West!" sagt Kurzspleiß, der wieder auf dem Deck erscheint, zum wachhabenden Officier.

„West-Nord-West!" antwortet dieser, mit höflicher Verbeugung an die Mütze fassend und geht nach hinten.

„West-Nord-West!" ruft er den Leuten am Steuerruder zu.

„West-Nord-West!" wiederholen diese zum Zeichen, daß der Befehl richtig verstanden ist. Das Steuerrad dreht sich unter ihren Händen, und die Fregatte folgt dem neuen Curse.

Der erste Officier geht nach vorn, um nach der Befestigung der Anker zu sehen, und der wachhabende Officier spaziert selbstbewußt und sehr stolz an Steuerbordseite des Hinterdecks auf und ab, denn — er thut heute seine erste Wache. Seit vierzehn

Tagen hat Herr Bölting die Jacke mit dem Rock, den Dolch mit dem Säbel, die schmale Mützentresse mit der breiten, mit einem Worte den Cadetten mit dem Unterlieutenant vertauscht und ist Wachhabender geworden. Das ist keine Kleinigkeit, und er darf wohl stolz darauf sein. Bis dahin mußte er sich von allen befehlen und schicken lassen, jetzt befiehlt und schickt er selbst, und die vier Cadetten auf seiner Wache werden viel zu thun bekommen. Aber Unterlieutenant Bölting ist human; die kurze harte Form der Dienstbefehle hat ihn stets unangenehm berührt und er hat sich vorgenommen, sich der größten Höflichkeit zu befleißigen. Auf seine äußere Erscheinung verwendet er viel Sorgfalt; seine Kleider haben einen untadelhaften Schnitt. Der hintere Scheitel seines blonden gelockten Haares — Bölting ist überhaupt ein hübscher junger Mann — schneidet genau mit der Naht des Rockkragens ab, und nur der sonst wohlgerathene Bart macht ihm Kummer, weil er stark in das Röthliche spielt. Er trägt Lackstiefel und weiße Glacés. Der Cadett Vogel behauptet sogar, daß er letztere auch nachts anbehalte; aber Cadetten haben bekanntlich einen losen Mund und hängen gern ihren Vorgesetzten etwas an, namentlich Vogel, der durchtriebene Strick, der Seecadett im Superlativ.

Jedenfalls aber erweist Bölting mit den Glacés dem ersten Officier keinen Gefallen, der an Bord kein Freund von dergleichen „Feinheiten" im Anzuge ist und bei seiner Rückkunft auf das Hinterdeck das Selbstbewußtsein des Wachhabenden durch die kurze scharfe Frage: „Wollen Sie nicht brassen?" schwer erschüttert. Der arme Bölting hat trotz seines Diensteifers vergessen, daß der Wind durch die Cursänderung mehr nach hinten gegangen und eine Umstellung der Segel nöthig geworden, obwohl das so manchem jungen Officier passirt.

Erröthend sucht er sich auf die höflichste und erschöpfendste Weise zu entschuldigen, gießt aber dadurch nur Oel in das Feuer.

„Bleiben Sie mir mit Ihren Redensarten vom Leibe," herrscht Kurzspleiß ihn an, „nehmen Sie Ihren Dienst in Acht und brassen Sie."

„O wie grob!" denkt Bölting empört. In Erinnerung des Talleyrandschen Ausspruches übersetzt er aber diesen Gedanken laut in: „Zu Befehl, Herr Capitänlieutenant!" und führt das Manöver aus, nachdem er heimlich einen Blick auf die Commandoworte geworfen, die er auf alle Fälle in seiner Tasche bei sich trägt.

„Sieben Glas!" (halb zwölf) meldet der Posten vor der Capitänscajüte.

„Lassen Sie die Cadetten zum Observiren rufen," sagt Kurzspleiß, dessen Schritte in Folge des Anblicks der Glacés und Lackstiefel sehr beschleunigt sind.

„Cadett der Wache," wendet sich Bölting zu diesem, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, hinuntergehen und Ihre Herren Kameraden gefälligst benachrichtigen zu wollen, daß es Zeit zum Observiren ist und ihre Gegenwart auf dem Deck vom ersten Officier gewünscht wird."

Der Cadett sieht ihn groß an. Er hat bereits ein Jahr unter Kurzspleiß gedient, und solche Phraseologie ist ihm daher an Bord etwas Neues. Bölting glaubt, er habe sich nicht klar genug ausgedrückt und schickt sich eben an, seine Worte mit einigen erläuternden Bemerkungen zu wiederholen, als Kurzspleiß, den dieser Sermon in völlige Wuth versetzt, mit einem Donnerwetter dazwischen fährt.

„Was zum Henker ist das für eine Manier, Befehle zu geben? Seit wann ist an Bord die Rede von „Güte haben" und „wollen", wo es sich um Ausführung von Ordres handelt? Die Cadetten sollen zum Observiren kommen!" wendet er sich zum Cadett der Wache.

Dieser führt sofort den Befehl aus, während der erste Officier wieder in Geschwindschritt verfällt

und Bölting, indignirt über eine so unhöfliche Kürze, die andere Seite des Deckes aufsucht.

Die Cadetten erscheinen. Aus gegründeter Besorgniß vor Revision ihrer Instrumente nehmen sie den Weg durch die Batterie und die Vorluke, um Kurzspleiß möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Doch der erste Officier, zu dessen speciellen Obliegenheiten die Erziehung der Cadetten gehört, läßt sich nicht so leicht täuschen. Er kennt seine Pappenheimer, beordert die jungen Herren auf das Hinterdeck und läßt sich die Instrumente zeigen.

Da stehen die jungen Sünder; die Hoffnung und der zukünftige Stolz der Marine, aber nicht wenigen klopft trotz ihres kecken Ausschauens besorglich das Herz.

Vogel, der listige, ränkevolle, der sein halbe Seefahrtszeit in Bordarrest verbracht, trotzdem aber es versteht, eben so oft an Land zu kommen, wie seine unbestraften Kameraden, eröffnet mit niedergeschlagenen Augen den Reigen. Sein Octantkasten ist leer.

„Wo ist Ihr Octant?"

„Ich habe ihn an Herrn Rosenberg verliehn."

„Wer ist Rosenberg?"

„Ein Freund von mir."

Die fortgesetzte Inquisition ergibt jedoch, daß

Rosenberg nur ein Geschäftsfreund und zugleich Besitzer eines Pfandinstitutes ist. Der Pfandzettel wird zu Tage gefördert und wandert mit einer beigefügten Notiz in das Taschenbuch des gestrengen Vorgesetzten.

„Zeigen Sie den Ihrigen!" wendet letzterer sich an den zweiten Cadetten.

Dieser beeilt sich, seinen Kasten mit einem Messer aufzubrechen, da er den Schlüssel verloren hat, und zeigt das Instrument vor. Aber kaum hat er einen Blick darauf geworfen, als er vor Schrecken fast durch das Deck sinkt. Der große Spiegel des nach alter Manier sehr solide gebauten Octanten ist gänzlich zerbrochen, der kleine gespalten, die Alhidade verbogen und das ganze Instrument voller Beulen und Risse. Er hat es gestern Abend, während er selbst auf Urlaub am Lande war, an Vogel geborgt, der einige Polarsternbreiten nehmen sollte und sein eigenes leider an seinen guten Freund Rosenberg geliehen hatte. Der Polarstern hat nun zwar keine so destructive Wirkung auf das Instrument geäußert, wohl aber die zweite Auflage der gestrigen Abschiedsbowle in der Cadettenmesse, bei deren Zubereitung Vogel das Instrument irrthümlich für einen Zuckerhammer angesehen hat. Eine zweite Notiz kommt in das Taschenbuch.

Die nächstfolgenden drei Octanten werden in Ord-

nung befunden, und ihren Eigenthümern fällt ein Stein vom Herzen, der sich jedoch mit doppelter Schwere wieder darauf lagert, als Kurzspleiß Einsicht in die Rollenbücher verlangt, die jeder Cadett vorschriftsmäßig und vollständig bei sich führen muß.

Bei einem andern Octanten fehlt das Quecksilber an den Spiegeln in Folge eines darüber ausgegossenen Glases Grog, bei einem fünften die Blendgläser, und ein sechster Kasten ist endlich wieder ganz leer. Durch scharfes Verhör stellt sich heraus, daß sein Herr, ein Bürschchen von fünfzehn Jahren, ebenfalls einen Geschäftsfreund besitzt, der ihm den Octanten aus Gefälligkeit für fünf Thaler, hundert Cigarren, sechs Flaschen Eau de Cologne und zwei Stangen Bartwichse abgenommen hat.

Auch sein Name wird notirt und den Schuldigen angekündigt, daß ihnen morgen früh bei der Musterung ihre Strafe bekannt gegeben werden wird.

Indessen ist es Mittag geworden und Bölting, sich in Gegenwart des ersten Officiers einer lakonischen Kürze befleißigend, beauftragt den Cadetten, den Capitän von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntniß zu setzen und dessen geneigte Erlaubniß zum Mittagessen der Mannschaft einzuholen.

Diese wird ertheilt; die mit Pfeifen versehenen Unterofficiere stehen bereits fertig an den Luken, und

mit dem letzten Glockenschlage ertönt das Signal zum Essen, jenes schrillende Sextett von drei langen Rollpfiffen, das wie eine galvanische Batterie alle zur Arbeit gehobenen Hände plötzlich lähmt und wie das ähnlich lautende Signal zum Grog nie mißverstanden wird.

Es ist gutes Wetter, und bis auf die Posten gehen alle Mann zum Essen. Die Leute sammeln sich an ihren Tischen, je zehn zu einem; Backschaften laufen mit dem Eßgeschirr zur Küche, wo die Köche die großen Fleischgabeln und Suppenkellen schwingen und der Stabswachtmeister die Reihenfolge der Speisevertheilung anordnet. Die Küche oder Kombüse, wie sie an Bord heißt, befindet sich in der Batterie, und um in das Hängemattendeck zu gelangen, wo gegessen wird, muß eine Treppe passirt werden. Die Fregatte segelt seit einer Stunde in offenem Wasser und beginnt sich langsam hin- und herzuschaukeln. Außerdem ist die Treppe vom Morgen her noch naß und schlüpfrig. Die Backschaften drängen sich auf ihr mit Näpfen voll heißer Grütze und unter ihnen auch einige neue, die die erste Reise machen, und wie es technisch heißt, noch keine Seebeine haben.

Jetzt holt die Fregatte nach Lee über. Ein Unglücklicher, der gerade die Lukenschwelle überschreiten will, verliert das Gleichgewicht, der Grütznapf ent-

gleitet seinen Händen und ergießt seinen Inhalt über die Köpfe von einem halben Dutzend Backschaften, während er selbst dem Napfe nachstürzt und in seinem Falle die besalbten Kameraden mit sich reißt. Die Grütze läuft in Strömen im Zwischendeck, die Schiffsjungen wälzen sich in ihr umher; einige mitbegossene Matrosen fluchen auf schreckliche Weise, und der Stabswachtmeister, den das Unglück überall hinführt, wo etwas verkehrt geht, entwirrt auf energische Weise dies gordische Knäuel unter dem schallenden Gelächter des ganzen Zwischendecks.

Während dem übernimmt Lieutenant Bohr von Bölting die Wache. Letzterer sieht den ersten Officier nicht mehr an Deck und übergibt sie ihm daher in seiner gewohnten höflichen Weise. Er ersucht Bohr, gewogentlichst West-Nord-West steuern lassen zu wollen, erlaubt sich ihm mitzutheilen, daß das Schiff sieben Knoten läuft und freut sich außerordentlich, ihm die Versicherung geben zu können, daß der Außenklüver und die Bramsegel stehen, drei Zoll Wasser bei der Pumpe, verschiedene Mitsegler in Sicht sind, und daß die Leute essen. Alsdann empfiehlt er sich mit einer liebenswürdigen Verbeugung und eilt in seine Kammer. Er hat die erste Tagwache, wenngleich mit Hindernissen, glücklich überstanden und macht vor seinem Rasirspiegel mit

zufriedenem Sinne die Bemerkung, daß der Gebrauch eines bleiernen Kammes die Farbe seines Bartes wirklich schon verbessert hat. Wüßte er freilich, daß ihm in nächster Zeit eine viel schlimmere Nachtwache bevorstände, so würde er sich weniger behaglich fühlen.

Lieutenant Bohr, ein älterer und ein solcher Seemann, wie ihn die Matrosen mit dem Namen „Fixer Kerl", dem größten Lobspruch aus ihrem Munde, bezeichnen, lächelt gutmüthig seinem jungen Kameraden nach, ist aber kein Freund von vielen Worten, übernimmt deshalb die Wache nur mit einem kurzen „Danke".

Die Bewegungen des Schiffes werden etwas lebhafter, und allmählich erscheinen mit blassem Gesicht und weißer Nase verschiedene neue Schiffsjungen auf dem Deck. Es wird ihnen unten zu eng und vergebens suchen sie nach einem festen Punkte, da vor ihren Augen alles zu kreisen beginnt. Auch aus der Hinterluke tauchen die Gestalten verschiedener Badegäste auf, die noch nicht zur See gewesen, unter ihnen Dr. Salomo, trotz seines Unwohlseins lebhaft disputirend, obwohl ihm niemand antwortet. Er kommt ohne Mütze an Deck und wird von Bohr ersucht, dieselbe aufzusetzen, da niemand ohne Kopfbedeckung auf Sr. Maj. Hinterdeck erscheinen dürfe.

Der kleine Doctor will protestiren, aber Bohr bedeutet ihm kurz, daß er als Wachhabender zwar für die Aufrechthaltung der Schiffsetikette zu sorgen, aber jedes außerdienstliche Gespräch zu meiden habe. Salomo fügt sich und holt die Mütze. Er will sich so eben durch einen neuen Disput mit seinen seekranken Begleitern entschädigen, doch er wird wiederum gestört.

„Meine Herren, ich muß dringend bitten, leiser zu sprechen," sagt Bohr; „es ist durchaus nicht gestattet, auf Sr. Maj. Hinterdeck so laut zu sein."

Zwar mäßigt der Doctor seine Stimme, kann aber nicht umhin, einige Bemerkungen über Schmälerung der allgemeinen Menschenrechte zu machen, die Bohr jedoch ignorirt. Den kranken Herren wird das Stehen schwer, und sie setzen sich deshalb auf eine Kanone. Aber nur einen Augenblick wird ihnen diese Erholung gegönnt.

„Ich muß Sie ersuchen, sich nie auf Sr. Maj. Hinterdeck hinzusetzen, am allerwenigsten aber auf eine Kanone," tönt die Stimme des Wachhabenden ihnen entgegen.

Alle drei erheben sich und wanken an die Luvseite, doch das Schicksal, überall Verstöße gegen die Schiffsetikette zu machen, verfolgt sie auch hier, und Lieutenant Bohr muß sie abermals darauf aufmerksam

machen, daß die Luvseite nur für den Commandanten, den ersten und den wachhabenden Officier bestimmt ist, alle übrigen sich aber auf der Leeseite Sr. Maj. Hinterdeck aufzuhalten haben. Verzweiflungsvoll begeben sich die überall vertriebenen Badegäste nach dem Lee Fallreep. Sie stehen schweigend neben einander, halten sich krampfhaft an einem Tau fest und starren zum Tode krank in die vorbeirauschenden Fluten, wobei sich unwillkürlich ihrem Gedächtnisse die Strophe des alten Liedes aufdrängt: „Ach wär' ich zu Hause geblieben, ich hätte was Bessers gethan."

Noch einige stampfende Bewegungen des Schiffes, und die Krisis tritt ein. Salomo beginnt; sei es Wirkung des schlechten Beispiels, sei es eigene Ueberzeugung, seine drei Begleiter folgen ihm sofort, und alle vier bieten jetzt das Bild eines aus ebenso viel Köpfen sprudelnden Springbrunnens.

Ich will den Leser mit der Beschreibung der Seekrankheit verschonen. Sie ist schrecklich, aber nicht gefährlich, und deshalb zeigen die sonst so gutherzigen Seeleute mit den daran Erkrankten kein Mitleid, ja sie machen sich sogar noch über die Unglücklichen lustig. Der Cadett Vogel gibt Dr. Salomo ein vorzügliches Gegenmittel an die Hand. Er räth ihm, ein Stückchen Speck an Bindfaden zu

binden, es abwechselnd hinunter zu schlucken und wieder herauf zu holen, um die Kehle geschmeidig zu machen.

Vorn auf dem Deck sieht es nicht besser aus, die neuen Schiffsjungen und Seesoldaten drängen sich Kopf an Kopf über die Reiling und zollen dem Meere ihren Tribut. Einige Jungen wollen mit Gewalt wieder nach Hause und bitten den wachhabenden Officier unter Thränen, sie doch ans Land zu setzen. Andere liegen trotz der Nässe und Kälte in gänzlicher Apathie auf dem Verdeck und lassen in dumpfer Resignation die schlechten Witze ihrer Kameraden über sich ergehen.

So verfließt die Nachmittagswache. Um fünf Uhr ist Musterung an den Geschützen, deren Befestigungen nachgesehen werden. Der erste Officier macht dem Capitän Meldung darüber, und der Tambour schlägt ab.

Die Mannschaft bleibt jedoch in Gruppen vor dem Großmast stehen. Sie hat bemerkt, daß Capitän und erster Officier über das Wetter sprechen und ersterer auf eine in Westen aufsteigende Wolkenschicht zeigt. Eine derartige Unterhaltung nach der Geschützmusterung läßt die Leute auf ein Segelexercitium schließen und die Vermuthung wird zur Gewißheit, als Kurzspleiß die Commandobank besteigt.

„Alle Mann klar zum Segelbergen!“ ertönt der Befehl; „Bramsegel fest, zwei Reffe in die Marssegel, entert auf!“

Ha, was für ein Gewühl und Drängen und Durcheinander entsteht plötzlich auf dem Deck! Die Bramsegel werden fortgenommen, die Marsraaen rasseln donnernd von oben, die Refftaljen werden ausgeholt, die Segelberger entern in den Wanten auf und verbreiten sich auf den Raaen. In drei Minuten sind die Bramsegel festgemacht, die Marssegel gerefft und wieder gesetzt und die bekannten Rollpfiffe mit dem sogenannten Schnepper daran rufen zum Grog, den der Capitän sowohl als Anerkennung für die schnelle Ausführung des Manövers als auch in Rücksicht auf die bevorstehende Novembernacht austheilen läßt.

Um sechs Uhr ist Abendbrot, unveränderlich aus gesüßtem Thee und Butterbrot bestehend, nur werden die Rationen wegen der vielen Seekranken heute größer und die Butter wird fetter als gewöhnlich aufgestrichen.

Um acht Uhr wird die neue Wache gepfiffen, und die andere Hälfte der Mannschaft bekommt Hängematten. Das Uhrwerk des Schifftages ist abgelaufen. Das Schiff zieht einen glühenden Streifen durch die dunklen Fluten, die Nacht lagert auf dem Meere und der erste Tag in See ist beendet.

Nacht und Nebel.

Es sind mehrere Tage vergangen. Der anfangs günstige Wind ist umgeschlagen und das Schiff lavirt mühsam vorwärts. Eine Winterreise in unsern Meeren ist schon für Seeleute keine angenehme Partie, geschweige denn für solche, die zum ersten Male auf der See sind, und unsere Badegäste haben in den wenigen Tagen mehr Kummer, Unbehaglichkeit und Qual erfahen, als am Lande in eben so viel Jahren. Aber auch der erste Officier hat einen geheimen Kummer, der schon seit dem Abgange aus dem Hafen an seinem Herzen nagt und ihn in eine Aufregung versetzt, die man an dem sonst so ruhigen Manne gar nicht gewohnt ist. Freilich hat er auch genügenden Grund dafür, denn was kann es für einen ersten Officier Schlimmeres geben, als wenn sein Schiff nicht segelt, wie es von Gott und

Rechtswegen soll und muß; wenn ein lumpiger Kauffahrteischuner an ihm vorbeikreuzt, wie das gestern Sr. Maj. Fregatte „Seestern" horribile dictu passirt ist! Vergebens sucht Kurzspleiß alle möglichen Mittel hervor, um die Segelkraft zu erhöhen. Er läßt die Masten bald nach hinten, bald nach vorn stagen, und zum großen Kummer der Matrosen den Eisenballast von einer Seite zur andern schleppen, als wäre dies nichts, während doch jedes Stück seine richtigen hundert Pfund Zollgewicht hat. Es hilft alles nichts, und das alter ego des ersten Officiers, der Oberbootsmann, der seit seinem Avancement nur noch hochdeutsch spricht, meint, die Geschichte sei zumtal (total) zum Verzweifeln; sonst hätte das Schiff deicht (dicht) am Winde bei solcher Briese doch stets seine zehn Meilen gemacht, jetzt aber kaum sieben.

Freilich könnte Kurzspleiß leicht erfahren, weshalb das Schiff nicht segeln will, wenn er nur den alten Bootsmannsmaat Schramm fragen wollte, denselben alten Graukopf, der beim Verlassen des Hafens die Bemerkung über das Freitagssegeln murmelte. Der Freitag allein trägt die Schuld. Welcher vernünftige Seemann segelt aber auch an einem Freitag? Der ist ja fast eben so schlimm wie ein Montag, und der alte Schramm weiß tausende

von Beispielen, daß dieser Tag den Schiffen nur Unglück gebracht.

An dem verhängnißvollen Freitag hat der tückische Unhold, der Klabautermann, die Macht, an Bord der in See gehenden Fahrzeuge zu kommen, und wo der sich einmal eingenistet, da — lebewohl guter Wind und glückliche Reise! Nebel, Regen, Windstillen und schlechtes Wetter sind seine steten Begleiter. Wer am 29. Februar in der Mitternachtsstunde eines neuen Jahrhunderts geboren ist, dem ist es vergönnt, den Kobold von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenn ein Unglück passirt oder ein Sturm im Anzuge ist, kauert er auf der Mittelwache von 12—1 Uhr unter dem Bugspriet. Ein gräulicher Fischkopf sitzt ihm zwischen den spitzen Schultern, mit blutigem Rachen und langen gelben Zähnen, die er grinsend fletscht. Langes struppiges Haar sträubt sich um seinen Kopf, und die feurigen Augen drehen sich wie glühende Kohlen.

Schramm gehört zu diesen Bevorzugten, denen sowohl der Klabautermann als auch der fliegende Holländer zu Gesicht kommen, und er weiß schaurige Geschichten davon zu erzählen, für die er zwar unter seinen Kameraden auf der Wache eben so eifrige als gläubige Zuhörer findet, auf die aber weder der

Oberbootsmann noch der erste Officier etwas geben wollen.

Es ist wieder Freitag geworden; Schramm hat vorige Nacht den Klabautermann gesehen und dieser hat ihm unheimlich zugenickt. Das bedeutet nichts Gutes und der alte Unterofficier geht düster schweigend bei dem Fallreep auf und ab.

Es ist Kurzspleiß nicht gelungen, den „Seestern" zum schnelleren Segeln zu bewegen, und auch er befindet sich in einer höchst unangenehmen Stimmung, welcher der Oberbootsmann bisweilen durch einen hochdeutschen Fluch Ausdruck geben zu müssen glaubt, wenn ihm ein Matrose in die Quere kommt oder seine Befehle nicht schnell und geschickt genug ausgeführt werden.

Dagegen scheint den Badegästen ein Trost zu erblühen. Der hartnäckige Westwind ist allmählich abgestorben, und es ist heute Neumond, der oft einen Witterungswechsel mit sich führt. Die Oberfläche der Wellen hat sich seit einer Stunde wie ein Spiegel geglättet, die Segel hängen todt an Masten und Stengen nieder und schlagen mit eintönigem Geräusch den Takt zu den wiegenden Bewegungen des Schiffes.

Auf so hohen Breiten sind Windstillen im Winter nicht gewöhnlich, und die Hoffnung auf baldigen

guten Wind wächst bedeutend. Ihre Erfüllung läßt auch nicht lange auf sich warten. Im Osten zeigt sich ein grauer Streifen am Horizont und breitet sich mit steigender Geschwindigkeit bis zum Zenith aus.

Das Wasser kräuselt sich leicht an einzelnen Stellen und bildet „Katzenpfoten", die sich bald zu größeren Strecken vereinigen. Noch ist „das kleine Zugchen" allerdings kaum durch ein Kältegefühl zu unterscheiden, das sich am benäßten und hochgehaltenen Finger äußert. Es kommt jedoch aus Osten und die Raaen werden in das Kreuz gebrasst, um beim Eintritt stärkerer Briese das Schiff sogleich drehen und auf einen westlichen Curs bringen zu können.

Die Briese wächst allmählich, das Schlagen der Segel gegen Masten und Stengen hört auf, die gegen den Wind gestellten Vordersegel bringen mit Hilfe des Steuerruders das Schiff herum und bald gleitet es leichtfüßig durch die Wogen, getrieben von den rund vollstehenden Segeln, die sich im Scheine der Abendsonne in schneeiger Weiße an den Raaen blähen.

Die lichtgrünen durchsichtigen Wellen krönen sich nach und nach mit weißem Schaum, der wie blendender Perlenschmuck ihre Häupter bekränzt; doch sie rauschen und eilen vergebens, sie holen die flüchtige

Fregatte nicht ein, die blitzschnell dem Ocean und seinen Azurfluten zustrebt.

Gegen Abend läuft der „Seestern" bereits 10 Knoten. Das Gesicht des ersten Officiers hellt sich etwas auf, der Oberbootsmann ladet den Zimmermann und Feuerwerker in seine Kammer zu einem Glase „Grog" und die allmählich von der Seekrankheit genesenden Badegäste freuen sich der schönen Fahrt, die sie mit schnellen Schritten dem wärmeren Klima entgegenführt. Ja, Dr. Salomo wird sogar so übermüthig, daß er beim Gehen auf Augenblicke die Hände in die Tasche steckt. Er ist nicht wenig stolz auf seine körperliche Gewandtheit und wirft triumphirende Blicke auf die weniger geschickten Kameraden, die noch immer mit ausgestreckten Armen gehen und bei jeder heftigeren Bewegung des Schiffes eiligst nach einem festen Halt suchen.

Ueberall hat aber der günstige Wind freundliche Gesichter gemacht. Nur der alte Schramm schüttelt bedeutsam den Kopf über den Freitagswind, und meint, daß unmöglich etwas Gutes dabei herauskommen könne.

Gegen 10 Uhr abends meldet der Posten auf der Fockraa ein Feuer voraus, das auch bald von Deck gesehen und als das Feuerschiff von Galloper,

einer vor dem englischen Kanale liegenden gefährlichen Sandbank erkannt wird.

Bis dahin ist das Wetter schön gewesen, der Himmel fast wolkenlos, die Luft klar und durchsichtig, und das Sternenzelt entfaltet seine Pracht. Plötzlich aber tritt eine Aenderung ein; der Wind wird schwächer und es erhebt sich vor der Fregatte eine weiße Nebelbank. Das Feuer des Galloper verschwindet, die freundlichen Sterne verhüllt ein dichter Schleier und der ohnehin schon durch die Nacht sehr beschränkte Gesichtskreis erstreckt sich jetzt nur auf wenige hundert Schritte.

Mag es wehen und stürmen, mögen die Wellen donnernd über dem Schiffe zusammenbrechen, mögen Klippen und Untiefen den Pfad versperren und unsicher machen — gebt dem Seemann Licht, das Licht der Sonne oder des Mondes, und er führt euch sicher durch Sturm und See, durch das Labyrinth der Felsen und Bänke an den Ort eurer Bestimmung. Doch Nacht und Nebel sind seine bösen Dämonen. Vergebens starrt das forschende Auge umher; kein dunkler Streifen am Horizont läßt die Nähe der Küste, keine Verfärbung des Wassers die Gegenwart heimtückisch lauernder Gefahren vermuthen. Ueberall jenes gleichmäßige schauerliche Dunkel, das zugleich in die Seele

dringt und auch sie mit der Nacht der Verzweiflung erfüllt!

An Bord des „Seestern" werden alle Maßregeln getroffen, die bei solchem Wetter und besonders in einem so engen Fahrwasser erforderlich sind, wo tausende von Schiffen sich auf ihren Wegen kreuzen und man schon bei hellem Tage die größte Vorsicht anwenden muß, um nicht gegeneinander zu segeln.

Zwei Posten auf der Back und der Hornist der Seesoldaten blasen auf Nebelsignalhörnern, die sich zu diesem Zwecke an Bord eines jeden Schiffes befinden, der Tambour rührt in Zwischenräumen die Trommel und von fünf zu fünf Minuten wird ein Kanonenschuß gelöst, denn das Gehör ertheilt jetzt die einzige Warnung vor der Gefahr. Die Wachmannschaft steht fertig zum Manövriren, um dem Schiffe in dringenden Fällen schnell eine andere Richtung zu geben, und hunderte von Augen suchen die dunkle Wand zu durchdringen, die den „Seestern" umlagert.

In den Pausen erschallen bei dem schwachen Winde aus den verschiedenen Himmelsgegenden, bald näher bald ferner, ähnliche Warnungstöne des Hornes oder der Trommel. Bisweilen gleitet in unmittelbarer Nähe ein Schiff wie ein gespenstiger

Schatten vorüber, dessen Formen der Nebel zu riesenhaften Phantomen vergrößert und die der Phantasie der Matrosen neuen Stoff zu abenteuerlichen Erzählungen geben. Ja oft unterscheidet man in der bei Nebel so hellhörigen Nacht Stimmen und Worte, die unheimlich über das Wasser klingen, wie Töne aus einer andern Welt, weil es nicht gelingt, das Schiff zu entdecken, dem sie angehören.

Der fast gefallne Wind hebt sich jetzt plötzlich wieder, und die Fregatte fliegt förmlich durch das Wasser trotz der verkleinerten Segel; doch auch die Gefahr wird dadurch bedeutend vergrößert. Mehr um dem eigenen Bewußtsein zu genügen, als daß man sich wirklichen Nutzen davon verspricht, werden die Posten und Ausgucke verdoppelt; der Capitän, der noch keinen Augenblick das Deck verlassen, läßt ununterbrochen sein Nachtglas durch das Dunkel schweifen, und Jedermann an Bord strengt die Augen auf das äußerste an, als gälte es eine Krone damit zu gewinnen.

„Feuer voraus!" schallt es plötzlich aus hundert Kehlen zugleich.

„Halt ab, halt ab, es ist ein Schiff!" im Tone der höchsten Angst hervorgestoßen, folgt unmittelbar dem Rufe.

„Auf mit dem Ruder, hart auf! um Gottes

willen!" befiehlt der Capitän und springt selbst zum Steuerrade, um es schneller drehen zu helfen.

Vergebens! es ist zu spät. Ein furchtbares Krachen erfolgt; der „Seestern" erzittert in den innersten Fugen und scheint einen Augenblick an den Ort gebannt durch Schrecken vor einem entsetzlichen Unglück.

Ein Schrei des Todes und der Verzweiflung ringt sich aus den Wassern und verhallt ersterbend im Rauschen des Windes und der Wogen. Dann ist alles wieder still.

Die Fregatte stürmt fort in unaufhaltsamer Fahrt, als werde sie von Dämonen gejagt, und die Mannschaft steht starr vor Schrecken und der Sprache beraubt.

Ein Fahrzeug ist übersegelt! Gott erbarme sich der Aermsten, eine Rettung ist nicht möglich in einer solchen Nacht.

„Peilt die Pumpen!" unterbricht das Commando des Capitäns die Todtenstille auf dem Deck, und jeder lauscht in angstvollem Harren der kommenden Antwort.

„Ein Zoll Wasser bei der Pumpe!" rapportirt mit lauter Stimme der Zimmermann. Gott sei Dank, die Fregatte ist unbeschädigt. Die Freiwache, welche durch den Zusammenstoß geweckt und auf

das Deck gestürzt ist, begibt sich langsam wieder hinunter und alle bedauern theilnehmend die Unglücklichen, die sich auf dem fremden Schiffe befunden haben.

Als ob die Elemente nur auf ein Opfer gewartet, das ihren Zorn beschwichtigte, läßt gleich nach dem furchtbaren Vorfalle der Wind nach, der Nebel verschwindet und der Sternenhimmel blickt klar und leuchtend auf die schnell beruhigte Meeresfläche nieder. Bei der Sichtigkeit der Luft ist es nicht mehr schwer, auf weite Entfernung die Positionslaternen der Gegensegler zu erkennen und je nach ihrer Farbe, grün oder roth, zu wissen, über welchem Bug sie liegen. Damit ist alle Gefahr beseitigt, und die gewöhnlichen Posten genügen, um das Schiff gegen fernere Collisionen zu sichern.

Die Wachmannschaft sitzt in Lee vor den Booten und an der Luvseite mittschiffs gehen die Bootsmannsmaaten leise sprechend auf und ab.

„Ja! ja! ich wußte es wohl", sagt Schramm zu seinem Kameraden Leberecht, „der Klabautermann wollte sein Opfer haben. Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes. Ihr sollt einmal sehen, was für Unglück wir noch erleben, und hätte ich ahnen können, daß unser Capitän an einem Freitage ausgehen würde, ich wäre lieber desertirt, als mit-

gegangen. Ich bin nur noch einmal in meinem Leben an diesem Tage gesegelt, aber die Folgen waren so furchtbar, daß mich noch heute schaudert, wenn ich daran denke."

„Das mußt Du erzählen, Schramm", drängen Leberecht und die übrigen Unterofficiere, die sich der Gruppe angeschlossen haben.

Der Alte, welcher gern ein Garn spinnt, läßt sich nicht lange nöthigen.

„Es war im Jahre 1820", beginnt er, „als ich mich an Bord eines schönen Ostindienfahrers in Holland einschiffte. Ich war kurz vorher mit einer holländischen Kriegsbrigg von Westindien zurückgekommen und wollte eigentlich wieder nach Hause, weil mir der holländische Kriegsschiffsdienst gar nicht gefiel, aber Ihr wißt wohl, wie es einem geht, wenn man ein junger Kerl ist; das Geld fliegt fort und so mußte ich schon wieder an Bord."

„Es war ein schönes Fahrzeug, eben von Stapel gelaufen und gehörte dem Capitän. Letzterem sah man auf den ersten Blick den tüchtigen Seemann an; gegen die Mannschaft war er gut, verstand aber auch, sie in Ordnung zu halten; dabei gab es vortreffliches Essen und hohe Gage — was konnte mir also weiter fehlen?

„Nur die Mannschaft wollte mir nicht recht

gefallen. Es war wildes zusammengelaufenes Volk aus aller Herren Länder, das sich aus Gott und der Welt nichts machte und den ganzen Tag lästerte und fluchte. Anfänglich kehrte ich mich nicht daran und dachte: mit den Wölfen muß man heulen; ich wunderte mich jedoch, daß auf einem so schönen Schiffe sich kein ordentlicher Matrose verheuert hatte.

„Hätte ich freilich den Grund gewußt, so würde ich keinen Fuß auf das Fahrzeug gesetzt haben, aber als ich die näheren Umstände erfuhr, war es zu spät, ich konnte nicht mehr fort und mußte die Reise mitmachen.

„Der Capitän war nämlich bei allen seinen guten Eigenschaften ein sogenannter Freigeist, sprach verächtlich von dem seemännischen „Aberglauben", lachte über die Furcht vor dem Freitagsegeln, nannte den Klabautermann und den Kraken Ammenmährchen und den fliegenden Holländer unsinniges Geschwätz. Ja, denkt nur! Um, wie er sagte, dem Aberglauben so recht auf den Kopf zu treten, hatte er sein Schiff nicht nur „Freitag" getauft, sondern auch an einem Freitag es vom Stapel laufen lassen.

„Das Allerschlimmste kam aber noch. Wir segelten Mittwoch in der Osterwoche aus Vlissingen. Das Schiff war seeklar, der Wind gut, aber wir gingen nicht etwa in See — nein, der Capitän

legte sich ruhig auf der Schelde vor Anker und wartete bis Charfreitag Morgen, dann erst lief er in die Nordsee aus.

„Ja, er rühmte sich auch noch damit und sagte, er wolle es dem fliegenden Holländer nachmachen, hoffe aber weiter, als bis zum Cap der Guten Hoffnung zu kommen.

„Ich stand gerade am Steuerruder, als er dies den Steuerleuten auf dem Hinterdeck erzählte, und sie lachten darüber, mir aber lief es eiskalt über den Rücken. Von dem Augenblicke an wußte ich, daß ich mich auf einem Unglücksschiffe befand und konnte keine Stunde mehr froh werden. Von meinen gottlosen Kameraden zog ich mich ganz zurück, und meine einzige Freude war, den zehnjährigen Sohn des Capitäns in seemännischen Fertigkeiten zu unterrichten. Der hübsche, muntere Knabe schloß sich eng an mich an, und da auch sein Vater mich wohl leiden mochte, war ich in meinen Freistunden fast immer um ihn. Ein großer Neufundländer Hund war der dritte in unserem Bunde. Er war mit dem Knaben aufgewachsen, sein treuer Spielkamerad und wich fast nie von seiner Seite.

„Anfangs hatten wir eine gute Reise, wie ich sie nie wieder erlebt habe, stets das prachtvollste Wetter und günstigen Wind. Wir brauchten nie

die Bramsegel zu bergen, geschweige denn ein Reff einzustecken. Nach sechs Wochen hatten wir bereits die Höhe des Caps erreicht, und fast schien es, als ob der Capitän Recht haben sollte.

„Eines Mittags jedoch — es war gerade wieder Freitag — änderte sich plötzlich das Wetter. Der klare Himmel bezog sich mit einem gleichmäßigen Grau, durch welches die Sonnenscheibe bleich und strahlenlos blickte, und in Südwest kam eine drohende dunkle Bank mit messerscharfen Rändern langsam am Horizonte auf, von der sich einzelne schwarze Flocken ablösten und mit Blitzesschnelle über die graue Wolkendecke jagten.

„Die See wurde unruhig und brach hohl und dumpf rauschend zusammen; die Captauben flatterten ängstlich und in dichten Scharen über unseren Köpfen, und die Sturmvögel kreischten, daß es uns durch Mark und Bein ging.

„Jeder von uns sah, daß schlecht Wetter im Anzuge war, und der Capitän ließ auch, obwohl es noch gar nicht schwer wehte, alle Leinwand bis auf die Sturmsegel fortnehmen.

„Nun war ja ein Sturm nichts so Besonderes; unsereiner macht hunderte durch, ohne sich viel darum zu kümmern, und namentlich wir, mit einem neuen festen Schiff unter den Füßen und freiem

Wasser unter Lee, brauchten uns nicht daran zu kehren — aber an jenem Tage war es so anders, und jeder fühlte, daß etwas Schlimmes in der Luft lag. Die Bank zog sehr langsam herauf, aber während sie wie eine starre Mauer dazustehen schien, zuckte und bebte es in ihren weißgrauen Rändern, und ein Schein, wie schwaches Wetterleuchten, flammte hinter ihnen auf. Dabei hörten wir plötzlich ein seltsames Geräusch. Es war nicht das Rauschen der See und auch nicht der Wind im Takelwerk, nein, hoch oben in den Lüften tobte es so unheimlich, anfänglich in weiter Ferne, wie grollender Donner, und dann näher und näher, wie das Getöse einer Schlacht. O wie schaurig das war! Niemand von uns hatte je etwas Aehnliches erlebt. Und nun kam die Nacht dazu, so dunkel und so schwarz. Die See brach brüllend zusammen, und ihre Kämme schäumten in grünlichem Lichte. Allmählich wuchs auch der Wind, und das Schiff ächzte und stöhnte unter seinem Drucke, als ob es Leben hätte.

„Ich hatte Freiwache, aber an Schlaf war nicht zu denken. Es trieb mich mit Gewalt nach oben und dort fand ich auch schon die ganze Mannschaft. Aber heute hörte man kein Lästern und Fluchen. Schweigend hielten sie sich an der Verschanzung fest

und blickten in die Nacht hinaus. Eine innere Angst sprach aus ihren Gesichtern, und sie waren todtenbleich. Ich glaube, es packte sie plötzlich, daß es wieder Freitag war, und das Tosen in der Luft rüttelte an ihren ungläubigen Herzen.

„Mir selbst lag es schwer auf der Seele wie die Ahnung eines entsetzlichen Unglücks. Der Capitän war einen Augenblick in die Cajüte gegangen, um nach der Karte zu sehen; ich folgte ihm, denn mich ergriff auf einmal eine schreckliche Angst wegen des Knaben, den ich nicht auf dem Deck sah. Doch dieser lag schlummernd auf seinem Bett, treu bewacht von dem Hunde, der aufmerksam die klugen Augen auf ihn gerichtet hielt. Die friedlichen Athemzüge des Kindes beschwichtigten meine Angst, schon wollte ich die Kammer wieder verlassen — da ertönte an Deck plötzlich ein gellender Schrei. Der Capitän stürzte an mir vorbei nach oben; der Knabe erwachte und verlangte nach seinem Vater. Ich brachte ihn hinauf, aber mein Blut erstarrte in den Adern, als ich das Deck betrat, es war nicht mehr Nacht, sondern heller Tag. Der gelbe Schein über den Rändern der Bank flammte wie eine Feuersbrunst und erleuchtete Schiff und See. Das Getöse in den Lüften war furchtbar, als ob hundert Gewitter ihre Donner entlüden, und aus der schwarzen Bank zuckten

und sprühten dunkelrothe Blitze. Dabei heulte der Sturm im Takelwerk und die See zischte brausend auf.

„Doch das war es nicht, was jenen gellenden Angstschrei der Mannschaft erpreßte und uns alle in jähen Schrecken gebannt hielt — nein, dort, dort in der Bank war es, das bleiche Gespenst, das uns das Blut aus dem Herzen trieb. Dort kam es her über das Wasser, wie von unsichtbarer Macht getrieben; in geisterhaftem Lichte glühte Segel und Rumpf, an der Spitze der Masten und Raaen hüpften die bläulichen Flammen der Elmsfeuer — nein, das war kein Schiff, das war der fliegende Holländer, der auf uns zustürmte, um Rache zu nehmen für das Segeln am Charfreitag, für das Fluchen und Lästern der gottlosen Mannschaft, für den Unglauben und Spott des Capitäns.

„Immer näher kam das Geisterschiff, immer höher und riesiger wuchsen seine Formen. Wie auch der Sturm brüllte und die See sich thürmte, sie vermochten ihm nichts anzuhaben; mit vollen Segeln zog es daher, ohne daß die Masten brachen, sein dunkler Rumpf glitt über die schäumenden Wogen, ohne daß es schwankte. Jetzt flog es an uns vorüber, ganz nahe — wir sahen alles genau. Das Deck war leer, kein Mensch auf ihm, aber oben

auf dem Halbdeck, da stand eine Gestalt. Deutlich konnten wir die Züge unterscheiden, das Haar flatterte im Sturme, und drohend war der Arm gegen uns erhoben. Das war er, der fliegende Holländer, der alte van Straten, der am Charfreitag gesegelt war, der geschworen, das Cap zu umsegeln, sollten auch Himmel und Hölle gegen ihn sein, und der dafür in Ewigkeit kreuzen muß. Wehe dem Schiffe, dem er erscheint, es ist unrettbar dem Untergange geweiht! Ich konnte den furchtbaren Anblick nicht länger ertragen; ich fiel auf die Knie und betete. Ich wußte, daß wir verloren waren; ich betete auch nicht für mich, aber für den unschuldigen Knaben — da ertönte plötzlich ein Krachen, als ob der Erdball sich spaltete, Millionen Blitze flammten am Himmel auf — dann war es auf einmal Nacht, das Geisterschiff war verschwunden, das Getöse in der Luft hatte aufgehört, der Sturm schwieg, und es herrschte einen Augenblick grausige Stille, aber jetzt brannten die Elmsfeuer an unsern Raaen und Masten — das waren die Todtenfackeln. Und wie sie so schaurig tanzten und flackerten, da schlug der Donner einer brechenden Sturzsee an unser Ohr — das war das Grabgeläute! Langsam wälzte sie sich heran; ihr schäumender Kamm glühte wie ein Feuermeer — jetzt hatte er das Schiff erreicht, brüllend

rollte er darüber hin und begrub es unter seinem kochenden Gischt.

„Als ich wieder zur Besinnung kam", fährt der Erzähler nach einer Pause fort, während der er sich die Schweißtropfen von der Stirn wischt, „glaubte ich einen schweren Traum geträumt zu haben. Es war lichter Tag, die Sonne schien hell und klar vom Himmel herab, und das Schiff wiegte sich leise auf den Wogen.

„Als ich jedoch den ersten Blick um mich warf, da wußte ich auch, daß alles, alles furchtbare Wahrheit gewesen war. Ich befand mich noch auf dem „Freitag", aber wie sah er aus? Die Masten waren gebrochen, Boote und Verschanzung fortgeschlagen, das schöne Schiff ein totales Wrack. Mich hatte die Sturzsee durch die Thüre des Halbdecks geschleudert, dadurch war ich gerettet. Ich hatte sechs bis acht Stunden ohne Besinnung gelegen, war jedoch sonst ohne ernstlichen Schaden davongekommen.

„Von der übrigen Besatzung war niemand da, die See hatte alle mitgenommen in ihre dunkle Tiefe. Ich war allein übrig geblieben, allein gerettet, aber freilich nur, um eines langsameren und qualvolleren Todes zu sterben. Das Schiff befand sich in sinkendem Zustande, im Raum hörte ich bereits das eindringende Wasser hin- und her-

rauschen; nur noch wenige Stunden konnte es sich flott halten, dann wurde auch ich mit im Meer begraben.

„Verzweiflung ergriff meine Seele; ich hatte keine Kraft mehr, zu beten, wie in der vorigen Nacht; schon wollte ich durch einen Sprung über Bord meinen Leiden ein Ende machen, da fühlte ich mich plötzlich von hinten berührt. Erschreckt sah ich mich um, — es war der Hund, der seine klugen Augen bittend auf mich gerichtet hielt. Eine freudige Ahnung durchzog mein Herz, und die Verzweiflung verschwand. Ein leises Wimmern an der Seite des Halbdecks ließ sich hören. Der Hund lief schleunigst dorthin, und als ich ihm nacheilte, fand ich meine Ahnung bestätigt. Dort lag mein armer Wilhelm, der Sohn des Capitäns, mit blutendem Haupte und soeben aus seiner Betäubung erwacht. Wie er dorthin gekommen, wußte er nicht; als er zu sich kam, saß sein treuer Hund neben ihm und leckte zärtlich sein Gesicht. Wahrscheinlich war dieser auch sein Retter gewesen, doch das Wie blieb ein Räthsel. Als die Sturzsee heranrollte hielt er seinen Vater umklammert, dann waren ihm die Sinne geschwunden.

„Mir gab jedoch diese wunderbare Rettung mein volles Gottvertrauen wieder. Als ich den Knaben

verbunden auf sein Bett gelegt hatte und das Deck betrat, da überraschte es mich nicht, als ich ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zukommen sah. Ich wußte, daß mein Gebet in der Nacht erhört, und daß uns Hilfe nahe war. Ein Boot holte uns ab, ein heimkehrender Ostindienfahrer nahm uns auf das menschenfreundlichste auf.

„Als wir an Bord des fremden Schiffes waren und noch einen Blick nach dem „Freitag" warfen, da öffnete sich die Tiefe unter ihm, und die Fluten schlugen über den Stumpfen der gebrochenen Masten zusammen. Der fliegende Holländer hatte sein Opfer erhalten."

„Und was wurde aus dem kleinen Wilhelm?" fragt Leberecht.

„Ich brachte ihn nach Holland zu seinen Verwandten. Er ist ein tüchtiger Seemann geworden und fährt jetzt sein eigenes Schiff, das er zum Andenken an seinen treuen Hund „Pluto" getauft hat. Er fährt sehr glücklich und hat wohl schon zwanzig Mal ohne Unfall das Cap passirt. Aber er ist auch kein Freigeist, wie sein unglücklicher Vater, und segelt nie an einem Freitag."

Ein Sonnabend an Bord.

Am andern Morgen ist das prachtvollste Wetter. Die Sonne entsteigt in strahlendem Glanze dem Meere und in der Ferne schimmern die weißen Kreidefelsen der englischen Südküste, die durch die Strahlenbrechung hoch über dem Wasserspiegel zu schweben scheint. Der Ostwind ist steif eingesetzt und der „Seestern" fliegt fast geräuschlos durch die kaum bewegten Fluten des englischen Kanals.

Der erste Officier sieht äußerst vergnügt aus und der Widerschein dieser Stimmung spiegelt sich mit doppelter Reflexion auf dem wettergebräunten Gesichte des Bootsmanns ab. Merkwürdiger Weise erblickt man aber sonst überall höchst verdrießliche Mienen, namentlich befinden sich die Badegäste in einer höchst ungemüthlichen Unruhe und wandern wie „ewige Juden" rastlos von einem Punkte des Schiffes zum andern.

Willst du, lieber Leser, den Grund dieses Gegensatzes wissen? Es ist heute S o n n a b e n d, und das ist für jedermann an Bord, mit Ausnahme des

ersten Officiers und des Bootsmanns, ein Schreckenstag, namentlich aber, wenn die See ruhig und das Wetter schön ist. Die an Bord von Kriegsschiffen herrschende Reinlichkeit ist bekannt; sie ist so scrupulös, daß das Auge des Landbewohners vergeblich nach einem Schmutzflecken oder auch nur nach einem Staubkörnchen sucht, aber dafür sieht das Auge eines ersten Officiers desto mehr, und weil zweihundert Menschen (eine Wache) nicht ausreichen zu sechs verschiedenen Malen in der Woche, d. h. jeden Morgen vier Stunden lang, jene imaginären Flecken und Fleckchen fortzuscheuern, zu waschen, zu schaben und zu putzen, so wird auch noch der siebente Tag, der Sonnabend, zu Hilfe genommen.

Sonst hat die um 4 Uhr aufkommende Wache doch noch ein Stündchen Zeit, ehe der stereotype Befehl „Deckwaschen" vom Hinterdeck erschallt. Man druselt noch ein bischen ein, träumt von der Heimat oder raucht heimlich ein Pfeifchen, der wachhabende Officier trinkt eine erwärmende Tasse Kaffee und der Cadett des Vorderdecks schlummert ungesehen und ungestört ein Weilchen in einer geschützten Ecke des Bugs, aber heute am Sonnabend ist das alles vorbei.

Da verwandelt sich das sanfte „Deckwaschen" in das barsche „Deckscheuern," da erscheinen erster

Officier und Bootsmann schon um 4 Uhr gestiefelt und gespornt an Deck und verkümmern einem jeden die Annehmlichkeiten der ersten Dämmerstunde. Es gibt weder Träumen, noch Pfeife, noch Kaffee; bei Laternenschein geht die Geschichte schon los, und zehn Minuten nach 4 liegen zweihundert Menschen auf den Knieen und scheuern mit Sand und großen viereckigen Steinen die verschiedenen Decke. Anfangs geht alles nur ziemlich schläfrig, und im Schatten der Kanonen werden einige Kernflüche und Verwünschungen hörbar: die energischen Ermahnungen des Bootsmanns, die sich in steigender Progression nach unten fortpflanzen, bringen jedoch bald Leben in die Arbeit. Die Arme der scheuernden Matrosen fallen allmählich in Takt, ein lustiger Bursche intonirt, und bald bewegen sich die Steine mit Gleichmäßigkeit nach den Tönen des berühmten Scheuerliedes, dessen jede Strophe mit dem Refrain schließt:

„Nur Muth gefaßt, bald geht's ans Land,
Dann fort zum Teufel mit Steinen und Sand."

Unter dem Batteriedeck befinden sich die Kammern der Officiere. Es gehört schon etwas dazu, durch das Knirschen von hundert Steinen unmittelbar über seinem Kopfe nicht zu erwachen und man muß lange das Seeleben gewohnt sein, um dabei ruhig weiter zu schlafen. Es ist deshalb nicht zu verwundern,

wenn auch Dr. Salomo, der noch kaum die Seekrankheit verwunden, aus seinem Schlummer dadurch aufgeschreckt wird. In Unruhe, was das donnernde Geräusch bedeutet, schraubt er das über seinem Bette befindliche Deckglas aus, um besser zu hören, was über ihm vorgeht. Armer Doctor! Vogel führt in der Batterie beim Scheuern die Aufsicht; er sieht das Aufdrehen des Glases und hat nichts Eiligeres zu thun, als drei Eimer Wasser an die Stelle beordern zu lassen. In dem Augenblicke, als das Glas ausgeschraubt ist, strömt der salzige Inhalt der ausgegossenen Eimer durch das Loch über den Körper und in das Bett des unglücklichen Lauschers. Ein dumpfer Schrei des Entsetzens tönt von unten herauf, die Officierkammern öffnen sich eiligst, schließen sich aber eben so schnell wieder unter dem Lachen ihrer Inhaber, als sie den triefenden und vor Frost klappernden Doctor in der Messe sehen und Vogels Stimme durch die Oeffnung des Glases herunterschallt: „Herr Doctor, machen Sie gefälligst Ihr Glas zu, hier oben wird Deck gescheuert!" Der Aermste! Nicht allein naß und eisig, sondern obendrein noch ausgelacht!

Das durch dieses Intermezzo unterbrochene Knirschen beginnt von neuem; nach dem Frühstück betheiligen sich auch die 200 Mann der andern Wache

und nicht der entfernteste Winkel des ganzen Schiffes wird verschont. Ueberall Wasser, Sand, Seife, Soda, Besen, Bürsten, Schwabber und Lappen! Der Reinigungsteufel ist in die ganze Gesellschaft gefahren, der „Seestern" schwimmt oben und unten in Wasser, nirgends ein trockner Fleck, auf dem ein Lackstiefel ungefährdet ausruhen könnte. Unbehaglichkeit in höchster Potenz — dein Name ist: „Ein Sonnabend an Bord!"

Endlich gegen zehn Uhr, nach sechsstündiger Arbeit von 800 Händen, ist das Scheuern und Waschen beendet. Die Decke sind aufgetrocknet, und um 11 1/2 Uhr hat auch das Putzen und Schaben aufgehört. Die Badegäste schöpfen wieder Luft und Dr. Salomo, der sich von dem Schrecken seines eisigen Bades erholt, erfreut sich mit seinen Gefährten der endlichen Ruhe und des schönen Wetters an Deck, des Anblickes der fremden Küste und der hunderte von Schiffen, die das Fahrwasser beleben, und gibt seinen Empfindungen in beredten Worten Ausdruck.

Auch der erste Officier freut sich, wenngleich über andere Sachen. Sein alter „Seestern" hat auf einmal seine Schnelligkeit wiedergewonnen und läßt alle Mitsegler hinter sich. Aber auch das Aussehen seines Schiffes macht ihm Freude. Nach-

dem er seit 4 Uhr unablässig auf den Füßen gewesen, in sämmtlichen Ecken und Winkeln umhergekrochen, unzählige Male die verschiedenen Treppen auf- und abgestiegen ist und durch das häufige Auffinden unsichtbarer Schmutzflecke Officiere, Cadetten und Unterofficiere in die gehörige Sonnabendverzweiflung gebracht hat, befindet sich die Fregatte gegen Mittag endlich in bester Ordnung. Seit der Indienststellung sieht sie heute seiner Meinung nach zum ersten Mal „kriegsschiffsmäßig" aus und mit Wohlgefallen ruht sein Auge auf dem schmucken Fahrzeuge, für das er allein trachtet und lebt. Schmunzelnd läßt er seine Blicke über die schlanke Bemastung schweifen, deren Stengen auf der Morgenwache blank geschrapt und geölt sind — da zieht plötzlich eine Wolke über seine Stirn.

„Bootsmann!" ruft er und beginnt mit beschleunigtem Schritt das Hinterdeck zu messen.

Der Bootsmann kommt eilig, legt sein Gesicht in die betreffenden Falten und fragt nach seinem Befehle.

„Weshalb ist die Großoberbramstenge nicht geschmiert?" lautet die von einem Stirnrunzeln begleitete Frage.

Der Angeredete sieht nach oben und bemerkt gleichfalls das schreckliche Versehen, das den Zorn des ersten Officiers heraufbeschworen hat.

„Ich habe Heinrich Tiedemann dazu hinaufgeschickt", erwidert er entschuldigend; „bin aber durch das Ausbringen des neuen Klüverbaums abgehalten worden, wieder danach zu sehen."

Der Klüverbaum ist nämlich bei dem nächtlichen Uebersegeln gebrochen und muß ersetzt werden, wobei allerdings der Bootsmann viel zu thun hat. Kurzspleiß läßt daher die Entschuldigung gelten und fragt: „Wer ist Heinrich Tiedemann?" Der erste Officier kennt wohl die Leute nach den Nummern, jedoch nicht alle nach ihren Namen.

„Einer der neuen Jungen, Herr Capitänlieutenant."

„Laßt ihn kommen!"

Der Schuldige wird herbeigeholt und erscheint mit vollem Munde kauend vor dem gestrengen Vorgesetzten. Es ist derselbe, der in Gedanken den Kalender änderte und den seine Großmutter vor dem Mastenklettern warnte.

„Warum hast Du die Großoberbramstenge nicht geschmiert, wie ich Dir befohlen?" fragt ihn der Bootsmann mit dem doppelten Stirnrunzeln des ersten Officiers.

„Ich habe sie geschmiert," antwortete Heinrich dreist.

„Was Junge, Du hast sie geschmiert? Sieh doch

einmal nach oben, es sitzt ja kein Körnchen Fett daran."

„Da oben bin ich auch nicht gewesen," sagt Heinrich ruhig, der mit den Augen der angegebenen Richtung folgt, „ich habe unten geschmiert."

„Wo unten?"

„Im Hängemattendeck."

„Im Hängemattendeck?" forscht der Bootsmann, nichts Gutes ahnend weiter.

„Ja wohl."

„Wer hat Dich dorthin geschickt?"

„Ein andrer Junge, den ich fragte, was die Oberbramstenge sei, da ich es nicht wußte."

Bei näherer Nachfrage stellt sich heraus, daß Heinrich, wie dies an Bord so häufig geschieht, als Neuling absichtlich irregeführt ist und statt der Oberbramstenge mit großem Eifer den frischgescheuerten Fußboden in der Kammer des Bootsmanns eingeschmiert hat.

„Ah!" ruft der letztere in komischer Wuth, „das ist zumtal zum Verzweifeln! Nun kann ich mir auch erklären, weshalb der Junge zum zweiten Male Fett verlangte, obwohl der Topf fast voll war."

Da aus Heinrichs Mienen jedoch die unschuldigste Dummheit leuchtet, bestraft ihn Kurzspleiß, der ein Lächeln kaum unterdrücken kann, nur mit ein

paar Tagen „schwarzer Liste." Zugleich bedeutet ihm der Bootsmann mit einem freundschaftlichen Armdrücken, bei dem Heinrich die Augen übergehen, wo die wahre Oberbramstenge ist, die er jetzt schmieren soll.

Er bewaffnet sich daher mit einem großen blechernen Fetttopf, halb gefüllt mit flüssiger Stengenschmiere und beginnt seine Wanderung nach oben.

Heinrich ist Philosoph und stellt gern Betrachtungen an. Bei der Mars (Mastkorb) angekommen, sieht er zwei Wege vor sich: das Soldatenloch grade zu und die Püttingswanten außen um. „Wie kann jemand nur so dumm sein," denkt er bei sich, „den beschwerlichen Weg außen um die Mars zu machen, wobei man fast auf dem Kopfe steht, während dies bequeme Loch geradezu führt!"

Heinrich hat freilich noch nicht zur See gefahren, und der sonderbare Ehrgeiz der Matrosen, von zwei Wegen stets den gefahrvolleren zu wählen, ist ihm daher unbekannt. Er schiebt seinen dicken Körper durch das Loch und zieht den mit einem Bändsel am Arme befestigten Topf nach. Er steht in der Mars. Ha! das ist doch wunderbar; in den Büchern hat er immer von einem Mastkorb gelesen,

und hier ist nicht die Spur von einem Korbe, sondern nur ein glatter, horizontaler Halbkreis.

„Merkwürdig, was doch die Menschen alles schreiben!“ denkt Heinrich.

„Nun, willst Du dort oben sitzen bleiben, oder soll ich nachhelfen?“ tönt es jetzt von unten herauf und stört Heinrichs Betrachtungen.

Er sieht über den Rand der Mars und erblickt auf dem Verdeck den Bootsmann, der ihm eine sehr verständliche Pantomime zuwinkt. Er verzichtet deshalb auf die versprochene Hilfe, besteigt die zweite Etage der Masten, die Stengewanten und kommt glücklich bis an die Bramsaling, wo die dritte Verlängerung der Masten, die Bramstenge, beginnt.

„Ist das eine Höhe,“ sagt Heinrich bei sich, „wenn mich meine Großmutter hier sähe!“

Diese sieht ihn allerdings nicht, dafür aber der Bootsmann, und da Heinrich ihn gleichfalls erblickt, schickt er sich zur Weiterreise an. Er sieht nach oben. „Himmel! was ist das?“ ruft er, „da fehlen ja die Treppen und ich soll hinauf.“ Was hilft es jedoch? Das bittere Muß treibt ihn gebieterisch, und er versucht, an den beiden Bramwanten hinaufzuklettern. Es ist keine Kleinigkeit, eine fast senkrechte Höhe von einigen zwanzig Fuß an zwei ein-

zelnen Tauen zu erklimmen, namentlich mit einem Fetttopf am Arm. Unzählige Male rutscht er wieder herunter und die ganze Haut der Schienbeine wird abgescheuert. Endlich ist er in der Oberbramsaling angelangt, wo er frische Kräfte sammeln kann. Noch ist er nicht am Ziele, die Oberbramstenge bleibt noch zu ersteigen und er muß jetzt zehn Fuß am kahlen Holz in die Höhe. Ein Glück ist es, daß Heinrich, der früher gern Vogelnester ausgenommen, das besser als das Tauklettern versteht. Er kommt richtig beim Flaggknopfe an und beginnt seine Arbeit. Um Halt zu haben, schlingt er den linken Arm mit dem daran befestigten Topf über das nach vorn fahrende Halttau der Stenge. Jetzt hat er geschmiert, soweit er reichen kann und will sich niedergleiten lassen. O weh! er hat nicht an den Topf gedacht und vergessen, denselben über das Halttau zu heben. Nun hakt das widerspenstige Gefäß mit seinem Rande hinter dem Tau und hängt auf der einen Seite, während Heinrich sich auf der andern befindet.

Vergebens sucht er sich wieder emporzuarbeiten; die frischgeschmierte Stenge spricht allen Anstrengungen Hohn. Endlich verlassen ihn seine Kräfte, und er schreit mit jämmerlicher Stimme nach Hilfe. Die Leute an Deck sehen nach oben und erheben

ein lautes Gelächter beim Anblick der komischen Situation. Der wachhabende Officier schickt jedoch augenblicklich ein paar Matrosen zur Befreiung des Jungen hinauf, und es ist hohe Zeit, daß diese kommen. Kaum haben sie die Oberbramsaling errreicht, als Heinrichs letzte Kräfte schwinden. Durch seine Körperschwere reißt der Bändsel des Topfes, der Junge gleitet an der Stenge nieder und wird nur durch Hilfe der Matrosen vor dem Hinunterstürzen bewahrt.

Der Topf folgt indessen den Gesetzen der Schwere. Er stößt, sei es Malice oder Zufall, unterwegs an alle möglichen Taue, verschüttet dadurch seinen Inhalt in einem weiten Sprühregen über das weißgescheuerte Deck und stülpt sich zuletzt mit einer Präcision über den Kopf des Doctor Salomo, daß diesem Hören und Sehen vergeht. Er ist am Fallreep mit Bölting und dem Officier der Seesoldaten gerade in lebhaftester Discussion begriffen, und ein schlagendes Argument wird durch den Topf in seinem Munde zurückgehalten. Auch Bölting ist von unten bis oben begossen und außer sich über den Ruin seines neuen, so brillant sitzenden Rockes. Der Officier der Seesoldaten kommt mit einigen Flecken davon und befreit endlich den Doctor von seiner Blechhaube. Beide gelangen jedoch im Rück-

blick auf die Vorgänge der letzten acht Tage zu der Ueberzeugung, daß das hochberühmte Seeleben weiter nichts sei, als Gefängniß mit der Aussicht todtgeschlagen zu werden oder zu ertrinken.

Heinrich Tiedemann wird mehr todt als lebendig heruntergebracht und muß sogleich zur Ader gelassen werden. Dies ist sein Glück; der erste Officier ist wüthend, der Bootsmann rasend über das gesprenkelte Aussehen des schönen Verdecks. Die Arbeit des ganzen Morgens ist vergebens gewesen. Der Bootsmann will verzweifeln, aber er bringt nur noch das „Zumtal" hervor, das „Verzweifeln" bleibt ihm vor Aerger in der Kehle stecken.

Kurzspleiß sprüht Blitze, und 180 Schritt in der Minute geben Zeugniß von der Stimmung, die in seinem Innern tobt.

Doch halt! Der Gang mäßigt sich. Es fällt ihm ein, daß die Sache auch ihre guten Seiten hat. Schon seit dem Morgen hat er darüber nachgedacht, wie er die Leute der „schwarzen Liste" (Strafarbeiter) beschäftigen soll, während die übrige Mannschaft am Nachmittag frei hat. Jetzt ist er aus aller Noth. Die schwarze Liste muß die Flecke mit dem Messer abschaben, dann mit Sand und Steinen scheuern.

Arme schwarze Liste, wie bist du geplagt!

Welche Danaidenarbeit mußt du verrichten und welche Tantalusqualen erdulden? Und doch, welche schöne Erfindung bist du andrerseits, welches ausgezeichnete Mittel für den ersten Officier, sein Schiff nach und nach auf den Culminationspunkt der Ordnung und Reinlichkeit zu bringen.

Wenn morgens neun Uhr die Trommel zur Musterung erschallt, wenn die Officiere ihre Divisionen nachgesehen und dem ersten Officier darüber Meldung gemacht haben, wenn dieser die Mannschaft an Backbord auf das Hinderdeck pfeifen läßt und er das verhängnißvolle, der Besatzung wohlbekannte Taschenbuch öffnet — dann schüttelt ein heimlicher Schauer die Unglücklichen, die sich bewußt sind, ihre Jackenknöpfe nicht geputzt, auf das Deck gespuckt, ihr Hemd nicht numerirt oder ein ähnliches Verbrechen begangen zu haben, das ihre Namen unfehlbar in das Buch des ersten Officiers bringt. Die schwarze Liste harrt ihrer in unausbleiblicher Gewißheit, und sie erwarten nur noch in dumpfer Resignation die Zahl der Stunden oder Tage, die über sie verhängt wird.

Für den Sträfling der schwarzen Liste gibt es weder Ruhe noch Rast. Das Erblicken eines Schmutzfleckens, das Niederfallen eines Kabelgarns auf das Deck, das Blindwerden irgend einer Messingplatte

genügt, um die schwarze Liste zur Arbeit zu rufen. Während die übrige Mannschaft zwei Stunden Mittagsruhe hat, bekommt die schwarze Liste nur eine halbe. Während jene um vier Uhr Nachmittags von jeder Arbeit ausscheidet, bringt für diese nur die eintretende Dunkelheit Feierabend. Ihre Arbeit ist Danaidenarbeit, weil der Rost, den sie heute von den Ankerketten schabt, sich morgen durch das Seewasser wieder ansetzt und die von ihr gereinigte Gallion in einer Stunde wieder ebenso beschmutzt ist. Sie erduldet Tantalusqualen, weil sie mit trocknem Munde zusieht, wenn die Kameraden Grog bekommen, weil sie an Bord sitzen, wenn jene an Land gehen, weil sie arbeiten muß, wenn jene feiern.

Arme schwarze Liste, wie bist du geplagt!

Schlecht Wetter.

Acht Tage sind verflossen und es ist wieder Sonnabend, aber die Badegäste, welche sich zu dieser Zeit schon in die Tropen und in die Schatten von Palmenhainen irgendwelcher unbekannten Insel träumten, haben die Rechnung ohne den Wirth d. h. „Kombüsenbesteck" gemacht, wie man es an Bord nennt. Ihre Leiden sollen noch kein Ende haben, denn der Wind hat nach kurzer Zeit wieder sein Herbstquartier in Westen bezogen und bläst seit sechs Tagen genau daher, wo die Fregatte hinwill. Nun, es ist auch kein Wunder, der Ostwind war ja „Freitagswind". Was kann dabei Gutes herauskommen? Der „Seestern" kreuzt deshalb noch immer im biscaischen Meerbusen, und wenn den ein Schiff im Frühjahr oder Herbst passirt ohne einen gehörigen Nordwester, dann gehört es zu den Sonntagskindern.

Der Steuermannsmaat Kattblock hat zwar mit großer Sicherheit schon gestern „schlecht Wetter" prophezeit, aber bis jetzt ist es nicht eingetroffen, und es steht nur frische Briese aus Westnordwest.

Heute, am Sonnabend Nachmittag, haben die Leute einige Stunden Zeit erhalten, um ihr Zeug auszubessern. Dabei bietet sich eine vortreffliche Gelegenheit zum Schwatzen, was für die Seeleute einen gar zu verführerischen Reiz besitzt. Wo nur irgend zwei von ihnen zusammenkommen, da wird in aller Geschwindigkeit ein kleines Garn gesponnen. Obwohl am Bord eines Kriegsschiffes Ruhe ein Hauptbedingniß ist, würde es vergebene Mühe sein, dieselbe im eigentlichen Sinne des Wortes zu erzielen. Ein Wörtchen zu sprechen, hält Jan Maat für sein unveräußerliches Recht, wozu hat der liebe Gott ihm die Zunge gegeben? — es erfüllt deshalb ein beständiges gleichmäßiges Gesumme, wie das eines Bienenschwarmes die Räume des Schiffes. Nur wenn der Ton der Pfeife erschallt, herrscht überall augenblickliche Todtenstille; dann gilt es, die darauf folgenden Befehle zu verstehen.

„Diesmal hast Du Dich doch geirrt, Kattblock," sagt Schramm, der alte Bootsmannsmaat, „das schlechte Wetter bleibt aus."

„Gott bewahre!“ versichert dieser ernst, „wenn des Bootsmanns Gallion (Nase) blau anläuft, haben wir innerhalb 48 Stunden einen Sturm, daß sieben alte Weiber keinen Besenstiel gerade in der Luft halten können. Ich kenne das zu genau. Als ich mit ihm noch auf dem „Fliegenden Fisch“ zusammen diente und einmal das Barometer gebrochen war, reffte der Commandant, mit dem der Bootsmann so lange gefahren hat, stets nach dessen Nase. War sie roth, so bedeutete dies zwei Reffe, für blau gab es drei und wenn auch die Ohren anliefen, konnten wir uns auf einen gehörigen Beileger (schwerer Sturm) gefaßt machen, das stand so fest, wie Amen in der Kirche.“

„Wind giebt's gewiß!“ meint bekräftigend der Feuerwerksmaat Lebrecht, „mir hat vergangene Nacht von Frauenzimmern geträumt, und Ihr wißt alle, daß das schlechtes Wetter bringt.“

„Dummes Zeug,“ sagt der Krankenwärter, der von der Armee zur Marine übergegangen ist und als Freigeist gilt. „Alles Aberglaube! Ihr schwatzt immer von Euren Träumen, und noch nie habe ich gesehen, daß sie richtig auskommen. Was haben die Frauen mit schlechtem Wetter zu thun?“

„Da sieht man gleich, daß der nicht verheirathet ist,“ wirft Schramm ein, „sonst würde er nicht so einfältig fragen.“

„Nun warte nur, Krankenwärter,“ sagt Lebrecht, „Du hast noch nicht viel auf dem blauen Wasser geschwommen, deshalb schwatzest du so klug. Wir wollen sehen, wer recht hat.“

Das Commando: „Alle Mann auf, klar zum Segelbergen!“ unterbricht die Unterhaltung. Der Capitän hat zwar nicht des Bootsmanns Nase, aber das Barometer beobachtet und dies wie das Aussehen der Luft lassen es ihm rathsam erscheinen, zur Nacht die kleinen Segel fortzunehmen und ein paar Reffe einzustecken. Im Nordwest steigt eine drohende Bank auf, und am Horizont zeigt sich ein kleiner Fleck, wie das Stück eines Regenbogens, von den Seeleuten Windgalle genannt. Sie trügen selten, diese Windgallen, und ein vorsichtiger Seemann führt kleine Segel, wenn er sie gesehen hat.

Eine schwarze und gefährlich aussehende Bö löst sich von der Wolkenmauer und fliegt schnell heran. An Bord ist alles fertig, sie zu empfangen, aber es ist kein Wind darin, nur Hagel und Schnee.

„Nennt Ihr das schlecht Wetter?“ fragt der Krankenwärter, der sich gar zu gern das Ansehen eines furchtlosen Seemanns geben möchte.

„Warte nur,“ erwidert Kattblock, „die Frauenzimmer werden Dir Deine Ungläubigkeit schon verklaren, mehr als Dir lieb ist.“

Die Nacht kommt, aber das Wetter hält sich. Die erste Wache verläuft in ruhiger Eintönigkeit, und der Officier, Lieutenant Bohr, geht im langsamen Schritt auf dem Hinterdeck auf und ab. Die trübe gleichmäßige Decke, welche den Himmel verschleiert, läßt auch nicht einen Stern durchblicken, dessen freundlicher Schein dem Wachehabenden Gesellschaft leistet. Nur das hohle Rauschen der See unterbricht bisweilen unheimlich die Nacht. „Gott sei Dank," denkt Bohr, „noch fünfzehn Minuten und Du bist erlöst!" Diese Zeit vergeht schnell; die andere Wache wird gerufen und gemustert und der Steuermannsmaat weckt den ablösenden Officier.

Noch eine Minute! Doch die Uhr geht ja eine Minute nach — mein Gott, wie kann man eine so wichtige Sache vergessen! Also schnell „Acht Glas" und „Freiwache zur Coje!"

Wie rasch dem Befehle Folge geleistet wird! Die Glücklichen! in zwei Minuten liegen sie behaglich in ihren Hängematten in warme Decken eingehüllt. Der Stabswachtmeister, das perpetuum mobile an Bord, sorgt dafür, daß die Ablösung rechtzeitig erfolgt und wirft die Säumigen ohne weiteres aus der Hängematte.

Einen Officier kann man aber doch nicht aus der Coje werfen! Wie schade! sonst wäre Bohr

wahrscheinlich schon abgelöst, da die Uhr bereits zehn Minuten nach 12 zeigt.

„Steuermannsmaat, haben Sie Lieutenant Bölting auch ordentlich geweckt?“

Bohr hat vergessen, daß der Gerufene schon längst in Morpheus Armen ruht. Der Steuermannsmaat der neuen Wache sieht nach und meldet, daß der Lieutenant Bölting im Augenblick erscheinen wird.

Dessen Augenblicke sind jedoch sehr lang und dauern fünf Minuten. Endlich kommt er, entschuldigt sich auf das höflichste wegen seines langen Ausbleibens, und Bohr übergibt ihm ziemlich schlecht gelaunt die Wache.

Indessen erinnert sich Bölting, daß er sein Commandobuch unten gelassen.

„Ach, verehrtester Herr Lieutenant Bohr, haben Sie die Gewogenheit, noch einige Augenblicke für mich die Wache zu übernehmen; ich....“

Doch Bohr ist mit einem eiligen „Gute Wache!“ bereits in der Batterie verschwunden.

Armer Bölting! er hat kein Commandobuch und darf das Deck nicht verlassen. Das wird eine schlimme Geschichte, wenn plötzlich der Wind schralt. Doch der Wind meint es gut mit ihm und rührt

sich nicht vom Flecke, nur das hohle Rauschen der See wird lauter und unheimlicher.

Es schlägt ein Glas. „Was! noch nicht mehr?" denkt der Wachhabende, dem die Zeit unendlich lang geworden und der sich mit stillem Schaudern der sieben halben Stunden erinnert, die ihm noch bevorstehen.

O Mittelwache, du Schrecken aller Cadetten, du Geißel aller jungen Officiere! Auf dir gehen alle Uhren zu langsam und ein unsichtbarer Kobold klammert sich an die Zeiger. Du bist endlos, wie die Sahara, und vergebens lechzt der müde Wanderer nach der Oase der „acht Glas".

Und doch, in dieser Welt ist kein Leiden ohne Trost. Selbst die Mittelwache hat ihre Freuden und unschätzbaren Annehmlichkeiten.

Wenn der Schlaf auf den müden Augenlidern mit drückender Schwere lastet; wenn die Füße die Theorie der Zickzacklinie praktisch auszuführen beginnen und ihr Eigenthümer dabei die Entdeckung macht, daß das Material der Laffeten auf der einen Seite des Schiffes ebenso hart ist, wie auf der andern, und daß auch der Großmast geringere Elasticität besitzt als der Kopf — dann erweckst du, o herrlicher Mokkatrank, vom Burschen heimlich auf der Spirituslampe gebraut, die matten Lebensgeister

zu neuer Thätigkeit und rieselst mit deinem milden Feuer belebend durch die erschlafften Adern. Der Gang nähert sich wieder der geraden Linie, alle Müdigkeit verschwindet und schnell verfließt der noch übrige Theil der Wache.

Leider darf der arme Bölting sich der zauberischen Wirkung des arabischen Trankes nicht überlassen. Der Capitän hat die unangenehme Gewohnheit, öfters plötzlich auf dem Deck zu erscheinen, wenn Bölting oder andere junge Officiere die Mittelwache haben, und das ist schlimm; denn nach acht Uhr Abends darf im Schiffe außer den vorgeschriebenen Laternen kein Feuer brennen, geschweige denn eine Spirituslampe. Darum quält ihn die Langeweile, und die Minuten schleichen mit bleiernen Füßen. Er könnte sich mit Vogel unterhalten, der bei ihm auf der Wache ist. Zwar liegt Vogel vorn in den Finknetzen und schläft als echter Cadett trotz des kalten Wetters, doch kann er ja geweckt werden. Wie darf aber ein Unterlieutenant mit einem Cadetten außerdienstlich sprechen?

Armer Bölting! die neuen Epauletten, die seit vier Wochen deine Schultern zieren, drücken dich noch so sehr.

Er faßt das Nachtfernrohr, und unterwirft mit Kennermiene Raaen und Segel einer genauen Prü-

fung. Vergebene Mühe, es ist nichts zu finden. Die Schoten sind vorgeholt, die Raaen richtig gebraßt, nicht einmal eine Bulien ist vergessen. Also kein Grund zum Segelkanten und zur Ermunterung durch Commandiren.

Ha, was ist das! Alle Segel auf einmal los, wie ist das möglich? „Cadett Vogel, Herr Cadett Vogel?" ruft Bölting in seinem Schrecken; doch Vogel erwacht nicht so leicht, er träumt von Fleischpasteten mit Ananaspunsch.

„Alles back vorn!" ruft ein Bootsmannsmaat.

Wahrhaftig, der Wind geht plötzlich um.

„Wache klar zum Brassen!" commandirt endlich Bölting; aber da ist schon wieder das Dilemma, was für Brassen, Lee oder Luv?

„Leebrassen, holt doch die Leebrassen!" schreit er auf gut Glück. Ja, ja, es ist ein schlimm Ding für einen jungen Officier, wenn plötzlich der Wind aus Lee kommt; auch ältere verlieren bisweilen den Kopf dabei.

Die Leute reißen an den Brassen, daß alles kracht. Umsonst, es gibt keinen Zoll.

Bölting hat vergessen, daß die Raaen bereits scharf beim Winde standen, als er die Wache übernahm.

„Fockraa ist scharf an," ruft Vogel, der endlich

erwacht und von seinem Lager aufgesprungen ist; „fest Marsraa, sonst kommt sie von oben!"

Das fehlte nur noch, um Bölting vollständig zu verwirren. Die Fregatte beginnt bereits rückwärts zu gehen und stampft mit dem Hintertheile gegen die See. Da füllt der Besan von der andern Seite, und mit einem Krachen, daß das ganze Schiff erzittert, fliegt der Baum nach Backbord. Das ist zu viel für den armen Wachhabenden und Verzweiflung packt seine geängstete Seele.

Da erscheint wie ein Deux ex machina der Capitän an Deck. Er ist durch die sonderbaren Bewegungen des Schiffes erwacht, hört das Uebergehen des Besanbaumes, springt eiligst in seine Kleider und an Deck. Ein Blick belehrt ihn, daß unser Freund „eine Eule gefangen" und er besteigt deshalb sofort die Commandobank.

„An die Backbords Achterbrassen! Ruder Backbord!" commandirt er. Die Raaen fliegen herum und das Schiff fällt so schnell, daß die Hintersegel im Nu vollstehen. „Rund vorn!" Auch die Vorsegel füllen sich, die Fregatte bekommt Fahrt, wird an den Wind gebracht, und liegt bald ebenso ruhig auf dem Wasser wie zuvor. Sie hat wie ein muthwilliges Roß den ungeschickten Reiter abgeworfen, gehorcht aber willig dem Worte des Meisters.

Bölting bekommt jetzt eine Lection, die ihn zwar sehr beschämt; aber das Intermezzo bringt ihm wenigstens den Vortheil, daß er auf einmal ungemein wach geworden ist. Freilich, „die Geister, die er gerufen, wird er nun nicht los," und der Capitän bleibt auf dem Deck. Die Luft gefällt ihm nicht und das Barometer steht tief.

Er steigt auf die Commandobank und sieht in den Wind. Huh! was für eine Nacht, schwarz wie chinesische Tusche und der Himmel schaut aus, als hätte er Trauer angelegt. Vergebens sucht das Auge nach einem tröstenden Stern. Nacht, überall Nacht, wohin es blickt. Im Westen steigt langsam eine schwere Masse am Horizonte empor. Der Capitän weiß, was sie bringen wird, und trifft Vorbereitungen. Die Leute stehen fertig bei Marsfallen und Brassen und das Großsegel wird fortgenommen.

Mit reißender Schnelligkeit breitet sich jetzt die Wolkenschicht am Himmel aus. Noch ist der Wind nicht da, aber die See bricht bereits mit hohltönendem Rauschen donnernd in sich zusammen.

Sieh dort! den langen, grünlich schimmernden Streifen, der wie eine feurige Schlange sich auf den dunkeln Wassern windet, die mit ihren Bauchringen das Schiff zu umstricken droht. Was will jenes Gespenst der Tiefe?

O, der Capitän kennt es wohl. Es ist der Sturm, der hereinbricht und den kochenden Gischt vor sich hertreibt. Er hat keinen Augenblick zu verlieren, wenn er ihn gerüstet empfangen und nicht die Masten brechen oder das Schiff kentern lassen will.

„Laufen Marssegel!“ commandirt er mit klartönender Stimme, die weit hinausschallt in die dunkele Nacht. Die Marsraaen rasseln donnernd an den Stengen nieder; doch kaum hat er gerufen: „Hol auf Luvbrassen, aus Refftaljen!“ da ist auch der Sturm schon da, und seine Worte verhallen im Toben des Windes und der See.

Mit einem Stoße, als wollte sie das Schiff aus dem Wasser heben, fällt die Bö in die Segel und bläht sie zum Zerspringen. Die Fregatte weicht dem furchtbaren Drucke und legt sich auf die Seite. „Auf mit dem Ruder, hart auf!“ Die Leute bekommen keinen Zoll von Brassen und Refftaljen und Abhalten ist die einzige Rettung.

Die Leute am Ruder drehen mit aller Kraft am Steuerrade; es gelingt, aber das Schiff fällt nicht.

„Alle Mann auf!“ commandirt der Capitän mit der äußersten Macht seiner Stimme; jedoch das Heulen des Sturmes, das Brausen der See und das

Aechzen der Masten übertönt den Ruf. Glücklicherweise hat ein Bootsmannsmaat ihn vernommen und eilt in das Hängemattendeck, wo das „Alle Mann auf!" wie ein elektrischer Schlag auf die Mannschaft wirkt und sie aus den Cojen treibt. Es ist keine Zeit zum Ankleiden; das „Alle Mann auf!" in der Nacht ist der Hilfeschrei in der Noth. Jedermann weiß dies und folgt augenblicklich dem Rufe, wie der Muselmann der heiligen Fahne.

Die Fregatte liegt noch immer auf der Seite. Sie fliegt mit einer nie gesehenen Fahrt durch die schäumenden Wogen, die sich brüllend an ihr hinaufwälzen und sie zu verschlingen drohen. Durch die Batteriepforten dringt strömend das Wasser und füllt das Deck. Im Hängemattendeck herrscht die größte Verwirrung; das durch die Luken hinunterspülende Wasser läßt die Leute glauben, es sei ein Unglück passirt.

„Wir sind übersegelt, wir gehen auf den Strand, das Schiff ist leck." Diese Rufe tönen wild durcheinander, und auf den Treppen drängt alles nach oben, um der Gefahr zu entrinnen. Der Tambour schlägt in Verzweiflung ohne Befehl Generalmarsch und steigert dadurch die Verwirrung noch mehr. Auf dem Oberdeck rennt alles mit den Köpfen gegeneinander; die dichte Finsterniß erlaubt keinen Schritt

vor sich zu sehen. Jedes Commando hat aufgehört, der Sturm hat es übernommen und brüllt es mit Donnerworten den ohnmächtigen Menschen zu, daß ihnen das Blut in den Adern gerinnt.

Der erste Lieutenant und die übrigen Officiere sind ungeweckt auf das Deck gestürzt; in einer solchen Nacht bedarf es für sie keines Weckens.

Noch immer stürmt die Fregatte mit angebraßten Raaen durch die Fluten, als ob sie den wilden Jäger trüge zum Wettlaufen auf Leben und Tod. Vergebens werden alle Anstrengungen gemacht, um das Schiff zum Abfallen zu bringen. Der Kopf des Ruders hat sich abgedreht, seine Wirkung ist aufgehoben und die zum Springen straff gespannten Brassen sprechen allen an sie verwendeten Kräften Hohn!

Die Masten biegen sich, die Raaen krachen, das ganze Schiff erzittert in seinen Fugen und stöhnt, als müßte es dem übermenschlichen Kampfe erliegen.

Doch der Capitän sieht, daß etwas geschehen muß, wenn er einem großen Unglück vorbeugen will. Im Verein mit den Officieren gelingt es ihm, einen Theil der Mannschaft auf dem Hinter-deck zu sammeln und sie zum Bergen des Kreuz-segels zu vertheilen. Die Taue werden steif geholt,

um auf Commando das Segel schnell unter der Raa zusammenzuschnüren.

Winzige Menschen! wollt ihr eure Kraft mit der des Sturmes messen, des Sturmes, der Wälder entwurzelt und den Meeresgrund aufwühlt?

Kaum erhalten die Schooten Luft, da faßt der Wind das Segel, die schnürenden Taue springen wie Glas, es peitscht einige Male mit gewaltigem Knall und wird zu Atomen zerschellt hinausgeführt über das weite Meer. Ein gleiches Schicksal trifft das Großmarssegel.

Was schadet dies jedoch? Der Zweck des Capitäns ist erreicht. Das Hinterschiff ist vom Druck der Segel befreit, der das Abfallen verhinderte. Jetzt wirken die Vorsegel allein; langsam richtet sich die Fregatte empor, kommt allmählich vor den Wind und die größte Gefahr ist beseitigt.

Schnell repariren die Zimmerleute das Steuerruder, und bald läßt sich das Schiff wieder steuern. Seine Fahrt vermindert um ebensoviel die Kraft des Sturmes, das Commando wird hörbar, und mit ihm kehren auch Ordnung und Disciplin sofort wieder. Die Sturmsegel sind gesetzt, und die Pause, welche beim Sturme stets dem Verrollen dreier schweren Wellen folgt, wird benutzt, um das Schiff an den Wind zu bringen und beizulegen.

Die größte Wuth des Windes hat nachgelassen. Zwar weht es noch immer sehr hart, doch ist weiter keine Gefahr dabei. Der „Seestern" liegt unter seinen kleinen Sturmsegeln wie eine Möve auf dem Wasser, treibt langsam seitwärts, und an dem breiten Kielwasser, das er mit seinem Rumpfe glättet, brechen sich die tosenden Sturzseen und laufen unschädlich unter dem Schiffe fort. Der Kampf der Elemente gegen die Menschen ist beendet, und der Mensch ist Sieger geblieben.

Indessen ist es 1/2 4 geworden. Die Mannschaft klart das Deck und die Freiwache wird mit einem Grog als Trost für die gestörte Nachtruhe unter Deck gepfiffen.

Auch die wachfreien Officiere gehen unter Deck, und Bölting wünscht sehnlichst „acht Glas" herbei, um seine gesprengten Lackstiefel zu wechseln. In der Batterie wogt das durch die Geschützpforten eingedrungene Wasser noch von Bord zu Bord, findet seinen Weg nach unten und auch in die Kammern der Badegäste. Letztere haben Zuflucht in der Officiermesse gesucht, als aber dort der schwere Mahagonitisch losgebrochen, sind sie in die Batterie geflohen. Dort stehen sie in Todesangst, während über ihnen das Heulen des Sturmes, das Arbeiten und Schreien der Menschen, das Knarren der Masten

und das Brausen der See in schaurigem Concert ertönt. Die wachfreien Officiere, welche in ihren langen Regenröcken und Südwestern wie Nachtgespenster an ihnen vorbeigleiten, unterbrechen endlich das dumpfe Schweigen, das auf der Gruppe lastet. Bohr ruft ihnen im Vorbeigehen zu: „Wir gehen hinunter, nun ist's vorbei." Bleich malt sich der Schrecken auf den entstellten Gesichtern der Badegäste, die Bohrs Worte in dem Sinne auslegen, daß das Schiff untergeht und ihr letzter Augenblick gekommen ist.

Doch bald klärt sich das Mißverständniß auf, und sie kommen mit dem Schrecken davon. Ermattet suchen sie ihre Cojen wieder auf, während die Seeofficiere sich an einem Schinken und einer Flasche Madeira erlaben. Der revolutionäre Tisch hat die Thür des Meßschrankes eingestoßen und dessen heimliche Schätze bloßgelegt, die jetzt zum großen Kummer des Meßvorstandes unbarmherzig geplündert werden.

Im Hängemattendeck sind die meisten Leute wieder zur Coje gegangen. Zwar haben sie nur noch ein halbes Stündchen für sich, allein auf der See geizt man mit der Zeit, die zum Schlafen vergönnt ist, und ein ordentlicher Matrose schläft in einer halben Stunde mehr, als eine Landratte in einer ganzen Nacht.

Nur in der Bottlerei, der Speisekammer des Schiffes, deren Atmosphäre nach einem heimlichen Aroma von Rum duftet, ist eine kleine Gesellschaft versammelt. Sie hat es vorgezogen, den Rest der Freizeit wachend hinzubringen, und bei einem steifen Grog, den der Bottelier als Wirth angerührt, ein kleines Garn zu spinnen. Sie besteht aus Schramm, Lebrecht, Kattblock und dem Bottelier, und die Ereignisse der verflossenen Stunden sind natürlich das Thema der Unterhaltung.

„Nun wer hat Recht gehabt?" äußert Kattblock, „habe ich nicht gesagt, daß des Bootsmanns Nase nie trügt? Es war aber auch eine hübsche Mütze voll Wind, und es wundert mich, daß wir so billig fortgekommen sind."

„Ja," meint Schramm, „es war ein Glück, daß wir den alten „Seestern" bald vor den Wind bekamen. Wären wir noch länger so mit halbem Winde fortgegangen, würde unser Grog jetzt tüchtig nach Salzwasser schmecken."

„Wo mag denn nur der Krankenwärter hingekommen sein?" fragt Kattblock, „hoffentlich wird er sich jetzt überzeugt haben, daß Weiber an Bord stets schlechtes Wetter bringen."

„Ich habe ihn nur einmal in der Batterie gesehen," erwidert Lebrecht. „Er war beim Ueber-

holen des Schiffes unter eine Kanone gerutscht. Er mußte dort eklig festgeklemmt sein, denn er schrie mordmäßig und jammerte schrecklich über seine Frau und Kinder."

„Was?" wirft der Bottelier ein, „er hat ja weder das eine noch das andere."

„Nun," meint Lebrecht, „dann wird er es wohl nur gethan haben, um Mitleid zu erregen und Hilfe zu erhalten, da ihm das Wasser gehörig die Klüsen (Augen) auswusch. Ich konnte mich nicht um ihn kümmern, da der erste Officier mich nach einer Laterne geschickt hatte. Im Grunde genommen gönnte ich ihm jedoch das Bad von ganzem Herzen. Der Kunde thut immer, als wenn er, Gott weiß, was für ein Seemann wäre, und er versteht eben so wenig davon, wie meine Großmutter."

Der schrille Ton der Pfeife, das Schlagen der Glocke und das Commando: „Backbordwache an Deck!" stört die Unterhaltung. Schnell knöpft jeder die dicke Jacke bis unter das Kinn zu: die Gläser werden bis auf die Nagelprobe geleert, ein frisches Stück Tabak hinter den letzten Backzahn an Steuerbordseite gestaut, und so gerüstet begeben sich die drei Unterofficiere an Deck. Dort harrt ihrer die interessante Aufgabe, an einem eisigen Wintermorgen neue Marssegel unter die Raaen zu binden, eine

Arbeit, die man jedem andern lieber gönnt, als sich selbst. Der Bottelier als Freiwächter beneidet sie auch nicht darum und freut sich im Stillen, daß er nicht mit an Deck braucht, sondern seine warme Coje aufsuchen kann.

Mann über Bord.

Fast vierzehn Tage lang hat die Fregatte im biscaischen Meerbusen gekreuzt, mit Regen, Hagel und allen Attributen eines nordischen Spätherbstes gegen Westwinde gekämpft, sich jedoch allmählich nach Süden gearbeitet. Das Wasser hat seine Farbe gewechselt, und dem dunklen Grün, das die Nähe des Landes verkündet, ist tiefes Blau gefolgt, der Widerschein des Himmels und das Kennzeichen unergründlicher Tiefe. Eine mildere Temperatur stellt sich ein, und sie wird von jedem bei dem Gedanken an die ungastliche Heimat angenehm empfunden, die jetzt von Schnee und Eis starrt. Selbst die Badegäste beginnen sich einiger Maßen mit dem Leben an Bord auszusöhnen, das ihnen bisher so viel Kummer bereitet, und die Hoffnung auf das baldige

Erreichen der Tropengegend läßt sie die Leiden der Vergangenheit vergessen.

In der Nähe der portugiesischen Küste setzt ein tüchtiger „Norder" ein und treibt den „Seestern" mit zehn Meilen Fahrt Madeira zu. In den Sommermonaten erstreckt sich der Passatwind bis zur Höhe dieser Insel, aber im Winter steht er südlicher, und an seiner Grenze herrscht unruhiges und böiges Wetter. Auch die Fregatte entgeht dem letzteren nicht, die Windstöße werden heftiger und nehmen einen stürmischen Charakter an.

Es ist gegen 11 Uhr Abends und seit längerer Zeit keine Bö eingefallen; die Posten werden abgelöst, der wachhabende Officier geht in Träumereien versunken auf dem Hinderdeck auf und ab, die Mannschaft der Wache sitzt gruppenweise in Lee von den Booten, und ihr jüngerer Theil horcht aufmerksam der Erzählung eines Kameraden, deren Thema das Riesenschiff „Benevender" ist. Es wurde vor fünfhundert Jahren in Rußland gebaut und war so groß, daß man heutzutage gar nicht mehr weiß, welche Dimensionen es hatte. Wenn die Mannschaften nach oben in die Toppen gingen, um zu reffen oder Segel festzumachen, war dies eine so lange Tour, daß in jedem Marsfallblock ein Wirthshaus eingerichtet wurde, wo sie sich unterwegs

erfrischen konnten. Der Capitän schickte seine Befehle immer durch berittene Adjutanten nach vorn, die außen auf den Berghölzern herumgaloppirten. Durch die Klüsenöffnungen, welche im Bug sitzen, und durch welche die Ankerketten fahren, spülte eines Morgens eine holländische Kuff auf das Deck des Benevender, und als der Koch in der Ostsee die Asche aus der Combüse über Bord warf, entstand die Insel Bornholm. Auf seiner Weiterreise klemmte sich das Schiff zwischen England und Frankreich fest. Um durchzukommen, mußte man seine Seiten mit Seife schmieren, und davon ist die Südküste von England noch bis jetzt weiß geblieben. Draußen vor dem Kanal lag aber damals der große Krake, eine riesige Meerspinne, die mit ihren Armen die Schiffe unter Wasser zog und verschluckte. Der „Benevender" war nun freilich zu groß für ihn, aber der Krake legte sich quer vor seinen Bug, und als das Schiff dagegen segelte, stieß es sich die Planken an ihm ein, füllte sich mit Wasser und sank auf den Meeresgrund. Dort steht es nun noch, und die Spitzen seiner Masten werden grade von dem Ocean überspült. Alljährlich scheitern Schiffe auf ihnen, und auf den Seekarten hat man sie als die Teufelsfelsen verzeichnet, aber ihre genaue Lage trotz aller Mühe noch nicht ermitteln können.

Da unterbricht plötzlich der Angstruf: „Mann über Bord!“ die Erzählung und bringt alles mit Blitzesschnelle auf die Füße.

Der auf der Fockraa ablösende Ausguck ist über Bord gefallen.

„Hinunter mit der Rettungsboje!“ ist das fast gleichzeitige Commando des Officiers. Ein Druck des bei der Boje stehenden Postens an einer Feder entzündet deren Licht, und die Berührung einer zweiten Feder läßt sie von ihren Haltern in das Wasser fallen.

„Kutter klar, auf Großsegel!“ ruft der Wachhabende jetzt. Die Rettungsmannschaft stürzt nach dem Leeboot, Cadett Vogel voran; bei solchen Gelegenheiten schläft der brave Junge nicht, da ist er der erste. Das Boot ist im Augenblick fertig zum Niederlassen, und auch das Großsegel ist mit einer Geschwindigkeit in die Höhe, wie nie zuvor. Heute bedarf es keiner Ermunterung, es gilt einen Kameraden vom Tode zu retten.

Eben so schnell wird das Schiff an den Wind gebracht und back gelegt. Der Wind ist von hinten, die Fregatte macht bedeutende Fahrt und muß einen großen Bogen beschreiben, ehe sie zum Stillstande kommt. Als der Kutter endlich abstoßen kann, ist das Licht der Boje kaum noch zu sehen und zittert

in blassem Schimmer wie ein Irrlicht auf der dunklen Meeresfläche. Das Boot steuert darauf zu und wird von seiner Besatzung mit einer Kraft durch das Wasser getrieben, die Zeugniß davon gibt, wie jeder sein Möglichstes thun will, um dem Kameraden zu helfen. Eine Zeit lang dient noch das Licht als Führer und leitet den Kutter den richtigen Weg; allein es ist zu viel Zeit mit dem Beidrehen verloren, und ehe das Boot den Rettungsapparat erreichen kann, ist die bleiche Flamme erloschen.

Weit ist es jedoch nicht mehr davon entfernt, und als Vogel den Ort erreicht zu haben glaubt, läßt er inne halten mit Rudern. Der Name des Verunglückten wird gerufen; jeder lauscht mit gespanntem Ohr, doch alles ist still.

„Kann er schwimmen?" fragt der Cadett.

„O gewiß," antwortet ein Matrose; „Ernst Reuter schwimmt wie eine Ente."

In einiger Entfernung luvwärts ertönt jetzt ein schwacher Schrei.

„Hurrah, Jungens," ruft Schramm, der Bootssteurer, „holt tüchtig aus, ich höre ihn an Steuerbord."

„Horch! das ist die Stimme des Capitäns," sagt ein Bootsgast, „er ruft uns zu."

Der Mann hat sich nicht getäuscht. Die Fregatte hat gewendet, ihr dunkler Rumpf gleitet in einiger Entfernung an dem Boote vorüber. Drei Laternen sind geheißt, sie sollen dem Kutter den Weg zeigen, welchen der „Seestern" nimmt.

„Habt Ihr ihn gefunden?" hallt die gewaltige Stimme des Capitäns durch die Nacht. Er hat das Boot gesehen.

„Nein, Herr Capitän!" ist die Antwort des Cadetten.

„Ihr seid zu weit gerudert, er ist mehr an Backbord, holt aus, so viel Ihr könnt."

Die Bootsgasten rudern mit übermenschlichen Kräften weiter nach Lee. Es wird angehalten, um zu horchen, aber nicht der leiseste Laut läßt sich vernehmen; nur das Rauschen der Wellen und des Windes schlägt an das lauschende Ohr.

„Pst!" macht jetzt jeder fast gleichzeitig.

Ein schwaches dumpfes Gestöhn, scheinbar von einem Orte fast ganz in der Nähe, weht über das Wasser. Jeder Nerv wird angestrengt, bald ist die Stelle erreicht, doch nichts zu entdecken.

Abermals hält das Boot inne und treibt auf der Oberfläche der Wogen, deren dunkle mit Perlenschaum besäumte Kämme im Mondlicht wie Silber schimmern. Einen Augenblick glaubt man denselben

Schrei zu hören, jedoch ist es nur der Ruf einer Möve, die vom Boote aufgeschreckt sich kreischend in die Lüfte schwingt.

„Dort ist er, ich höre ihn!" ruft Schramm, und diesmal ist es keine Täuschung. Deutlich läßt sich das Geräusch eines Schwimmenden vernehmen.

„Ruft ihn bei Namen!" sagt Vogel, dessen Stimme vor freudiger Aufregung zittert.

„Reuter, Ernst Reuter, halloh, mein Junge, hier ist das Boot!" ruft Schramm mit einer Stentorstimme.

Keine Antwort erfolgt.

„Es ist vorbei," sagt der Mann am vordern Riemen in eigenthümlichem Tone. „Wäre es nicht besser, wieder an Bord zu rudern? die Laternen des „Seestern" entfernen sich immer mehr und sind bisweilen schon verschwunden."

„Horch, da ist es wieder!" ruft ein Bootsgast.

„Ich höre nichts," sagt der lauschende Bootssteurer.

„Ich auch nicht," läßt sich der Mann am vorderen Riemen wieder vernehmen. „Wir müssen an Bord zurück", fährt er in einem Tone fort, der fast drohend klingt.

„Holt noch einmal aus," ermuntert der Cadett

die Leute, „vielleicht glückt es uns jetzt, ihn zu finden."

„Wir wollen nicht hoffen," sagt der vorige Sprecher, „daß Sie gesonnen sind, die Nacht hier zu verbringen."

„Das Beste ist umzukehren," äußert jetzt auch Schramm, „die Fregatte ist außer Sicht."

Der Ausdruck in den Gesichtern der übrigen Leute verkündet nichts Gutes. Doch der Cadett läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Vogel ist zwar leichtsinnig, jedoch energisch und hat das Herz auf dem rechten Fleck. „Thut, was ich befehle," herrscht er den Leuten zu. „So lange noch eine Chance bleibt, soll sie nicht verloren gehen. Ruder Backbord und rojet an! Wir wollen noch einmal luvwärts versuchen."

Die Leute beginnen wieder zu rudern; der Ernst des Cadetten, der plötzlich zum Manne gereift scheint, hat ihnen imponirt. Jedoch der frühere Eifer ist geschwunden; ein geheimnißvoller Einfluß beherrscht sie, und ihre düstern Mienen verkünden, mit welchem Widerstreben sie dem Befehle Folge leisten.

„Hier ist er endlich, ich sehe ihn, dicht auf der Seite," ruft aufspringend der Cadett und stürzt in

seinem Eifer, den vermeintlichen Gegenstand zu erfassen, fast über Bord

O Gott! es ist nur die Mütze des Armen, der Körper fehlt. Doch dieser muß in der Nähe sein, und jeder strengt seine Augen an, um den Verlorenen zu erblicken.

„Da ist er!" ertönt es aus aller Munde zugleich. Kein Zweifel mehr, der Gesuchte schwimmt auf das Boot zu.

„Frisch zu, mein Junge!" ruft ihm der Cadett freudig zu und streckt ihm ein Ruder entgegen, „noch ein paar Stöße und wir haben Dich an Bord."

Plötzlich stockt die schwimmende Bewegung. Kaum berührt das Ruder die Oberfläche des Wassers, als eine Welle von Schaum das Boot überschüttet und es fast zum Sinken bringt. Es zittert von Steven zu Steven, als sei es zerschmettert. Niemand äußert einen Laut; die Augen sind starr von Schrecken, kalter Schweiß steht vor der Stirn, und eine Todtenblässe überzieht das Gesicht. Unwillkürlich klammern sich alle an die Seiten des heftig hin- und herschwankenden Bootes, als wollten sie es stützen.

„Allmächtiger Gott, der arme Ernst!" ruft jetzt der Bootssteurer.

„Was ist damit?" fragt der Cadett, der vergebens den vorhin gesehenen Gegenstand zu unterscheiden sucht, aber allein seine Ruhe behalten hat.

„Ein Hai!" stößt Schramm gepreßt hervor, „seht, dort geht er." Eine grünlich schimmernde Masse gleitet langsam durch die dunklen Fluten.

Ein unwillkürlicher Schauder überläuft jetzt auch Vogel, und er schweigt starrend wie die Mannschaft, deren Vernunft der Schreck gebannt zu haben scheint.

„Ah!" unterbricht endlich ein Bootsgast die Stille, „jetzt heißt es rudern fürs Leben, wenn wir das Schiff wieder haben wollen."

„Aber wo ist die Fregatte?" sagt Schramm, sich aufrichtend und umherschauend, „ich sehe sie nicht."

Auch der Cadett springt auf und mustert mit scharfem Auge den Horizont. Vergebens, so weit der Blick reicht, nichts als spurlose Fläche, nur unterbrochen von den schäumenden Rücken der Wellen, die im Mondenlichte erglänzen. Kein Mast, kein Segel ist zu entdecken; eine gleiche trostlose Dunkelheit umgibt das Boot. Der Stand des Mondes und die Richtung des Windes sind die einzigen Anzeichen wo das Schiff zu suchen ist.

„Nun Leute holt aus," sagt der Cadett, „wenn wir an Bord wollen, so müßt Ihr rudern."

„Ja gewiß," erwidert finster der Bootssteurer,

„denn dort unten geht einer der sonst bald mit einigen von uns Bekanntschaft machen würde."

Vogel folgt mit dem Auge der Richtung des Sprechers und unterdrückt kaum einen Schreckensschrei, als er dieselbe dunkle Masse von vorhin sich unter der Oberfläche des Wassers bewegen sieht. Ein langer Phosphorstreifen folgt wie ein glühendes Meteor ihrem Kielwasser.

Großer Gott, es ist wirklich ein Hai!

In diesem Augenblicke beginnt der Wind stoßweise zu wehen. Dunkle Wolkenmassen verdecken den Mond, der bisher noch eine gewisse Helle verbreitet hat, und um die Verwirrung vollständig zu machen, scheinen die Leute nicht mehr den Befehlen des Cadetten gehorchen zu wollen. Sie scheuen sich nicht, zu murren und ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie in das Unglück gebracht.

Doch Vogels ganze Energie ist wachgerufen, er fühlt das Kritische seiner Lage und darf nicht wanken. „Ruhe!" befiehlt er gebieterisch, „rudert ordentlich und haltet Schlag, oder ich bringe Euch alle vor ein Kriegsgericht, wenn wir an Bord kommen."

„Ich möchte wohl wissen, wann das ist!" äußert in höhnischem Tone, wenngleich etwas eingeschüchtert, der Mann am vordern Riemen, doch unwillkürlich

fallen die Riemen wieder in Tact; der Gehorsam ist erschüttert, aber noch nicht geschwunden.

Da zuckt ein heller Blitz am Horizonte auf, der Donner eines Schusses folgt ihm und rollt in dumpfem Echo über die Wasserfläche.

„Hurrah das Schiff!“ jubelt die Bootsmannschaft; augenblicklich ist die Disciplin wiedergekehrt, und die Leute rudern mit äußerster Anstrengung der Richtung zu, aus welcher der Schuß ertönte. Bald sind sie in Schweiß gebadet, doch das Boot scheint an den Ort gebannt und nicht aus der Stelle zu kommen. Wiederum ist nichts zu sehen, als die unendliche weglose Meeresfläche, nur Wasser und Himmel überall.

Jetzt rauscht abermals ein donnerndes Tosen über das Meer, doch diesmal kommt es von luvwärts. Das bis dahin ziemlich ruhige Wasser erhält plötzlich eine wallende Bewegung, und ein orkanähnlicher Windstoß, eine Wolke von Gischt vor sich hertreibend, stürmt auf das Boot los. Die Ruder sind überflüssig geworden, das Boot fliegt dahin vor der Bö, wie ein welkes Blatt vor dem Herbststurme. Seiner Besatzung bleibt nichts übrig, als zu erwarten, was Gott über sie verhängt. Der Schaum der Wogen spritzt hoch empor und verdunkelt wie ein Nebel die Luft noch mehr. Der

Ocean kocht, und am Himmel ballt sich schwarzes Gewölk zu drohenden Massen Der Kutter ist halb mit Wasser gefüllt und kann nur mit größter Mühe flott gehalten werden. Jeder erwartet das augenblickliche Sinken.

Der qualvolle Zustand des Todeskampfes erschöpft die letzten Kräfte der Leute; sie fühlen, daß es bald mit ihnen zu Ende gehen muß. Ihre irrenden Blicke starren bald auf die schäumenden Wogen, bald auf den düstern Himmel, der ihnen keine Rettung verheißt. Ihre Gesichter, die hundertmal im Sturm und Schiffbruch nicht gezuckt, die mit eiserner Ruhe den feindlichen Geschossen im Kampfe entgegenblickten — sie sind jetzt bleich und entstellt. Das Antlitz des Todes grinst sie an, des Todes in seiner fürchterlichsten Gestalt.

Neben dem feurigen Streifen, den das Kielwasser des Bootes macht, zieht sich noch ein zweiter. Es ist der Hai, der dem Kutter folgt — er wittert Beute!

Gräßlicher Gedanke, in dem Rachen eines Hai sein Grab zu finden!

Gebete, Flüche und Gesang mischen sich mit dem Tosen des Wetters.

Leser, hast du schon etwas Aehnliches erlebt, hast du gesehen, wie Männer verzweifeln? O, es

ist ein furchtbarer Anblick; er frißt sich in die Seele, macht noch Jahre nachher das Herz schaudern und das Blut erstarren.

Schramm ist der einzige der Besatzung, der ruhig bleibt, doch er murmelt: „Ich wußte es wohl, Freitag segeln bringt nimmer etwas Gutes."

Der Cadett sitzt schweigend in dem Chaos um ihn her. Wie oft auch sein Name in Verbindung mit den Flüchen genannt wird — er ist sich bewußt, als Mann gehandelt, seine Pflicht gethan zu haben und erwartet deshalb gefaßt sein Schicksal.

Da spaltet sich auf einmal das schwarze Gewölk, betäubender Donnerschlag erschüttert die Atmosphäre, die Schleusen des Himmels scheinen sich zu öffnen, und der Regen gießt in Strömen hernieder.

Die Gewalt der Bö ist gebrochen, und der Wind legt sich. Aus den sich theilenden Wolken tritt strahlend in tiefem Himmelsblau die goldene Scheibe des Mondes und beleuchtet mit friedlichem Glanze die Scene des Schreckens.

Neues Leben strömt in das Herz der Geängsteten, und die Flüche wandeln sich in heiße Dankgebete.

Siehe, dort, kaum einige tausend Schritte entfernt, schimmern auch die weißen Segel der Fregatte. Sie hat das Boot gesehen und hält nach ihm ab.

Ein Blitz zuckt aus ihren Pforten, ein Schuß erkracht und rollt wie ferner Donner über die Wogen.

Sie sind gerettet! Drei Hurrahs begrüßen das neugewonnene Leben, und die Bitterkeit der Todesstunde ist für diesmal an ihnen vorübergegangen.

Ein Sonntagsmorgen.

Das unruhige Wetter hält noch einige Tage an; es scheint, als ob Schramm Recht haben soll mit seinen Gedanken über das Freitagsegeln, denn die Fregatte wird ausnahmsweise von der Unbill der Witterung geplagt und sie hat noch eine bange Nacht durchzumachen, ehe sie dem rauhen nordischen Klima entflieht.

Eine Orkanbö der heftigsten Art, wie sie auf der Grenze der Tropen urplötzlich aus heiterm Himmel darniederfährt und den Ocean peitscht, daß er brausend und zischend sich gegen den Peiniger aufbäumt, hat den „Seestern" mit Blitzesschnelle durch die empörten Fluten gejagt. Die kräftigen Masten bogen sich wie schwankendes Rohr unter der Gewalt des Sturmes, die Nacht lag schwarz und schwer auf den Wassern, die Elmsfeuer brannten auf den Toppen und den Raanocken, die

Blitze sprühten flammend und die in unheimlicher Glut schäumenden Wogen brachen sich mit donnerndem Getöse an den Wänden des Schiffes, daß es in den innersten Fugen erzitterte. Was vermag die schwache Kraft und Kunst des Menschen gegen solche Wuth der Elemente! Demüthig beugt er sein Haupt, und harrt schweigend, was Gottes Hand über ihn verhängt.

Sie schwebte gnädig über dem Schiff. Zwei Stunden lang war es der Spielball der sich bekämpfenden Naturkräfte, dann ließ der Orkan plötzlich nach. Die finstern Wolken zerrissen, immer schwächer wurde der Wind, die aufgeregte See brach hohl und kraftlos in sich zusammen, und die unheimliche Bö verschwand, wie sie gekommen.

Jetzt kurz vor Tagesanbruch verräth nichts mehr die Schrecken der Nacht. Tiefe Ruhe lagert auf dem Meer, der Hauch des beginnenden Passatwindes vermag kaum die Oberfläche des Wassers zu kräuseln, die Sterne spiegeln ihr Bild darin und die Sichel des Mondes zeichnet einen goldglänzenden Pfad auf die beschwichtigten Wogen.

Ermattet vom Kampfe schlummert der Ocean; sein Riesenleib pulsirt kaum merkbar und die Wellen heben und senken sich geräuschlos wie die Brust eines sanft Schlafenden. Leise und gleich-

mäßig schaukelt sich die Fregatte auf ihnen. Nichts erinnert mehr an die Gefahr, in der sie vor kurzem geschwebt. Sämmtliche Segel sind an den Raaen entfaltet, um den schwachen Wind aufzufangen, der jedoch noch nicht die Kraft hat, sie zu füllen, und tiefe Ruhe herrscht im ganzen Schiff. Die Freiwache wiegt sich in ihren Hängematten, und der Wache hat der Officier gestattet, sich auf das Deck zu lagern, um für die gestörte Nachtruhe auf der Mittelwache etwas Entschädigung zu erhalten.

Glückliches sorgloses Volk! Mit dem Weichen der Gefahr ist sie auch schon vergessen; niemand denkt daran, daß sie wiederkehren könne, und das harte Lager dünkt den gesunden kräftigen Naturen ein weicher Flaum, auf dem sie von der Heimat träumen.

Lieutenant Bohr schreitet auf und ab. Mechanisch wirft er bei jeder Rückkehr zum Steuerrade einen Blick auf den Compaß oder auch auf die Segelfläche nach oben, doch beides erfordert bei dem schönen Wetter keine wirkliche Aufmerksamkeit und seine Gedanken schweifen in weite Ferne zur Heimat, zu alle den Lieben, die er verlassen hat, um sie lange, lange nicht wiederzusehen.

Der Klang der Schiffsglocke weckt ihn aus seinen Träumen. Es schlägt „zwei Glas" — fünf

Uhr — das „Alles wohl" der Posten tönt von den Krahnbalken, von der Rettungsboje und aus den Marsen und unterbricht die Ruhe der Nacht. Es ist Zeit zum Deckwaschen, und die Pflichten des Dienstes mahnen den Officier, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sonst beginnt diese Arbeit schon eine Stunde früher, oft bei Laternenschein, aber heute ist Sonntag und wie wir gesehen, wird die sonnabendliche so gründlich betrieben, daß die sonntägliche um so weniger Zeit beansprucht.

Lieutenant Bohr ruft nach den wachehabenden Cadetten; sie sind die jüngsten der hoffnungsvollen Schar und als solche dem ältesten Lieutenant zugetheilt, während der jüngste Lieutenant Bölting wieder die ältesten Cadetten unter sich hat. Doch Bohr ruft vergebens; Jugend will ihr Recht haben, und der Schlaf auf der See ist gar zu süß. Lange hat das Pflichtgefühl der Knaben gegen die Forderung der Natur gekämpft, aber die schweren Augenlider sind im Gehen zugefallen und ein Bund Tauwerk in Lee vom Großmast dient als Schlummerkissen für das ermüdete Haupt.

Endlich erweckt sie der Ruf und sie eilen bestürzt zu dem Vorgesetzten, doch dieser ist milde gestimmt, er gedenkt der eigenen Jugend und zürnt

ihnen nicht. Es ist ja Sonntag; der erste Officier ist noch nicht auf dem Deck erschienen und da darf er wohl nachsichtig sein. Er ertheilt nur den Befehl zum Deckwaschen, und die Cadetten fliegen nach mittschiffs, um die Ordre dem dort befindlichen Bootsmannsmaat zu überbringen.

Dem Aermsten kommt das Commando sehr ungelegen. So eben hat ihm sein Freund, der Koch, eine heimliche Tasse Kaffee gesandt, deren Stammbaum in der Officiermesse wurzelt und die mit gespartem Zucker gesüßt ist. Leider ist sie so heiß, daß sie sich noch nicht trinken läßt, und nun muß auch gerade die unglückliche Glocke „zwei Glas" schlagen.

Wehmüthig reicht der Unterofficier den Labetrunk zurück, der ihm verloren geht, weil in diesem Augenblicke der gestrenge erste Officier das Deck betritt. Mit einem sehnsüchtigen Blicke nach der entschwindenden Tasse setzt er die silberne Pfeife an den Mund, aber ihr schrillender Ton schließt heute nicht mit einem lustigen Triller, sondern mit einer kläglichen Dissonanz.

„Wache, klar zum Deckwaschen!" folgt in tiefen Baßtönen dem Signal und schreckt die Schläfer auf. Das bis dahin so öde Deck belebt sich wie mit einem Zauberschlage; aus allen heimlichen Ecken und

Lauschplätzchen, unter den Booten und aus den Hängemattenkasten tauchen Gestalten auf. Die Pumpen rasseln, die Eimer klappern, die Besen fahren in gleichmäßigen Strichen über das Deck und Ströme von Wasser schwemmen den Schmutz fort, den zwar der Landmann vergebens suchen würde, den aber das geübte Auge des ersten Officiers und des Bootsmanns auf den schneeweißen Planken muthmaßt. Zu sehen ist jedenfalls noch wenig, denn der Tag ist noch nicht angebrochen.

Doch im Osten röthet sich der Horizont, das Funkeln der Sterne erblaßt; Eos Rosenfinger besäumen mit Gold die Wölkchen, welche wie Purpurinseln im blauen Aether schwimmen, eine Lichtgarbe zuckt am Firmament empor, in blendender Pracht entsteigt die Sonne dem Ocean; ihre goldigen Strahlen küssen die Wellen und umweben sie mit einem Azurgewande, dessen tiefes gesättigtes Blau mit dem Himmel um den Preis der Schönheit ringt. Der Tag ist da! in vollem Glanze erglüht er auf einmal; die Tropen haben keine Dämmerung, und fast unvermittelt wechseln Licht und Nacht.

Der allmählich auffrischende Wind füllt schwellend die Segel; ihr Pyramidenbau steigt mit schneeiger Weiße in die Lüfte und der scharfe Kiel der Fregatte durchschneidet flüchtig die crystallene Flut. Die blauen

Wogen spielen tändelnd am schlanken Bug, sie spritzen muthwillig ihren Silberschaum hinauf und lassen ihn im Sonnenglanze in Regenbogenfarben schimmern, sie rauschen schmeichelnd an den Seiten, vergebens — die Stolze verschmäht das kindische Spiel. Majestätisch schwebt sie dahin und zieht mitleidlos das breite Kielwasser, an dem die heitern Kinder des Oceans zerschellen und ihr kurzes Dasein aushauchen.

Der schöne Tag, der wolkenlose Himmel übt seinen Einfluß auch auf die Menschen. Die milde reine Luft hebt die Brust, und überall an Bord strahlen fröhliche, heitere Gesichter. Die durchlebte schwere Zeit ist vergessen und man genießt in vollen Zügen die Gegenwart.

Der Sonnentag ist auch ein Sonntag und den Seeleuten daher doppelt willkommen. Die straffen Zügel der Disciplin werden heute etwas gelockert, und die Freiheit, wenn auch in noch so bescheidenem Maaße, winkt verlockend und süß.

Das Deckwaschen ist vollendet, die Freiwache geweckt und das Frühstück eingenommen. Um 8 Uhr mit der Flaggenparade steigt unter den Klängen der Nationalhymne der preußische Aar an der Gaffel empor und entfaltet seine Schwingen auf dem weiten Ocean. So bewährt sich der Wahlspruch:

„Vom Fels zum Meer" und der große Kurfürst lächelt freundlich vom Elysium herab, daß die Nachkommen ihre Aufgabe erkannt haben und der brandenburgische Adler nach langer Ruhe abermals auf dem Wasser horstet.

Die Fregatte strahlt im Schmucke ihres Festkleides. Wie das alles blitzt und blinkt im warmen Sonnenscheine! Ist's doch, als wollte das ganze Schiff sich dankbar zeigen für den kostbaren Morgen. Auf den Gesichtern der Mannschaft nimmt man eine gewisse freudige Erregung wahr. Nach langer Zeit steht einmal wieder eine ordentliche Musterung bevor, und solche gründliche Sonntagsmusterung tritt stets als eine Art Ereigniß in das einförmige Leben an Bord. Jeder will Ehre dabei einlegen. Dies Gefühl bewegt den ersten Officier, wie den letzten Schiffsjungen, und jeder trägt dazu bei, das Schiff und sich selbst im besten Lichte erscheinen zu lassen. Doch das ist's nicht allein, die Aussicht auf den freien Tag spiegelt sich ebenfalls in den Augen wieder und läßt sie fröhlich aufleuchten.

Selbst die „Notirten" fühlen kein schmerzliches Bangen bei dem Gedanken an die bevorstehende Musterung, Sonntags werden keine Strafen verhängt: erst am Montag ereilt sie die rächende Nemesis.

Cadetten und Unterofficiere laufen geschäftig hin und her, lassen hier schwabbern und dort abwischen, dies fortnehmen und jenes hinstellen. Das Tauwerk wird kunstvoll in Scheiben und Figuren aufgeschossen auf das Deck niedergelegt, die Hängematten werden in ihren Behältern, den Finknetzen oben auf der Verschanzung schnurgrade gestaut, so daß sie wie eine schneeweiße Linie den schwarzen Rumpf der Fregatte besäumen, und der Cadett der Wache läßt zum drittenmale Deck fegen, obwohl man vergebens nach Staub sucht.

In der Batterie ordnen der Feuerwerker und seine Maaten. Die Kanonen strahlen im Glanze ihrer dunkelbraunen Politur, die mit den Händen aufgetragen den Geschützbedienungen so manchen Schweißtropfen, der schwarzen Liste so manchen Seufzer gekostet hat, dafür aber auch ihnen bei der Morgentoilette als Spiegel dient und die silberblank geputzten Schloßdeckel noch mehr hebt. Die Sonne wirft ihren Schein durch die Kanonenpforten und spiegelt sich auf den Läufen und Klingen der Gewehre und Säbel, die zu Sternen und Kreisen geformt, Bordwände, Masten und Deck zieren.

Die Köche sind eifrig bestrebt, auch ihr Departement glänzen zu lassen. Die kupfernen Kessel und Töpfe sind mit außergewöhnlicher Sorgfalt geputzt,

die Eisenplatten des Kochherdes strahlen von Fett und das Deck in der Nähe ist durch altes Segeltuch und Matten sorgfältig gegen Kohlenstaub und Schmutz gesichert.

Im Zwischendeck klart der Stabswachtmeister mit den Backschaften. Wehe dem Unglücklichen, dessen Eßgeräthschaften nicht spiegelblank sind! Er wird unfehlbar notirt, und die schwarze Liste ist morgen sein sicheres Loos.

Tische und Bänke, noch vom gestrigen Tage weiß gescheuert und seitdem nur auf der Rückseite benutzt, werden von ihren Plätzen unter Deck herabgenommen und aufgestellt. Das Eßgeschirr wird symmetrisch darauf geordnet; vielfach ist es noch das vom Schiff gelieferte Holz und Eisenblech, hier und dort hat sich jedoch schon eine Backsmannschaft zum Luxus von Porzellantellern aufgeschwungen, bei den Unterofficieren präsentirt sich sogar eine Wachstuchtischdecke und ein neusilberner Aufgebelöffel. Das Regal für das Geschirr an der Bordwand ist mit weißen Gardinen geschmückt und ein Kanarienvogel, der in schönem Bauer über der Back hängt, schmettert seinen Gesang durch die Räume des Schiffes. Bis jetzt ist er noch das einzige Thierchen seiner Art an Bord, bald aber, wenn das nächste Land erreicht ist, wird er Gesellschaft be-

kommen, denn die Matrosen sind große Thierfreunde, und in Ermangelung von andern zähmen sie sogar Ratten und geben ihnen ein Asyl in ihrem Kleidersack.

Die herrenlos umherliegenden Kleidungsstücke und sonstigen Gegenstände werden vom Stabswachtmeister, der Schiffspolizei, in einen großen Sack gesteckt. Es sind ebenso viele corpora delicti, die bei der Montagsmusterung gegen ihre Eigner zeugen und ihnen einige schwere Stunden bereiten.

Auch im dritten Deck, in der Wasserlast und in den Vorrathsräumen herrscht nicht geringere Thätigkeit, und überall schaffen fleißige Hände.

Die Officiere erscheinen im Paradeanzuge mit Hut und Säbel auf dem Hinterdeck und gehen leise sprechend an der Leeseite auf und ab.

Jetzt meldet der Posten „Drei Glas" — halb zehn. Der Tambour schlägt auf einen Wink des wachhabenden Officiers Appell und die Mannschaft tritt in Divisionen an ihren betreffenden Seiten an. Niemand bleibt unten; außer den Kranken im Lazareth wird keiner von der Sonntagsmusterung dispensirt.

Die Leute tragen weiße Hemden, blaue Tuchbeinkleider, schwarzseidenes Halstuch und Schuhe. Der mit lackirtem Wachstuch überzogene Hut sitzt

keck nach hinten und sein Seidenband, auf dem in goldenen Buchstaben der Name des Schiffes prangt, flattert lustig im Winde. Der blaugestreifte Kragen des Hemdes fällt weit über die Schultern zurück und der vom Halstuch nur lose zusammengehaltene Schlitz läßt den Nacken und die kräftige Brust frei. Es ist eine kleidsame schöne Uniform, dabei praktisch und den freiesten Gebrauch der Glieder gestattend. Sie sitzt zwar sehr bequem, aber bei aller scheinbaren Nonchalance verliert die Kleidung doch nicht den Character der Uniform. Dazu die jugendlich kräftigen Gestalten, das offene freie Wesen, die frischen Gesichter und das intelligente Auge — wahrlich, wir dürfen stolz sein auf unsere seemännische Jugend, sie wird dem deutschen Namen stets Ehre machen!

„Ordnung!" commandiren die Divisionsofficiere und halten die Vorinspection. An Backbord auf dem Hinterdeck ist das Detachement der Seesoldaten anfgestellt. An sie schließen sich nach vorn mit kleinen Zwischenräumen die Divisionen der Seeleute, die der Handwerker und der Schiffjungen bilden den Schluß. Die Steuerbordseite bleibt frei; sie gehört dem Capitän und dem wachhabenden Officier.

Die Deckofficiere stehen mittschiffs hinter dem Großmast, obenan der Bootsmann, dessen Gesicht

durch Inspicirungsfalten auf der Stirn der Feierlichkeit des Augenblicks Rechnung trägt. Wenn er es mit dem Respect vor dem jetzt die Divisionen nachinspicirenden ersten Officier vereinbar hält, d. h. wenn dieser nicht in seiner Nähe steht, wirft er Adlerblicke in die Toppen, ob nicht irgendwo ein unglückliches Kabelgarn hängt oder ein Oberbramschoot von Haus ist. Sei es auch nur ein Zoll — er sieht es sicher und der betreffende Topsgast wird nach der Musterung dafür gerurt, daß ihm der ganze Sonntag vergällt ist.

Kurzspleiß ist an der Fronte hinuntergeschritten, aber sein Auge ist nicht weniger scharf als das des Bootsmanns und die schmuddeligen Leute werden von ihm auch im dritten Gliede entdeckt, wo sie der Divisionsofficier hinlänglich verborgen glaubte.

Jetzt meldet der erste Officier dem Capitän, daß alles fertig ist; letzterer erscheint, und die eigentliche Inspection beginnt. Sie erstreckt sich zunächst auf die Mannschaft und das Deck, dann auf die Batterie und die untern Räume. Der Capitän sieht auch scharf — es ist merkwürdig, daß die meisten Vorgesetzten besser sehen als die Untergebenen — aber Kurzspleiß ist ein erster Officier comme il faut, und die ausgezeichnete Ordnung im Schiff gibt nirgends Anlaß zum Tadel. Im Zwi-

schendeck hat irgend ein Schmutzfinke ein Stück Taback auf das weiße Deck geworfen, aber der Bootsmann setzt mit großer Geistesgegenwart den Fuß darauf, wenn er sich im Innern auch gelobt, den Missethäter auf jeden Fall ausfindig zu machen und dann ein „species facties“ — wie er Thatbericht auf lateinisch übersetzt — einzureichen. Nach seiner Meinung verdient der Verbrecher mindestens zehn Jahr Festung.

Die Inspection ist zu Ende, die Pfeife des Bootsmanns ertönt als Signal zum Abtreten und die Mannschaft begibt sich nach vorn. Der Dienst des Königs ist für den heutigen Tag beendet.

Horch! die Glocke schlägt abermals, aber jetzt in einzelnen feierlichen Tönen Sie ruft zu einem andern Dienste, zum Dienste des Königs der Könige.

Das Summen der Stimmen erstirbt, die Sonnensegel werden über dem Hinterdeck ausgespannt, Bänke und Stühle heraufgebracht und ein Betpult, mit der Nationalflagge bedeckt, bildet die Kanzel. Die Mannschaft versammelt sich unter dem Zelte; mit dem letzten verhallenden Glockentone sinkt die Flagge von der Gaffel auf halben Stock, und die Kirchenflagge, weiß mit rothem Kreuz nimmt ihre Stelle ein.

Unterofficiere vertheilen die Gesangbücher, und

der Prediger tritt in seiner Amtstracht vor den Altar. In harmonischen Accorden steigen die Töne des vom Musikcorps begleiteten Chorals zum wolkenlosen Himmel empor, der sich als lichte Kuppel des mächtigen Tempels wölbt, in dem die kleine Gemeinde jetzt ihre Herzen zum Schöpfer erhebt.

Selten ist wohl ein Gotteshaus so geeignet, die Seelen mit andächtigem Ernst zu erfüllen und für religiöse Andacht empfänglich zu stimmen, wie das zur Kirche umgeschaffene Deck eines Schiffes. Nirgends tritt dem Menschen das memento mori! deutlicher entgegen, als auf dem Meere. Wie ein offenes Grab, das ihn jeden Augenblick zu verschlingen droht, liegt es vor ihm. Stündlich zeigen ihm die Gefahren die Vergänglichkeit des irdischen Lebens und mahnen ihn mit ernstem Rufe, in sich zu gehen und bereit zu sein, vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten. Wer könnte dieser Mahnung sein Herz verschließen, wer sie mißverstehn, wo jeder Blick ihre Wahrheit mit unauslöschlichen Zügen bekundet? Selbst der Gottesleugner muß vor der Nichtigkeit seines Irrwahns zurückschrecken bei ihrem Rufe, der in seine Seele dringt. Er muß sich beugen und sie erkennen, die Allmacht Gottes, dessen Odem im Rauschen des Windes ihn umweht, dessen Auge in den Strahlen der Sonne ihn anschaut und

dessen mächtige Hand sein schwankendes Schiff über dem Abgrunde der dunkeln Tiefe hält.

Wie viel mehr und tiefer muß dies aber der Seemann empfinden, der von frühester Jugend auf täglich und stündlich die Nähe Gottes fühlt! Deshalb finden auch die Worte des Predigers fruchtbaren Boden in den Gemüthern seiner Zuhörer. Alle sind von der Feierlichkeit der heiligen Handlung tief ergriffen. Kein Nebengedanke zieht sie ab; mit ganzer Seele begehen sie den Gottesdienst, und als der Schlußvers des Chorals verhallt in den Lüften, da zeigt der schweigende Ernst der Versammlung, daß sie mit einem Herzen sich zum Herrn emporgehoben, das ihm wohlgefällt.

Land.

In unsern deutschen Seeromanen, die ihren Classennamen dem Umstande verdanken, daß nautisch-technische Ausdrücke stets an verkehrten Stellen angebracht sind und einige Manöver beschrieben werden, die dem Seemanne eben so unverständlich bleiben, wie dem Landbewohner, habe ich fast immer gefunden, daß der Verfasser mit Vorliebe und besonderer Ausführlichkeit das Wonnegefühl schildert, das den Seemann bei dem Erblicken des Landes ergreift.

Ist das Schiff auch nur acht Tage in See gewesen, so „fallen sich die rauhen Seeleute laut weinend in die Arme, und die Freude über den aus dem „Mastkorbe" tönenden Ruf: Land! verklärt strahlend die sonnenverbrannten Gesichter der ältesten Matrosen."

Lieber Leser, glaube kein Wort davon; der Verfasser schwatzt dir etwas vor, und er ist nie Seemann, sondern höchstens ein Badegast gewesen.

Im Gegentheil, der Seemann fühlt sich nur ruhig und behaglich, wenn er sich womöglich hundert Meilen von allem fern weiß, was irgend mit Land Aehnlichkeit hat und er auf 500 Faden mit dem Loth keinen Grund erreicht.

Es ist dies auch ganz natürlich. Kommt das Schiff in die Nähe von Land, so macht dies jedem am Bord, vom Capitän bis zum letzten Schiffsjungen, den Kopf warm. Der Capitän hat wegen der Klippen, Untiefen, Strömungen, Nebel u. s. w. weder Tag noch Nacht Ruhe, und man kann sich daher lebhaft vorstellen, daß seine Laune keine rosige ist. Der erste Officier denkt an die kritischen Augen, welche das Schiff beim Einlaufen in den Hafen mustern, und findet natürlich die ganze Takelage liederlich und die Fregatte sowohl innen wie außen höchst schmutzig. Diese Ansicht bringt ebenso den Bootsmann „zumtal" zum Verzweifeln. Nicht allein die schwarze Liste, sondern die ganze Mannschaft wird zum Scheuern, Waschen und Putzen gepreßt und ihr dadurch das Land gehörig vergällt. Der wachhabende Officier hat merkwürdiger Weise heute sehr schwache Augen und wird bald vom Capitän

daran erinnert, daß die Leute am Ruder schlecht steuern, bald vom ersten Officier darauf aufmerksam gemacht, daß ein Kabelgarn auf der Großbrasse hängt, so daß auch er die Nähe des Landes verwünscht; und die Cadetten — nun für die Cadetten hat das Land allerdings einen sehr großen Reiz, aber der unglückliche Bordarrest, der ihnen während der Reise zudictirt wurde, erhält ja leider jetzt erst seine Geltung und somit ist es nicht zu verwundern, daß auch ihnen die Nähe des Landes verleidet wird und sich „die rauhen Seeleute nicht mit Freudenthränen in die Arme fallen."

Freilich mit den Badegästen ist es etwas anderes. Für sie ist das Leben an Bord gleichbedeutend mit Zwang; sie sind auf dem schwankenden Boden des Schiffes nicht einmal Herr ihrer eigenen körperlichen Bewegungen. Oper, Ballet, ungestörter Schlaf, Kaffee mit Sahne und eine gemüthliche Cigarre erscheinen ihnen nur als Traumbilder, und deshalb wirkt der Ruf: „Land" wie ein elektrischer Schlag auf sie.

Zwar sind sie schon seit acht Tagen fast jeden Morgen mit der ersten Dämmerung von diesem oder jenem Officier oder Cadetten, namentlich von Vogel, aus der Coje geholt, um sich einen blauen Wolkenstreifen als Teneriffa, oder die aufgehende Venus

als den Leuchtthurm von Sta. Cruz zeigen zu lassen, allein trotzdem zieht es sie auch heute wieder mächtig zum Deck — und wirklich — diesmal sind sie nicht getäuscht.

Hoch über den ihn umlagernden Wolkenschichten schimmert die Kuppe des berühmten Pico de Teyde. Die Strahlen der Morgensonne spiegeln sich auf seinem schnee- und eisbedeckten Gipfel, der in dem Aether wie ein überirdischer Diamant erglänzt. Die Strahlenbrechung erhebt ihn so hoch über dem Horizont, daß man sich ihm ganz nahe wähnt, und doch ist das Schiff noch 25 Meilen von ihm entfernt.

Was sind jedoch 25 Meilen für eine schnellfüßige Fregatte, wie der „Seestern", noch dazu mit so günstigem Winde, der sie gegenwärtig durch die Fluten treibt! Dr. Salomo, der den Ruf eines gewiegten Mathematikers beansprucht, ermittelt aus der Fahrt und dem Curse, daß der „Seestern" heute Abend genau um 6 Uhr 22 Minuten auf der Rhede von Sta. Cruz Anker werfen wird, wenn er auch nach Vogels Angaben lauter falsche Elemente in seine Rechnung eingeführt hat. Doch „Kombüsenbesteck ist falsches Besteck", sagen die Seeleute, was in das Badegastliche übersetzt etwa so viel heißt, wie: „Der Mensch denkt und Gott lenkt." So auch

hier. Kaum ist das Frühstück eingenommen, als der frische Wind abstirbt und bald völlige Windstille eintritt. Willenlos schwankt das Schiff auf den krystallenen Wogen, der Windzeiger hängt schlaff an seiner Stange nieder und der Pik bleibt in gleicher Entfernung am Himmel gefesselt.

Die Heiterkeit macht einer allgemeinen Niedergeschlagenheit Platz, und sehnsüchtig schweifen die Blicke zu dem heißersehnten Ziel, dem man sich so nahe wähnte.

Mit dem steigenden Tagesgestirn wird die durch keinen Luftzug gemilderte Hitze unerträglich. Vergebens wird Schutz unter den Sonnensegeln gesucht; die Luft scheint zu glühen, sie beengt die Brust und doppelt wird der Wind vermißt. Noch immer strahlt der Gipfel des schneebedeckten Pik im Sonnenglanze, doch der Blick weilt jetzt gern auf ihm, da sein Widerschein ein illusorisches Gefühl der Kühlung auf die erhitzte Atmosphäre niederspiegelt.

Der Nachmittag vergeht, mit bleiernen Füßen langsam schleichend, die Sonne sinkt, doch nicht eine Katzenpfote läuft über das Wasser. Sie entsteigt am andern Morgen der kühlen Flut und noch liegt diese wie ein Spiegel.

Die Grenze der Passatwinde ist noch nicht gänz-

lich überwunden, und es können immer wochenlange Windstillen eintreten. Welche schreckliche Aussicht für die Badegäste!

Doch Aeolus meint es diesmal nicht so böse. Schon am Mittag öffnet er leise seinen Mund, und ein östlicher Hauch kräuselt die Oberfläche des Meeres. Kaum merkbar zieht der Kiel seine Furche, aber mit dem Abend zeigen sich die Umrisse des Piks deutlicher und auch schon die Kegel der kleineren Vulkane tauchen aus dem Horizonte auf, die sich wie Zwerge zu den Füßen des Riesen lagern.

Es ist ein köstlicher Abend; einer jener Abende, die auf der Grenze der Tropen das Herz und den Geist erheben und erquicken und das Gemüth mit staunender Bewunderung erfüllen.

Die Sonne taucht ihre glühende Scheibe in das Meer und sendet ihre letzten Strahlen zum Zenith empor als Abschiedsgruß des scheidenden Tages. Der Himmel ist klar und durchsichtig, nur im Westen haben sich dunkle Schäferwölkchen geschart, die wie duftige Inseln im tiefblauen Aethermeer schwimmen und, goldig besäumt von der Sonne, neugierig der Scheidenden nachsehen. Allmählich färbt sich der Himmel mit anderen Tinten. Wie der Widerschein einer mächtigen Feuersbrunst, strahlt eine glühende Krone in dunkelrothem Glanze am Horizont. An

sie reihen sich in gleichen Intervallen bis zum Zenith hinauf gelbe, blaue und grüne Farbenzonen und die ganze westliche Sphäre des Himmelsgewölbes gleicht einen riesenhaften Regenbogen. Fächerförmig durchschneiden tiefblaue Strahlen das prachtvolle Colorit und vereinigen sich mit ihren Spitzen im Untergangspunkte des gesunkenen Tagesgestirns, während im dunkleren Osten die Planeten und tropischen Sternbilder im lichten Scheine aufflammen.

Leider ist es dem Auge nur kurze Zeit vergönnt, sich an der wunderbaren Erscheinung zu weiden. In der Nähe der Tropen fehlt das trauliche Zwielicht unserer heimischen Gegenden. Bald verschwimmen die köstlichen Farbentöne, sie erbleichen, und ein gleichmäßiges Graublau, in dem sich jetzt wie durch Zauber die ganze Sternenpracht des Himmels entfaltet, tritt an ihre Stelle.

In schweigendes Schauen versunken vermag sich das Auge von dem wunderbaren Anblicke nicht zu trennen und sucht auch nach seinem Entschwinden das Bild noch zu fesseln. Wie so oft in der zürnenden Natur, offenbart heute der Schöpfer seine Allmacht in lieblich blickender Weise. Lautlos stehen die Menschen, lautlos schaukelt sich die Fregatte auf den Wogen, als fürchte sie die heilige Ruhe der lauen Tropennacht zu stören. Es ist einer jener

Augenblicke, die den Menschen der Erde entrücken, wie ein Strahl aus der ewigen Welt in die dunkelsten Falten seines Herzens dringen und als nie vergessene Erinnerung sein irdisches Leben mit dem Abglanz des Jenseits vergolden.

Doch noch hat heute die Natur den Schatz ihrer Schönheiten nicht erschöpft. Ein anderes wunderbares Bild rollt sie auf, dessen Vorläufer das prachtvolle Gemälde des Abendhimmels war.

Kurz nach Eintritt der Dunkelheit scheint der Tag wieder zu grauen. Der Glanz der Gestirne erblaßt, ein unbestimmter Schein färbt den Horizont und breitet sich am Firmamente aus. Im Anfange kaum merklich, nimmt er schnell an Helligkeit zu, concentrirt sich, formt sich in gestaltenden Grenzen und plötzlich erscheint, in weißlichem Lichte strahlend, in Lanzenform das Zodiakallicht. In schräger Lage erstreckt es sich vom Horizonte bis zum Scheitelpunkte, seine Spitze verkürzt sich bald, bald schießt sie unbegrenzt hinaus in das unendliche All, und ähnlich wie bei dem Nordlichte zucken einzelne Strahlen hoch empor, um eben so schnell wieder zu verschwinden.

Der Schein hat seinen Höhepunkt erreicht; allmählich erlischt er und nach einer halben Stunde hat die Nacht wieder ihren dunklen, sternbesäeten Mantel über dem Meere ausgebreitet.

Vergebens hat die Wissenschaft nach einer Erklärung dieser Erscheinung gesucht, doch die Phantasie der Seeleute hat sie gefunden.

Tief unten auf dem Grunde des Oceans thront Alge, die Seekönigin, in ihrem Schlosse von Korallen mit Bernsteindach. Jeden Morgen sendet sie ihre Diener, die Sonnenfische, aus, um die in die Tiefe dringenden Strahlen der Sonne zu sammeln, mit denen bei den Festen, die sie bei den Tag- und Nachtgleichen den Nymphen gibt, ihr Schloß erleuchtet wird. Allabendlich, wenn die Sonne geschieden, kehren die Diener mit ihrer Bürde zurück. Wenn dann der finstere Südwind, der Hüter des Palastes, die Thore des Behälters öffnet, strahlt der Schein der armen Gefangenen zum Himmel hinauf und bisweilen gelingt es einzelnen zu entkommen. Dann zucken sie empor mit Blitzesschnelle in die Lüfte, der Sonne nachzueilen, doch vergebens ist ihr Fliehen, zu weit schon ist jene entfernt und nicht mehr zu erreichen. Langsam erbleichend sterben sie und werden von der Nacht zu Grabe getragen.

Der andere Morgen findet alle Bewohner der Cajüte an Deck versammelt; in einer Stunde wird die Fregatte ankern. Die schöne Insel, die insula felix des Alterthums liegt vor ihren Blicken. Aus

den Waldungen und Gefilden, welche die Thäler und Abhänge der zahllosen Krater zieren, mit denen die Südseite Teneriffas bedeckt ist, tauchen hier und dort die weißen Häuser von Santa Cruz hervor. Ein hellgrüner Streifen durchsichtigen Wassers umsäumt das von schroffem Gestein starrende gezackte Ufer. Seine dunkeln Felsen steigen jäh aus der Tiefe empor, und die weißschäumende Brandung brüllt ohnmächtig an den Riesen hinauf, die ihr seit Jahrtausenden trotzen. Ueppige Vegetation wuchert auf den Gipfeln und in den Schluchten, und der über Land streifende Wind führt das duftige Aroma eines tropischen Blumenflors auf die Fregatte herüber.

Bald ist der Ankerplatz erreicht; die Bootsmannspfeifen geben schrillende Signale, die helltönende Commandostimme des ersten Officiers erschallt, wie durch Zauber schnüren sich die mächtigen Segel unter den Raaen zusammen, die Fregatte schießt in den Wind, ihr Lauf ist gehemmt und donnernd rasselt der Anker vom Bug in die Tiefe.

Der Capitän steht schmunzelnd auf dem Hinterdeck, Kurzspleiß lächelt und über das grimmige Gesicht des Bootsmanns fliegt etwas, das wie ein Freudenstrahl aussieht. Kein Wunder! Das Manöver war aber auch brillant. Das Schiff ist vier Wochen in Dienst, jedoch kein Schoot hat gehakt,

keine widerspenstige Raa ist oben hängen geblieben, wie ein Dieb am Galgen, und keine Brasse ist unklar gekommen. Das passirt selten, lieber Leser, und wenn man eine frische Mannschaft an Bord hat, ist's fast ein Wunder zu nennen.

Die schwarze Liste freut sich, und das Antlitz der Cadetten erhellt ein schwacher Hoffnungsschimmer. Es liegen mehrere fremde Kriegsschiffe auf der Rhede; sie alle haben das Manöver gesehen und bewundern müssen — da wäre es doch möglich, daß eine milde Regung das Herz der strengen Vorgesetzten bewegt und das Schuldbuch vernichtet wird.

Von dem spanischen Wachtschiffe kommt ein Boot zur üblichen Bewillkommnung an Bord. Lieutenant Bölting hat die Wache und empfängt den betreffenden Officier mit seiner elegantesten Verbeugung, wird aber von einer solchen Menge Redensarten auf o und io überflutet, daß er ganz bestürzt in seiner Verlegenheit nichts weiter zu antworten weiß, als: „Ich danke Ihnen gehorsamst, Sie sind sehr freundlich." Endlich complimentirt er ihn zum Capitän hinunter; doch bisweilen hapert es auch bei den tüchtigsten Capitänen mit dem Spanischen, und es muß daher ein Dolmetscher gefunden werden. Vogel, der Vielgewandte,

muß aushelfen; er gilt an Bord als gründlicher Kenner der spanischen Sprache — natürlich nur in Folge seiner eigenen Auslassungen — und der Capitän läßt ihn kommen.

„Verstehen Sie Spanisch?"

„Zu Befehl, Herr Capitän!" antwortet der Cadett.

„Dann übersetzen Sie, was der Herr sagt."

Vogel ist im Besitz von vier spanischen Phrasen. Er denkt: „Frechheit stehe mir bei!" und bringt alle vier glücklich an. Die Antworten des Spaniers übersetzt er außergewöhnlich frei, aber mit einer solchen Zungenfertigkeit, daß der Capitän über die unvermutheten Sprachkenntnisse seines Cadetten ganz erfreut ist. Vogels Actien steigen, zuerst das glatte Manöver, jetzt das Dolmetschen — wenn nun der Bordarrest nicht geschenkt wird, hat der Capitän einen Stein statt des Herzens in der Brust.

Der Spanier nimmt Abschied, und Bölting empfiehlt sich ihm auf das liebenswürdigste, diesmal aber in Glacés, von denen er so eben das zweite Dutzend angebrochen.

Nachdem das Quarantäneboot an Bord gewesen und die spanische Flagge vom „Seestern" salutirt ist, hat dieser sich Bürgerrecht erworben, und nach Tische gehen die Boote an Land. Wie geschwind

diese heute fertig werden! Nicht ein Badegast läßt auf sich warten, was doch sonst fast regelmäßig geschieht. Freilich, welche Annehmlichkeiten knüpfen sich an die terra firma, wenn man so lange keinen festen Boden unter den Füßen gehabt hat! Die Traumbilder nehmen allmählich eine festere Gestalt an. Theater, Eistorte, Spazierenreiten, Südfrüchte, — das alles sind Lichtpunkte, die bis zur Landung in dunkle Nebel gehüllt, jetzt im hellsten Glanze aufleuchten und zum lockenden Genusse einladen.

Mit strahlenden Augen und klopfenden Herzen betreten die Badegäste die Insel. Verächtlich wird der Fregatte der Rücken gekehrt und im Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit eine Cigarre angezündet. Sprudelnd vor Heiterkeit und Lust wandert die Gesellschaft der Stadt zu; doch die glühende Hitze und das ungewohnte, aus kleinen spitzen Kieseln bestehende Straßenpflaster setzt schnell einen Dämpfer auf. Das Verlangen nach einem schattigen Ankerplatze wird laut und man sehnt sich nach dem geschützten Hafen einer Conditorei.

Doch jetzt taucht eine Schwierigkeit auf. Der berühmte Spanier Vogel ist an Bord geblieben, weil des Capitäns Herz wider Erwarten nicht so schnell weich geworden, und leider will keiner der

begegnenden Insulaner das Wort conditoria verstehen, obwohl es mit der verschiedensten Accentuation ausgesprochen und von der geistvollsten Mimik begleitet wird.

Der Prediger holt sein bestes Latein aus der Tiefe des Gedächtnisses; Horaz hätte ihn drum beneidet, Zumpt wäre blaß geworden vor Aerger — nein, vor Neid wollte ich sagen, über die eleganten Constructionen, allein die Bewohner der glücklichen Insel stehen auf zu niedriger Culturstufe. Weder der Accusativ cum Infinitiv, noch der Ablativus absolutus beschleunigen das Verständniß, alles gleitet spurlos von den Köpfen der Guanchensprößlinge ab und selbst, daß der Doctor ut mit dem Indicativ construirt, hilft nichts.

Da erspähen die Herren endlich ein Schild, das den Namen Café Français trägt. Sie sind aus aller Noth; hier ist endlich unter all den Larven eine fühlende Brust, denn im Französischen hat man es doch wenigstens bis zu den unregelmäßigen Zeitwörtern gebracht. Das Café wird schleunigst geentert, leider ist aber darin nichts französisch, als die Aufschrift des Schildes, aber es gibt doch wenigstens Fruchteis, und das versöhnt bei 30 Grad Wärme selbst das ärgerlichste Gemüth.

Ich will nicht verrathen, wie viel Portionen

vertilgt wurden, weil man mich sonst leicht für einen Verläumder halten könnte, und ich will deshalb die Zahl nur mit dem algebraischen Zeichen ∞ andeuten. Aber fidel wurde die Gesellschaft außerordentlich, und als nun wirklich Vogel gegen Abend den Lohn für seine Dienste erhielt und auch einige der andern Cadetten erfuhren, daß der Capitän keinen Stein in der Brust trug, da war der Jubel groß und das Café français wurde förmlich auf den Kopf gestellt.

Nach Sonnenuntergang wird natürlich die Alameida aufgesucht, wo die ganze schöne Welt von Sta. Cruz lustwandelt. Ein Privilegium der Seeleute, besonders aber der Seeofficiere, ist die große Leichtigkeit, mit der sie die Schranken der Etikette durchbrechen und sich an fremden Orten einbürgern. Ihre Uniform ist eine Empfehlung, die ihnen ohne weiteres Zutritt zu jeder Gesellschaft gestattet, und Blödigkeit gehört nicht zu ihren Fehlern. Sie wissen, daß ihres Bleibens nicht lange, und müssen, wollen sie überhaupt vom Leben etwas haben, die Gelegenheit auf das Beste benutzen. Sie schließen daher viel leichter Bekanntschaften, als andere Menschen, und fühlen sich im Augenblicke heimisch. Ihr offenes gerades Wesen, das sich nicht hinter leeren Anstands- und Höflichkeitsphrasen versteckt,

gewinnt; man kommt ihnen mit gleichen Gefühlen überall entgegen, und so wird das Verhältniß bald ein so herzliches, als ob man sich Jahrelang gekannt hätte.

So auch hier; die überhaupt geselligen Inselbewohner, welche in ihrer Abgeschlossenheit jeden Besuch vom Festlande mit Freude begrüßen, nähern sich auf das freundlichste. Nach kurzer Zeit haben sich die verschiedenen Familien der einzelnen Herren bemächtigt, es wird in französisch und englisch geradebrecht und gestikulirt, und Vogel bringt seine vier Phrasen überall geschickt an

Nach dem Spaziergange werden die Gäste mit nach Hause genommen, man amüsirt sich köstlich, drückt sich beim Abschiede die Hände, und mit den jungen Damen wird in der Geschwindigkeit verabredet, nächstens einen Ball an Bord der Fregatte zu haben.

Diese Verabredung wird aber in höchst leichtsinniger Weise von Seiten der Officiere getroffen, denn sie haben einen Hauptfactor nicht mit in die Rechnung gezogen, der ihnen leicht einen Strich durch letztere machen kann. Ein Ball an Bord ist zwar etwas ganz Absonderliches, Reizendes, Schönes und Originelles, und ich darf nach meinen Erfahrungen behaupten, daß jede Dame, die einen solchen

mitgemacht, mir darin beistimmen wird; allein leider gibt es erste Officiere in der Welt, die anders denken und immer erklärte Feinde solcher das ganze Schiff in Aufruhr bringender Festlichkeiten sind. Und nun gar Kurzspleiß, dieser erste Officier par excellence, der schon am Lande jeder Dame hundert Schritte aus dem Wege geht, wenn sie nicht wenigstens das achtzigste Lebensjahr überschritten hat — er sollte seine Zustimmung zu einem Balle an Bord, zu einem leichtfertigen Tanze auf dem Hinterdeck Sr. Maj. Fregatte „Seestern" geben? Verblendete Menschen, wie wollt ihr das wohl fertig bringen?

Ein Ball an Bord.

Also doch! rufen die Leser bei der Ueberschrift aus. Ja wohl! Mit Hinterlist, Ränken und Tücke ist es gelungen, und Kurzspleiß ist endlich einer allgemeinen Verschwörung als Opfer gefallen. Nun früher oder später wird die Nemesis die Missethäter ereilen, denen leider auf Schleichwegen gelang, was sie auf geraden Pfaden nicht zu erzielen vermochten.

„Das fehlte auch noch, Sr. Maj. Hinterdeck durch leichtfertige Polkas und Walzer zu entweihen; ja wenn es noch Backbordseite allein wäre, aber auch das geheiligte Steuerbord — nein, wahrhaftig, der ganze Dienst geht zu Grunde. Und nun wohl gar die schönen blanken Kanonen forträumen und die Politur ruiniren, — Gott bewahre! das ist ja unerhört!"

Einen Augenblick mäßigt sich der Sturmschritt — ein Gedanke blitzt durch den Kopf: „Die schwarze Liste hätte freilich auf Wochen wieder lohnende Beschäftigung" — doch da braust er wieder hin: „Unmöglich! das schöne Deck und die Kanonen und der Dienst! Nein und abermals nein!"

Armer Kurzspleiß, hättest du ahnen können, daß dieser Entschluß keine vierundzwanzig Stunden vorhalten und sich in das gerade Gegentheil verwandeln würde; hätte dir jemand gesagt, daß zwei Augen dies bewirken sollten, und zwar die schwarzen Augen eines jungen Mädchens, — Himmel! ich hätte es niemand rathen wollen, heute auch nur etwas dem Aehnliches anzudeuten.

„Herr Capitänlieutenant möchten die Güte haben, zum Herrn Capitän hinunterzukommen," meldet Kattblock ehrerbietigst.

„Lieber Kurzspleiß, ich muß sie leider um etwas bitten, mit dem ich sie gern verschont hätte, aber die Umstände zwingen mich dazu. Sie wissen, der Gouverneur gibt morgen unserem Officiercorps ein officielles Diner. Seit heute ist mein altes Leberleiden wieder stärker aufgetreten, und der Doctor hat mir strenge Schonung auferlegt. Da müssen Sie mich schon vertreten, weil es dienstlich ist."

Der erste Officier sieht den Capitän erschreckt

an; eine trübe Wolke fliegt über sein Gesicht. Diner! Ja, wenn es sich nur um das Essen handelte, aber was für furchtbare Sachen hingen damit zusammen! — Positiv! Unterhaltung in Spanisch — unmöglich; Comparativ: Toaste — Horreur für jeden Seeofficier; Superlativ: eine Dame zu Tisch führen und stundenlang an ihrer Seite sitzen — vollständige Verzweiflung. Schon der bloße Gedanke macht den armen Kurzspleiß schaudern, aber es ist Dienst, und er verläßt mit stillschweigender Verbeugung die Cajüte des Capitäns, der ihm lächelnd nachsieht.

Als Vogels Wache zu Ende ist, warnt er die ablösenden Cameraden: „Paßt auf vor Böen, Barometer sehr tief — 120 Schritt in der Minute!"

Drei tiefe Falten auf der Stirn des Bootsmannes geben der Stimmung des ersten Officiers auf dem Vorderdeck Ausdruck. Die Schiffsjungen gehen ihm sorgsam aus dem Wege und flüstern sich zu:

„Es gibt schlecht Wetter; er hat drei Reffe eingesteckt."

Der gefürchtete Moment ist erschienen. In Kurzspleiß Mienen spricht sich eine wehmüthige Resignation aus; er scheint eine Ahnung zu haben, daß dieser Tag für sein Leben verhängnißvoll werden

wird. Eine besondere Unruhe hat sich seiner bemächtigt, die er vergebens zu bekämpfen sucht.

„Was er nur hat!" äußert der Bootsmann gegen den alten Schramm, „er ist zumtal verändert. Heute bei der Musterung kein einziger auf die schwarze Liste, und ich gebrauche sie doch so nothwendig."

Schramm schüttelt den grauen Kopf. „Hm!" erwidert er, „er muß krank sein."

Als Kurzspleiß an der Spitze des Officiercorps das Empfangszimmer des Gouverneurs betritt, flimmert es ihm vor den Augen. Der Boden schwankt unter seinen Füßen, denn da stehen sie alle verkörpert vor ihm — die schweren Träume der vergangenen Nacht. Eine einzige Uniform, sonst nur weibliches Geschlecht. Wohin er blickt, überall Crinolinen, tanzende Fächer, blitzende Augen, bei deren Kreuzfeuer es ihm siedend heiß wird. Doch das ist nur der Beginn der Tortur. Jetzt geht's an die Vorstellung: Signorita Dolores, Candellaria, Incarnacion, und noch eine ganze Reihe spanischer Kalendernamen — ein volles Dutzend und dazu lauter junge Mädchen, eine immer schöner als die andere, und — Spanierinnen. Um aber den bittern Kelch bis auf die Hefe zu leeren, hört er sich von einer der Damen plötzlich in fließendem

Englisch angeredet. Damit ist seine letzte Hoffnung zertrümmert, durch seine Unkenntniß der spanischen Sprache der Unterhaltung überhoben zu sein. Erschreckt blickt er der Sprecherin in die Augen — armer Kurzspleiß, damit ist dein Schicksal besiegelt!

Zwanzig Jahre lang hast du mit Sturm und See gekämpft und bist als Sieger daraus hervorgegangen. Unerschrocken hast du stets der Gefahr ins Auge geschaut, und deine Wimpern haben nie gezuckt, wenn der Orkan die Masten wie Rohr bog oder feindliche Geschosse Tod und Verderben um dich sprühten. Die See war deine Heimat, das Schiff dein Haus, dein Glück, dein Stolz. Und nun, welch wunderbares Gefühl beschleicht dein Herz, wie erbebt es unter dem Einflusse jenes strahlenden Blickes! Wie zauberisch klingt der Ton ihrer Stimme und zittert in deinem Innern nach! Eine ungeahnte Welt erschließt sich dir, du hast erkannt, daß es Schöneres auf Erden gibt, als du bisher geglaubt, der Blitz aus zwei dunkeln Augen hat es dich gelehrt. — Armer „Seestern"! wie bedaure ich dich! Dein erster Officier ist verliebt!

Das schöne Deck, die blanken Kanonen, der Dienst, der ganze „Seestern" — alles ist vergessen; für die Ballactien beginnt eine reißende Hausse. Und wenn es noch natürlich zugegangen wäre; aber

nein — der arme Kurzspleiß ist nur das Opfer einer hinterlistigen Intrigue, eines schändlichen Complottes geworden! Selbst die Krankheit des Capitäns ist fingirt, auch er hat Theil an der Verschwörung, die im Verein mit den Officieren von den jungen Damen nur angezettelt ist, um den Ball zu Stande zu bringen. Es galt, den ersten Officier an Land zu locken und ihn der dämonischen Macht feuriger Mädchenaugen zu überliefern. Ach! der Plan gelang nur zu gut.

Man geht zu Tisch. Der Gouverneur bittet Kurzspleiß, seine Tochter zu führen — sie ist es, Dolores, die Schönste der Schönen, deren Augen ihn bezaubern. Schon nach wenigen Minuten macht er die Entdeckung, daß junge Mädchen bisweilen doch nicht eine so üble Gesellschaft sind und einem noch viel Schlimmeres passiren kann, als der Tischnachbar eines so reizenden Geschöpfes zu sein.

Dann und wann drängt sich auch das Bild des „Seestern" vor sein geistiges Auge und stört die Unterhaltung. Als er von Bord fuhr, sah er, daß die Großoberbramraa nicht ganz gerade hing, und dies fällt ihm jetzt schwer auf das Herz, aber — da trifft ihn wieder ein Blitz aus den dunkeln Augen und nimmt seine ganze Seele gefangen. Das Bild des „Seestern" verblaßt immer mehr und ver-

schwindet endlich ganz. Stück für Stück löst sich die harte Rinde, die ein zwanzigjähriger Kampf mit den Elementen, die strengen Formen des Seedienstes und eine mißverstandene Auffassung des Lebens um das ursprünglich so gute und warme Herz gelegt. Der Widerschein innerlicher Zufriedenheit verschönt die männlichen Züge des wettergebräunten Gesichtes, das sonst so ernste Auge leuchtet im Glanze eines aufblühenden Glückes, und die Worte fließen ungezwungen und herzlich von den Lippen. Die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit hat sich hier wieder bewährt, und triumphirend läßt Dolores ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen, die eine so schnelle Wandelung kaum zu begreifen vermag. Der Ball ist gesichert, und die junge Welt schwimmt in Entzücken. Frohsinn und Heiterkeit herrschen überall, und Kurzspleiß droht Vogel im Spanischen Concurrenz zu machen, — so viel hat er heute gelernt.

„Hasta mañana!“ flüstert ihm eine melodische Stimme zu, als sich die Gesellschaft trennt. Ob ihr der Sieg wohl so leicht geworden? Das Zittern ihrer Hand in der seinigen, die er ihr nach spanischer Sitte zum Abschied reicht, verräth das Gegentheil.

„Hasta mañana!“ — „auf morgen!“ — er-

widert er fast unbewußt und wandert träumerisch zum Hafen. Der Gruß klingt so wunderbar in seinem Herzen nach. „Auf morgen!“ sagte sie — und der Ball ist doch erst übermorgen.

Als abends die Hauptronde gegangen ist, äußert der Bootsmann gegen Schramm:

„Du hast Recht, er ist krank: der Lampenwächter ließ die Laterne fallen, so daß ein großer Oelfleck ins Zwischendeck kam, und er hat nichts gesagt.“

Schramm schüttelt schweigend den Kopf, auf der Stirn des Bootsmannes zeigen sich die drei Falten, er seufzt: „Und ich brauche so nothwendig schwarze Liste!“

Mürrisch sucht er seine Coje auf.

Am andern Tag herrscht ein überaus geschäftiges und bewegtes Leben an Bord. Alles schwirrt und fliegt durcheinander, und der ganze „Seestern“ scheint auf den Kopf gestellt. Ueberall lachende und fröhliche Gesichter und lustige Scherzreden.

Nur der Bootsmann ist ernster denn je. Er fährt nun zwanzig Jahre mit Kurzspleiß zur See; er ist sein Bursche gewesen, als jener noch Cadett war, er ist ihm, wie ein treuer Hund, von Schiff zu Schiff gefolgt, er glaubt ihn in- und auswendig zu kennen — aber heute wird er vollständig an ihm

irre. Keine Musterung, keine schwarze Liste, kein Exercitium — sondern nur Vorbereitungen zu einem wirklichen Balle auf Sr. Majestät Hinterdeck — und der erste Officier offenbar als einer der am meisten dabei Interessirten mitten dazwischen! Ein wehmüthig schmerzlicher Zug, der in classisches Latein übersetzt etwa: „Et tu Kurzspleisse!" gelautet haben würde, lagert auf seinem Gesichte, und er nimmt mit dumpfer Resignation die Befehle seines so traurig verwandelten Vorgesetzten entgegen.

Und nun gehts an die Ausführung. Sämmtliche Geschütze des Hinterdecks werden nach vorn gebracht und dadurch ein freier Raum von gewaltigen Dimensionen geschaffen. Die hoch darüber ausgespannten Sonnensegel dienen als Schirmdach des improvisirten Ballsaals, zu dessen Ausschmückung der reiche Flaggenschmuck des Schiffes benutzt wird. Mit gewähltem Geschmack und symmetrischer Farbenstellung bilden die geschickten Hände der Seeleute aus ihm Vorhänge, Draperien und Festons. Das Gangspill gibt den Unterbau für eine Pyramide von blitzenden Waffen her, und von der Decke des Sonnenzeltes schweben Kronleuchter herab, die kunstvoll aus Bajonetten hergestellt sind.

So entsteht aus dem vereinigten Wirken bald ein prachtvoller Salon der, in seiner Originalität

und seinem blendenden Farbenschmuck, namentlich bei Beleuchtung einen feenhaften Eindruck macht. Mit unermüdlichem Eifer hat Kurzspleiß alles selbst angeordnet und überwacht und dabei einen Geschmack und Schönheitssinn entwickelt, der wahrhaft überraschend ist.

Doch wie auch der schnell wieder genesene Capitän ihm darüber Elogen macht, der erste Officier selbst ist mit seinem Werke noch nicht zufrieden. Es fehlt noch etwas Wesentliches — Blumen und Sträucher zur Herstellung einer künstlichen Laube um ein Bassin, aus dem eine Fontaine hervorspringen und eine erfrischende Kühle verbreiten soll. Der Capitän findet die Idee zwar sehr schön und genial, vermag aber noch nicht einzusehen, wie sie zur Ausführung gelangen soll. Doch Kurzspleiß entwickelt sie ihm bald sehr klar.

Eine große Deckwaschbalje, deren ursprüngliche Bestimmung natürlich durch Blumen zu verdecken ist, wird über der kleinen Luke aufgestellt, die hinten vom Oberdeck in die Cajüte des Capitäns führt. Dann wird der Schlauch der großen im Zwischendeck placirten Feuerspritze außenbords herum, in ein Fenster der Cajüte wieder hineingeführt und durch den Boden der Balje geleitet, wo das eingeschraubte Spritzenrohr als Fontaine wirken soll. Die schwarze

Liste pumpt, und so ist das Angenehme mit dem Nützlichen vereint.

Doch die Hauptsache sind Blumen, und sie müssen nothwendig beschafft werden. In der Stadt gibt es zwar keine Gärten, — aber glücklicher Weise erinnert sich Kurzspleiß, gestern auf dem Vorhofe des Gouvernementgebäudes eine reiche Orangerie in Töpfen bemerkt zu haben, und hält es daher für das Angemessenste, selbst an Land zu fahren und um diese zu bitten. Dem Capitän gefällt der Vorschlag sehr gut, und er bietet Kurzspleiß seine Gig an, damit er schneller hinkommt.

Als der Bootsmann den ersten Officier an Land fahren sieht, glaubt er kaum seinen Augen zu trauen. Das geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu. Sonst ist er, so lange das Schiff in Dienst war, nie an Land gegangen, und jetzt zwei Tage nach einander, — heute sogar mit weißen Glacés, — Bölting, du bist glänzend gerächt!

Leider bin ich nicht Zeuge gewesen, was im Hause des Gouverneurs verhandelt wurde und kann deshalb nichts darüber verrathen. Nur so viel weiß ich. Die Gig kam sehr spät an Bord zurück; Kurzspleiß hatte in Gesellschaft von Fräulein Dolores über eine Stunde lang die betreffenden Orangeriebäume ausgesucht. Auch soll beim Abschiede

ihre Hand in der seinigen weniger gezittert, dagegen das „Hasta mañana!“ sehr freudig geklungen haben und von einem bezaubernden Lächeln begleitet gewesen sein. Doch letzteres hat Vogel mir erzählt, und ich will deshalb nicht darauf schwören.

Der Balltag bricht endlich an und findet bald sämmtliche Officier- und Cadettenburschen in angestrengtester vielseitiger Thätigkeit. Fracks werden gereinigt, Säbel geputzt, Handschuhe geweitet und gekreidet, weiße Westen geborgt und der Filz an den abgeschabten Stellen der Hüte neu aufgekratzt. Der Schreiber, ein früherer Apotheker, ist eine sehr gesuchte Persönlichkeit; man traut ihm allerlei wohlriechende Toilettenkünste, wie Pomade ꝛc. zu.

Bölting hat schon am Abend vorher eine lange Conferenz mit ihm gehabt und ist dadurch in den Besitz eines längstersehnten Geheimnisses gekommen. Der Schreiber hat semmelblondes Haar, aber sein kleiner Schnurrbart zeigt stets das prachtvollste Kastanienbraun, das den Neid des „schönen Adolph“ erweckt, bei dessen impertinenter Bartfärbung der Bleikamm nur höchst zweifelhafte Wirkung ausübt, während sie nach einem andern Versuche sogar grün wurde.

Jetzt hat er das Geheimmittel erfahren. Pulverisirter Kalk und Bleiglätte werden zu gleichen

Theilen mit Wasser zu einer weichen Salbe gemischt und der Bart damit bestrichen. Man läßt die Salbe drei bis vier Stunden darauf sitzen, bis sie ganz trocken ist und reibt sie dann mit den Fingern aus. Das ausgebürstete Haar wird dadurch unfehlbar schön braun gefärbt. Die ätzende Salbe darf jedoch nicht mit der Haut in Berührung kommen, warnt der Schreiber, und muß unter allen Umständen trocken zerrieben werden, weil Anwendung von Wasser sie zäh wie Leim macht. Bölting verspricht sich alles genau zu merken, und beschließt, da er die Vormittagswache hat, das Experiment in den Stunden von 12—3 Uhr vorzunehmen, damit er, wenn um 5 Uhr die Gesellschaft anlangt, als vollendeter Adonis hervortreten kann. Der Schreiber verspricht die Salbe gegen 11 Uhr in die Kammer zu setzen und gelobt tiefes Stillschweigen. In Gedanken an die bevorstehenden Eroberungen vergeht Bölting die Wache sehr schnell. Armer Adolph, wer dir gesagt hätte, daß du nichts von dem Balle haben, sondern mit zerrissenem Gemüthe kummervoll in deiner Kammer sitzen würdest, während über deinem Kopfe nur Lust und Frohsinn herrschte!

Eine schlechte Einrichtung an Bord der Schiffe, die schon oft zu Inconvenienzen geführt, ist die, daß man durch die dünnen Zwischenwände der Kam-

mern jedes Wort verstehen kann, was in dem benachbarten Raume nicht ganz leise geflüstert wird. So will es Böltings böses Schicksal denn auch, daß der nichtsnutzige Vogel in der nebenanliegenden Cadettenmesse sitzt und die ganze Unterredung Wort für Wort mit anhört.

Andern Morgens, kurz bevor der „schöne Adolph" von der Wache abgelöst wird, schlüpft geheimnißvoll eine Gestalt in seine Kammer. Aus einem mit verdächtiger Flüssigkeit angefüllten Fläschchen gießt sie etwas in eine weißliche Mischung, die in einer Tasse auf dem Pulte steht, und rührt sie sorgfältig um. Dann schweift ihr Auge prüfend in der Kammer umher. Ha! da ist das Gesuchte, die Schwefelholzdose. Der Deckel fliegt herab, zwei mit jener verrätherischen Flüssigkeit befeuchtete Finger fahren über die Köpfe der Zündhölzer. Die Dose wird sorgfältig an ihren Platz zurückgestellt, und die Gestalt des Verbrechers verschwindet ebenso geräuschlos, wie sie gekommen.

Gegen drei Uhr hält Kurzspleiß noch einmal Revue und Generalprobe ab.

Der Ballsaal ist prachtvoll, doch das Gelungenste unstreitig die Baumgruppe um die Fontaine und diese selbst. Die schwarze Liste pumpt Probe, der

Strahl steigt über 10 Fuß und fällt als feiner kühlender Staubregen in das Bassin zurück.

Allmählich erscheinen die Officiere in Balltoilette auf dem Oberdeck, nur Vogel hält sich merkwürdiger Weise und scheinbar unmotivirt in der Batterie und zwar in der Nähe des Deckglases auf, das Böltings Kammer erhellt. Raffinirter Bösewicht, dein schwarzer Plan gelingt nur zu gut!

Bölting hat den lockigen, dichten Bart sorgsam eingesalbt. Nach dreistündiger Zurückgezogenheit in seiner Kammer, die er durch schöne Bilder der nächsten Zukunft versüßt, hält er es an der Zeit, die getrocknete Salbe auszureiben. Hilf Himmel! sie sitzt fest wie Kitt. Nun, sie muß noch trocknen. Eine halbe Stunde vergeht, da schägt die Uhr 4. Das Reiben beginnt von neuem, aber leider wieder ohne allen Erfolg — Vogels Leimwasser thut seine Dienste. Auf einmal wird es stockfinster in der Kammer — Vogels Fuß ruht auf dem Decksglase. Vergebens klopft Bölting verzweiflungsvoll mit dem Stiefelknecht gegen das Deck, der malitiöse Fuß weicht nicht. Bölting greift nach den Schwefelhölzern, um Licht anzuzünden — umsonst; Stück für Stück versagt. Er öffnet die Kammerthür ein wenig und ruft krampfhaft nach seinem Burschen — aber der Bursche ist von Vogel im

Auftrage des ersten Officiers ans Land geschickt, um ein in Bestellung gegebenes Blumenbouquet zu holen. Jetzt endlich verläßt der Fuß das Glas, aber nach einigen Minuten kehrt er wieder darauf zurück. Die Tortur wächst immer mehr. Drei Trommelwirbel und die Klänge der spanischen Nationalhymne verkünden die Ankunft des Gouverneurs und seiner Damen — — und Bölting sitzt noch immer mit dem geleimten Barte in der Kammer. Endlich kommt auch der Bursche wieder, es werden frische Schwefelhölzer geholt, aber der Spiegel, der so treue Freund, bestätigt nur die schreckliche Wahrheit. Wo die infame Salbe von dem Haar abgeht, ist dasselbe zwar wunderschön braun, aber zu drei Viertheilen geht sie nicht ab, das ist ja gerade das Traurige. Adieu, du schöner Ball! Armer Bölting! Thränen der Wuth treten ihm ins Auge, aber was hilft es, die Eitelkeit erhält ihre Strafe. Ein plötzliches Unwohlsein soll als Entschuldigung dienen, als jedoch Dr Salomo helfend einschreiten will, wird er vor verschlossener Thür schnöde abgewiesen. Gott weiß, wie es zugeht, aber nach einer halben Stunde kennt das ganze Schiff den wahren Sachverhalt.

Armer Adolph! Die Lehre war bitter, aber heilsam. Sie hat dich tief verletzt, aber dich auch

von einem unmännlichen Fehler befreit. Daß du jetzt ein tüchtiger Officier geworden und allgemein geachtet bist, verdankst du jener Salbe und Vogels Malice.

Der Ball war glänzend. Alles was junge Damen und Herren sich Schönes und Gutes von einem solchen Feste versprechen können, sah ihr Herz erfüllt. Trotz des gebrochenen Spanisch, das mit Hilfe der Wörterbücher, die jeder Officier unter dem Arme trug, die Unterhaltung vermittelte, gab es eine ganze Reihe gebrochener Herzen, denn ungestraft sieht kein Deutscher tief in die Augen einer schönen Spanierin. Und schön sind die Damen von Teneriffa — es gibt dort überhaupt keine häßliche — schön wie die Houris; ob aber auch so gut, so lieb und treu wie unsere deutschen Mädchen — ich glaube nicht.

Der Capitän eröffnet mit der Gemahlin des Gouvernenrs den Ball, Kurzspleiß folgt mit Fräulein Dolores.

Dem Bootsmann, der an Backbord durch die Flaggenvorhänge schaut, stehen bei dem Anblick die Haare zu Berge. Sein erster Officier tanzt! Aus „zumtaler" Verzweiflung geht er mit Schramm in seine Kammer. Beide lassen sich während des ganzen Balles nicht mehr sehen, sondern ertränken

schweigend ihren Kummer in einem Glase „Grog," der nicht zu stark von Wasser ist.

Das Fest dauert bis tief in die Nacht. Den ersten Officier sieht man sehr oft in der Nähe der Fontaine neben Fräulein Dolores sitzen. Diese wird offenbar durch das Tanzen sehr echauffirt und schlägt deshalb verschiedene Engagements aus. Sonst scheint sie sich jedoch außerordentlich wohl zu befinden und auch von Kurzspleiß Unterhaltung sehr befriedigt zu sein. Diese wird meistentheils in englischer Sprache geführt, doch scheint Kurzspleiß auch Fortschritte im Spanischen zu machen; denn Vogel versichert mich, er habe beim Vorbeitanzen ganz deutlich die Worte Carissima Dolores vernommen, und da nur der erste Officier neben der Dame gestanden, so müsse er sie nothwendig gesprochen haben.

Als der Gouverneur endlich aufbricht, zeigen die betrübten Mienen aller Gäste, wie ungern man sich von einander trennt; doch es ist ja das traurige Schicksal des Seemanns, immer dann fort zu müssen, wenn er beginnt sich wohl zu fühlen.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch wird das Oberdeck abgeräumt. Wasser, Sand und Steine vertilgen die letzten Spuren des schönen Festes, und zur Musterungszeit hat der „Seestern" wieder sein ernst kriegerisches Aussehen gewonnen. Der Dienst

geht seinen alten Gang, die Routine tritt wieder in ihr Recht, und nichts erinnert mehr an den gestrigen bedeutungsvollen Abend. Nichts? Doch etwas! Bei der Musterung verkündet **Kurzspleiß** Amnestie für die gesammte schwarze Liste. Der **Bootsmann** wird schwindelig und findet seinen ersten Officier unbegreiflich. Ich aber, geneigte Leserinnen, fand es sehr begreiflich. Es ist gar zu schön, andere glücklich zu machen.

Marinecavallerie.

Wer hätte wohl längere Zeit in Teneriffa verweilt, ohne seinem berühmten Pik einen Besuch zu machen, jenem gigantischen Wahrzeichen, das die Natur einst unter welterschütternden Zuckungen aus der Tiefe des Oceans bis an den Saum der Wolken hob, durch welches Jahrtausende lang die überkochende Masse des flüssigen Erdkerns sich zischend und brausend in das Meer ergoß, das aber schon seit Jahrhunderten schweigend ruht und einer üppigen Vegetation gestattet hat, in ungestörter Arbeit bis zur Grenze des ewigen Schnees einen grünenden Teppich um sein zerklüftetes Aeußere zu weben.

Ein stummer Zeuge urweltlicher Umwälzungen steht er da, der gewaltige Berg, ein Symbol der Allmacht, vor der der Mensch demüthig sein Haupt neigt, eines der großen Räthsel der Schöpfung, das

wir vergebens zu lösen, aber wenigstens, wenn sich Gelegenheit bietet, aus nächster Nähe zu betrachten suchen.

Naturforscher, Touristen par excellence, gelegentliche Besucher der Insel — alles drängt zum Pik, wär's auch nur, um sagen zu können: „Ich war oben."

Es kann deshalb kein Wunder nehmen, daß das Pikfieber auch unsere Freunde vom „Seestern" erfaßte und daß mit praktischer Schelligkeit der Plan ins Werk gesetzt wurde.

„O weh!" höre ich verschiedene Leser seufzen, „jetzt wird uns wieder eine Pikreise aufgetischt."

Leider haben Sie Recht, Verehrte, indessen, wenn ich zu den hunderten bereits existirenden Beschreibungen noch eine füge, so hoffe ich wenigstens einen neuen Gesichtspunkt zu eröffnen, den selbst Humboldt unerwähnt ließ, — Marinecavallerie.

Die Reisegesellschaft bestand etwa aus 10 Personen, Seeofficieren, Badegästen und Cadetten, der unvermeidliche Vogel als hervorragender Spanier natürlich unter ihnen. Der arme Bölting hat renoncirt, die Bartgeschichte ist noch in zu frischem Andenken, und Kurzspleiß — nun er kann wohl abends mit dem Capitän einige Stunden zum

Gouverneur gehen, aber zwei bis drei Tage vom Schiffe fort, wo bliebe da der Dienst?

Dr. Salomo arrangirt die Partie und Vogel ist sein Adjutant, da die Insulaner doch nicht so classisch gebildet sind, um das Latein des Doctors zu verstehen.

Anfänglich will dieser Wagen nehmen, stößt aber bei der seemännischen Majorität auf so entschiedene Opposition, daß er den Gedanken aufgeben muß.

In einem geschlossenen Wagen zu sitzen, ist dem Seemann ein schrecklicher Gedanke; es beengt ihn und flößt ihm Furcht ein. Die Bewegungen machen ihn seekrank, in beständiger Besorgniß umzuschlagen, sitzt er mit ausgebreiteten Armen und hat keinen ruhigen Augenblick, bis er sich wieder in freier Luft befindet.

Mit Ausnahme des Doctors stimmen daher alle für das Reiten, und obwohl diesen eine trübe Ahnung beschleicht, muß er sich fügen. Das Pferd ist nämlich für den Seemann dasjenige Instrument dessen er sich nach einem Schiffe oder Boote am liebsten zur Fortbewegung bedient. Schon der Name besitzt für ihn etwas Heimisches. Wagen und Kutschen gibt es nicht an Bord, aber desto mehr Pferde an den Raaen, wenn sie auch nur von Tauwerk gefertigt sind. Wie oft hat er bei Nacht

und Sturm zwar nicht sehr bequem, aber sicher auf ihnen geritten!

Am liebsten nimmt er hartmäulige Thiere, bei denen er tüchtig an den Brassen reißen kann, hauptsächlich fühlt er sich aber auf einem Pferde wohl, weil er sich in freier Luft befindet und um sich schauen kann.

Am nächsten Morgen stehen die Rosse und Maulthiere bereit. Ihr Aussehen beruhigt den Doctor sehr; allem Anschein nach sind sie keine Durchgänger, die herabhängenden Ohren, das schläfrige Auge und die durchscheinenden Rippen sprechen für eine lammfromme Gesinnung.

Unter Benutzung von Eckſteinen und Treppen gelingt das Aufsitzen, und die Gesellschaft begibt sich unter Führung der nebenherlaufenden Treiber auf den Weg. In Ermangelung von Sporen hat sich jeder mit einer kecken Reitgerte bewaffnet, und Vogel an der seinigen noch eine scharfe Spitze angebracht, — der Schelm, er hat schon wieder Streiche im Kopf. Als die Hufe auf dem Straßenpflaster ertönen, öffnen sich die Fensterschalter und neugierige, schwarze Augen blitzen aus den Mantillen hervor. Welcher Reiter besäße unter solchen Umständen nicht die verzeihliche Eitelkeit, ein wenig mit dem Pferde zu kokettiren! Es will nur nicht recht

gehen, die Thiere sind zu fromm. Doch seht! der Doctor, hinter dem Vogel reitet, bekommt es fertig. Das Pferd wird plötzlich lebendig, schlägt hinten und vorn aus, steigt kerzengerade in die Höhe und scheint auf den Hinterbeinen gehen zu wollen. Der arme Doctor wird leichenblaß; als der Sattelknopf nicht mehr ausreicht umklammert er krampfhaft den Hals seines Thieres und erwartet mit geschlossenen Augen sein Schicksal. Seine bangen Ahnungen beginnen sich bereits zu erfüllen, und doch ist er sich bewußt, dem Pferde keinerlei Anlaß zu solchen Tollheiten gegeben zu haben. Einer der Treiber reißt endlich das Thier am Kopf nieder und da Vogel inzwischen bei Seite geritten ist und es dessen Stachel nicht mehr fühlt läßt es sich auch bald beruhigen. Der Doctor wischt sich den Angstschweiß ab: einen Augenblick denkt er daran, zurückzubleiben, aber die Blamage wäre doch zu groß, und mit stoischem Gleichmuthe nimmt er sogar die Neckereien der Kameraden hin.

Das nächste Ziel ist Laguna, die ehemalige Hauptstadt der Insel, circa $1^1/_2$ Meilen von Sta. Cruz entfernt und 1700 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Der an schroffen Abhängen und Schluchten vorbeiführende und steil ansteigende Weg verbietet jedes schnellere als Schrittreiten, ein Glück für den

Doctor und einige andere Sonntagsreiter, obwohl ihre Pferde noch öfter sehr unruhig werden, sobald Vogel in ihrer Nähe erscheint.

Die Sonne steht schon ziemlich hoch, als die Reisenden die Stadt erreichen, deren öde grasbewachsene Straßen und verfallene Gebäude einen tristen Eindruck machen. Nach langem Suchen finden sie endlich einen Gasthof, fordern jedoch vergebens ein Frühstück. Sie kennen die spanischen Posadas noch nicht genug, um zu wissen, daß man jede Mahlzeit, die man dort einzunehmen beabsichtigt, 24 Stunden vorher bestellen muß. Ein halbes Dutzend Wassermelonen ist die einzige aufzutreibende Erfrischung — schlechte Aussichten für eine dreitägige Tour!

Doch Orotava mit seinen paradiesischen Gärten und der Aussicht auf ein französisches Hotel winkt, nach kurzer Rast wird wieder aufgebrochen.

Bald ist das traurige Laguna im Rücken, und die Reisegesellschaft gelangt auf das hinter ihm gelegene Plateau, von wo die Straße ebener wird und ein schnelleres Fortkommen gestattet.

Die sich hier bietende wundervolle Aussicht bewegt die Reisenden jedoch, einen Augenblick Halt zu machen und ihre Augen an dem Panorama zu weiden, das sich vor ihnen ausbreitet. Laguna mit

seinen grauen verwitterten Gebäuden, aus deren Mitte die ehrwürdige Kathedrale emporragt, liegt zu ihren Füßen. Es macht aus der Ferne nicht mehr den Eindruck der Oede und des Ruins einstiger Größe. Umgeben von lachendem Grün üppiger Gefilde, erhöht es nur den landschaftlichen Reiz durch den Contrast; das Auge ruht wohlgefällig auf seinen dunkeln Häusermassen, und die melancholischen Töne der zur Messe rufenden Klosterglocken, welche der milde Wind heraufträgt, stimmen die Gemüther nur noch empfänglicher für die Schönheiten des Bildes. Das goldige Gelb der in reicher Fülle wogenden Weizen- und Maisfelder wechselt mit dem dunklen Grün der zur Cochenillezucht dienenden Cactuspflanzungen. Hecken von wilden Rosen friedigen die Gefilde ein, und ihre blaßrothen Blüthen bedecken wie ein Teppich das Gesträuch.

Von drei Seiten durch groteske Felsmassen umschlossen, öffnet sich das liebliche Thal auf das Meer, an dessen fernem Horizonte die Insel Gran Canaria sich erhebt, übergossen von dem bläulichen Dufte der tropischen Atmosphäre. Auf der nach Sta. Cruz führenden Straße steigen in langsamem Zickzackgange schwerbeladene Kameele und Maulthiere herauf, deren phantastisch gekleidete Führer auf einer Rohrpfeife das Ohr ihrer musikliebenden

Thiere ergötzen. An den Abhängen der Berge klettern wagehalsige Ziegen und suchen in gefährlichen Sprüngen eine wohlschmeckende Pflanze zu erhaschen, während der Hirt, auf einer vorspringenden Klippe stehend, sie bewacht. Ein hoher, spitzer Hut von braunem Filz deckt den mit reicher Fülle schwarzen Haares geschmückten Kopf; ein kunstlos von weißem Wollzeuge gearbeiteter Mantel umschließt die sehnigen Glieder, und gestützt auf den langen Hirtenstab, schaut er sinnend auf das romantische Thal zu seinen Füßen, das er selten oder nie betreten hat.

Die Berge sind seine Heimat, die Thiere seine Gespielen in der Kindheit, seine Gefährten im späteren Alter. In einer Höhle, welche einst seine Voreltern, die Guanchen in die Felsen gruben, hat er das Licht der Welt erblickt. Sie dient ihm als Wohnung, wenn er sich selbst einen Herd gründet, in ihrer Nähe wird einst sein Grab sein. In halbwildem Zustande auferwachsen kennt er kaum die Bedürfnisse der Civilisation. Seine Herden geben ihm Nahrung und Kleidung, und er sehnt sich nicht nach andern Genüssen, als seine Berge ihm bieten.

Zur Linken erhebt sich eine Kette von spitzen Felskegeln. An ihrer gleichmäßigen Form, an ihren schwarzen ausgebrannten Kratern, die wie drohende Schlünde sich öffnen, kennzeichnen sich die

Vulkane. Es dringt keine Rauchsäule aus ihnen, ihre Ränder sind von Euphorbien und baumartigen Ericeen bekränzt, das unterirdische Feuer im Innern ruht seit langer Zeit, aber die Bewohner der Insel werden von Zeit zu Zeit durch Erderschütterungen daran erinnert, daß das Feuer nicht ganz erloschen ist und sie auf unterminirtem Boden stehen.

Im Westen ragt der Pik klar und unverhüllt in den wolkenlosen Aether empor. Sein Fuß prangt im schönsten Smaragd eines üppigen Baumwuchses: ein graugelber Streifen bezeichnet die Grenze der Vegetation, während ein blendender Schneegürtel den Gipfel umlagert und im Lichte der reflectirten Sonne weithin wie ein strahlendes Meteor erglänzt.

In der Ferne auf dem tiefblauen Ocean schimmern die weißen Segel vorüberfahrender Schiffe, die wie leuchtende Punkte am Horizonte schwimmen, und in der nahen Umgebung des Hafens von Sta. Cruz schaukeln sich hunderte von Fischerbooten auf dem hellgrünen Meeresstreifen, der wie ein Kranz die Insel umgibt und die geringere Wassertiefe bezeichnet.

Ueber dem ganzen Gemälde lagert eine tiefe sonntägliche Ruhe. Der Himmel leuchtet im schönsten Azur, die Sonne wirft ihre erwärmenden Strahlen

auf die frischsprossende Natur, und ein milder Lufthauch führt aus dem Thale aromatische Düfte zu den Höhen empor, auf denen unsere Reisenden, in stilles Schauen versunken, das wunderbare Schauspiel genießen.

Doch plötzlich wird die idyllische Andacht unterbrochen. Ein höchst unerwartetes Intermezzo lenkt die Aufmerksamkeit von dem Naturgemälde ab und in weit höherem Grade auf ihre eigenen werthen Persönlichkeiten.

Außer dem Pferde des Doctors hat sich schon während des ganzen Rittes namentlich das Maulthier des Lieutenant Bohr auf eine auffallende Weise benommen und seinem Reiter nicht wenig Sorge gemacht. Er hat bald die Steuerbord-, bald die Backbordbrasse scharf an den Wind geholt, um sein Fahrzeug besser zu steuern und auf dem richtigen Curse zu halten, allein das hat bei dem störrischen Thiere wenig geholfen. Es treibt stets Allotria, geht seitwärts, wenn es voraus soll, schlägt hinten und vorn aus, sobald es Vogels Schimmel in Sicht bekommt, scheuert seinen Reiter gegen jeden Baumstamm und jede Mauer, die sich irgend in der Nähe befindet und bringt den schweißtriefenden Bohr, der mit Taupferden besser, als mit vierbeinigen umzugehen versteht, fast zur Verzweiflung.

Nachdem es bei dem allgemeinen Halt seinem Herrn eine kurze Ruhe gegönnt, so daß dessen Aufmerksamkeit nicht ungetheilt ihm zugewandt sein muß, will es das Unglück, daß ein Trupp Kameele um die Ecke des Hohlweges biegt, an dessen Mündung sich das Plateau ausbreitet, auf dem unsere Marinecavallerie Halt gemacht.

Bekanntlich sind Pferde und Kameele Antagonisten und verabscheuen sich gegenseitig; kaum steckt daher das erste der mißgestalteten Thiere seinen Kopf aus dem Hohlwege, als unter den Pferden und Maulthieren der Reisenden sich eine allgemeine Unruhe kundgibt, von der selbst Vogels Schimmel nicht ausgeschlossen bleibt, so daß ersterer nur an sich selbst zu denken hat.

Insbesondere wird aber Bohrs Fahrzeug sehr unbequem; kein Brassen hilft; es bäumt sich so plötzlich, daß nur ein energischer Griff nach dem Sattelknopf den Lieutenant vor dem Herunterfallen bewahrt. Dann läßt es sich ebenso schnell auf die Vorderfüße nieder, um mit seinem geängstigten Reiter auf und davon zu gehen.

Böse Beispiele verderben gute Sitten. Kaum hat es sich in Galopp gesetzt, als eine gleiche Wuth seine vierbeinigen Kameraden erfaßt, und im Augen-

blicke jagen alle Seesternianer ventre à terre über die Fläche dahin.

Es ist ein Wettrennen in bester Form, und die Marinecavallerie bietet ein Genrebild, wie es sich wohl selten dem Pinsel eines Malers präsentirt. Links und rechts fliegen Hüte, Mützen und andere Gegenstände durch die Luft, die Zügel sind losgelassen, die Reiter haben krampfhaft den Sattelknopf oder die Mähnen erfaßt. Todesschrecken malt sich auf ihren Gesichtern, Haare und Rockschöße flattern in horizontaler Richtung im Winde, während die schnaubenden Rosse in unaufhaltsamer Flucht über Stock und Stein, über Berg und Thal, durch Büsche und Dornen ihren rasenden Lauf verfolgen, Bohrs wahnsinniger Klepper ist voran; eine Pferdeschnauze dahinter der Schimmel, über den Vogel alle Herrschaft verloren, links vor ihm der Doctor, die übrigen sind etwas zurück.

Bohr und der Doctor überlassen sich resignirt ihrem Schicksal, und ersterer erwartet mit geschlossenen Augen den Moment, wo er beim Kentern mit gebrochenen Rundhölzern (Armen und Beinen) vollständig zum Wrack gemacht werden wird. Nur eins wirft er sich vor, daß er nicht so vorsichtig gewesen ist, einen Anker mitzunehmen, um im Nothfalle vor Anker zu gehen. Dem Doctor ist alles

Denken vergangen, Vogel dagegen verliert die Geistesgegenwart nicht. Er beugt sich soweit wie möglich vorüber und blendet sein Pferd durch Schließen der Scheuklappen mit den Händen. Ein Teneriffapferd läßt sich jedoch wegen seines steifen Kreuzes ebensowenig wie ein englisches Cavalleriepferd pariren, wenn es einmal im Zuge ist. Der Schimmel galoppirt deshalb ruhi gweiter, nur schlägt er jetzt einen andern Weg ein, als der übrige Trupp, und rast seitwärts feldein. Sumpfiger Boden, in den das Thier bei diesem neuen Curse geräth, wirkt jedoch besser, als Sturzacker, und Vogel befindet sich in kurzer Zeit in einem Moraste, in dem das bis über die Knie eingesunkene Pferd sich festgelaufen hat.

Derselbe sich im Halbkreise zu bedeutender Länge ausdehnende Morast setzt einige tausend Schritte weiter auch dem Rennen der übrigen Kameraden ein Ziel, nur nicht so allmählich, da er dort bedeutend tiefer, mit Wasser bedeckt und der Boden bis unmittelbar an den Rand fest ist.

Als die unglücklichen Reiter die Wasserfläche vor sich sehen, wird es schwarz vor ihren Augen. Obgleich ihr Element, können sie sich nicht mit dem Gedanken befreunden, sich demselben mit so steuerlosen Fahrzeugen anzuvertrauen, wie sie in ihren

Pfreden entdeckt haben, und ein eisiger Frost schüttelt sie. Doch auch die Pferde theilen die Ansicht ihrer Herren. Am Rande des Sumpfes angekommen, pariren die Thiere des Lieutenants und des Doctors so aus dem Stegreif, daß die von dieser neuen Heimtücke nichts ahnenden Reiter über den Hals fort und zehn Schritte weit in den Morast fliegen. Von der nachfolgenden Truppe machen die nächsten einen gleichen salto mortale, während die Pferde schadenfroh am Ufer stehen und auf die zappelnden Bewegungen ihrer gestrandeten Herren schauen, die wie Frösche in dem Schlamme umher und dem festen Lande zukriechen. Der Rest der Marinecavallerie langt später und vereinzelt an, jedoch sind ihre Rosse etwas humaner und begnügen sich, sie einzeln auf festem Boden abzusetzen oder wohl gar im Sattel zu lassen.

Die sich jetzt bietende Scene ist kostbar. Die Zappler im Moraste erreichen nach vielen Kämpfen halb erstickt und natürlich von oben bis unten mit einer Lage schwarzen Schlamms bedeckt das Ufer. Mit schmerzlich verzogenen Gesichtern reiben sich die meisten ihre geschundenen oder verstauchten Gliedmaßen. Fast alle sind ohne Kopfbedeckung, der zurückgelegte Weg ist damit, sowie mit vielen andern verlorenen Gegenständen bestreut, die Garderobe hat

bei dem wüthenden Jagen durch Busch und Dorn entsetzlich gelitten, und der ganze Trupp macht den kläglichsten Eindruck. Im Hintergrunde erscheint Vogel, der seine Strafe erhalten, und da er die Reitgerte verloren, nur mit größter Mühe seinen halsstarrigen Schimmel aus dem Moraste hat ziehen können, und am fernen Horizonte erblickt man die zurückgelassenen Führer, welche mit Entsetzen den Spuren ihrer durchgegangenen Pflegebefohlenen nachlaufen.

Als die verschiedenen Gruppen sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt haben, versuchen einige minder Beschädigte das Abenteuer vom humoristischen Standpunkte aufzufassen: sie reüssiren jedoch nicht, denn die meisten sind zu empfindlich von dem Unfalle betroffen. Bohr besonders ist äußerst ungehalten über das Schlammbad; kein Fleck an ihm ist verschont, aber er betheuert in kräftiger Weise, ihn solle dieser oder jener holen, wenn er in seinem Leben je wieder ein anderes, als ein Pferd unter der Raa bestiege. Um wieder zu den verlornen Sachen zu gelangen, muß der ganze Weg noch einmal zurückgelegt werden, und da jetzt jeder Reiter seinen Gaul an der Hand führt, um sich nicht einem abermaligen Parforceritt auszusetzen, geht dies viel langsamer von Statten. In ziemlich trüb-

seliger Stimmung erreicht man nach einer Stunde endlich das verhängnißvolle Plateau, wo sich auch die letzten Hüte wiederfinden. An eine Fortsetzung der so gewaltsam unterbrochenen Pikpartie ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken. Dies scheint auch allen so selbstverständlich, daß derselben mit keiner Silbe erwähnt wird. Für eine Fußtour ist es zu weit, und wer wollte so kühn sein, nach so bitteren Erfahrungen wieder zu Pferde zu steigen. Schweigend tritt daher die Gesellschaft nach kurzer Rast den Rückweg an, die widerspenstigen Thiere hinter sich herziehend, die ihren Herren noch manchen Kummer bereiten, sich ohne weiteres in jeder Pfütze am Wege niederlegen oder plötzlich eine Schwenkung in eine Herde friedlicher Esel machen, die ihren Weg kreuzen. Lahm, schweißtriefend, mit Staub und Schmutz bedeckt und mit allerlei Reitconsequenzen gesegnet, erreichen die Reisenden endlich Laguna, wo sich wiederum die Fensterschalter öffnen und die schwarzen Augen von heut morgen abermals aus den Mantillen hervorschauen. Welcher Contrast! Niemand denkt jetzt an Kokettiren, und das Lächeln der Schönen schneidet den Deutschen tief ins Herz.

Ein lawinenartig anwachsender Haufe von Bettlern und Straßenbuben bildet ihre Escorte bis

zu der Posada, wo sie wenigstens einige Ruhe finden. Es kostet geraume Zeit, ehe die Spuren des Abenteuers einigermaßen vertilgt sind. Nach mehreren Stunden geduldigen Harrens gelingt es auch, einen etwas kräftigern Imbiß zu erhalten, als Wassermelonen und Oliven, und gegen Abend tritt die getäuschte Schar ihren Rückweg nach Sta. Cruz an. Diesmal triumphirt aber der Doctor; es sind Wagen gemiethet, und bald rasseln sie durch die öden Straßen der Stadt. Nur Lieutenant Bohr bleibt zurück; er hat sich geschworen, von jetzt ab nur Boote zu benutzen, wenn er Touren über Land macht, und da er in Laguna keines bekommen kann, zieht er es vor, den langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Im Herzen tief seinen Leichtsinn bereuend, athmet er zuerst wieder froh auf, als er die Decksplanken des „Seestern" unter seinen Füßen fühlt und gelobt sich feierlichst, ohne Noth nicht wieder sein sicheres Schiff zu verlassen und sich dem wechselvollen Landleben anzuvertrauen.

Im Passat.

Licht und Schatten sind im Leben des Seemanns sehr ungleich vertheilt. Der Schatten sind sehr viele, und nur dann und wann erhellt ein Silberblick das Dunkel. Entbehrungen, Sorgen und Kämpfe sind fast die steten Begleiter des Seemanns, und der melancholische Ernst, der Grundzug seines Charakters, ist ihr Reflex auf Seele und Gemüth.

Mag Gewohnheit manches Schwere weniger fühlbar machen, mag der ununterbrochene Kampf mit den Elementen eine gewisse Befriedigung und dem männlichen Selbstgefühl Reiz gewähren — es schlummern tief im Herzen auch noch zartere Saiten. Zu ihnen stimmen die Disharmonien der Natur und des Lebens nicht; sie erklingen nicht in Sturm und Nacht, sondern nur im goldigen Sonnenlicht, wenn Friede und Stille auf dem Meer und im

Herzen wohnen und Gottes Antlitz freundlich auf die Menschheit herabschaut.

Dann aber ertönen sie um so lieblicher, und der strenge, ernste Mann, der trotzig und kalt dem brüllenden Orkan entgegentritt, der vor dem Brausen der Wasser nicht erbebt — er lauscht willig ihren harmonischen Klängen und sie legen sich weich und warm um sein Herz. Es schwinden Trotz und Ernst;. Heiterkeit und Milde ziehen ein an ihrer Statt, und mit kindlich empfänglichem Gemüth nimmt er in sich auf, was sein schweres Leben an schönen Augenblicken ihm darreicht.

Solche Lichtblicke bieten sich ihm nicht häufig; aber es gibt deren von wunderbarer Pracht, und sie erwärmen das Herz auf lange Zeit. Das Trübe, was uns bedrückte, und das wir nicht tragen zu können vermeinten, es versinkt im Strome der Vergessenheit; aber das Schöne und Erhabene haftet in der Seele. Die Zeit verwischt es nicht, sondern hält die Farben frisch und jung in der Erinnerung.

So ist es mit dem Passat. Wer einmal ihn zu Schiffe durchzog vergißt ihn nicht; er bewahrt für immer die Eindrücke, die er dort erhalten und zehrt von ihnen sein Leben lang.

Das Meer im Sturm ist groß; die grollende Natur spricht mit Donnerworten zum Menschen und

läßt ihn erzittern vor der Allgewalt des Schöpfers. Das Chaos der brandenden Wogen, wie sie am steilen Fels den dampfenden Gischt himmelan tragen und alles Menschenwerk vernichtend zermalmen, es ist erhaben, überwältigend; aber dem Herzen thut es nicht wohl, es erfüllt nur mit Bangen und Grauen.

Wie anders ist es im Passat! Wie schön und lieblich schaukelt es sich auf den krystallenen Fluten, in denen das Blau des Himmels sich widerspiegelt. Kein Sturm thürmt je die Wogen, keine Wetterwolke zieht drohend am Horizont herauf. Ruhe, himmlischer Friede, Sonnenlicht überall, wohin das Auge schaut. Gleichmäßiger, sanfter Wind schwellt die Segel; im neckischen Spiel tändeln die leichten Wellen, das durchsichtige Haupt mit duftigem Perlenschaum gekrönt, und leise rauschend zieht das Schiff durch sie seine Bahn.

Der Passat ist das Eldorado des Seemanns. In ihm findet er Entschädigung für die schweren Tage der nordischen Gewässer und sammelt neue Kraft zu den ihn im Süden wieder erwartenden Kämpfen. Hier umnachtet ihn kein Nebel, es drohen keine Klippen, und das spähende Auge starrt nicht vergeblich in das Dunkel, um den warnenden Leuchtthurm oder entgegenkommende Schiffe zu entdecken.

Sanft wiegt er sich mit seinem Schiffe auf den friedlichen Gewässern, über denen ein stets heiterer Himmel seine lichte Kuppel wölbt. Unverhüllt entsteigt die Sonne dem Meer und beschreibt ihren strahlenden Kreislauf am Firmament, um eben so klar und goldig wieder hinabzutauchen in die blaue Flut. Ihr erwärmender Hauch zaubert tausendfaches Leben hervor. Aus dem dunkeln Schoß der Tiefe strebt es überall nach oben, um im Himmelslicht zu keimen, zu wachsen und zu gedeihen. In Formen und Farben, wie die glühendste Phantasie sie kaum zu erdenken vermag, drängen sich Millionen Organismen an die Oberfläche, um ihr Tagewerk im Haushalt der Schöpfung zu verrichten, sterbend wieder hinabzusinken in die Tiefe und dort verwitternd den Kreislauf der Natur zu vollenden.

Der räuberische Bonnit und der buntschillernde Delphin halten Wettlauf mit einander und stürzen sich in die zahllosen Heerden fliegender Fische, die gejagt und verfolgt von hundert Feinden, über die Wasserfläche schwirren, um ihnen dennoch zur Beute zu werden. Der Wasserstrahl des Pottfisches steigt wie ein Nebelwölkchen am Horizont empor, die Tümmler ziehen in Scharen gegen den Wind und die Sichelflosse des Hai, des heimtückischen Räubers der Tiefe, umkreist in weiten Bogen das Schiff.

Der Tropikvogel, im Lichte der Sonne goldig glänzend, schwebt neugierig flatternd über den Spitzen der Masten und sein eintöniger Schrei mischt sich mit dem leisen Gezwitscher der Seeschwalbe, die rastlos dem Kielwasser folgt.

Hier im Passat hat das Meer seine Schrecken verloren. Wohl gibt es auch tausendfältig Zeugniß von der Allmacht Gottes, aber sie offenbart sich nicht in Zorneswortén, sondern in liebevoller, freundlicher Weise.

Der Körper fühlt sich leicht und frei unter dem belebenden Einfluß des Lichtes und der Wärme, und mit ihm der Geist; die Brust athmet mit vollen Zügen die schöne freie Gottesnatur und das Auge strahlt in Frohsinn und Heiterkeit.

So ist es auch heute auf dem „Seestern."

Seit acht Tagen ist die schöne Insel verlassen. Als man den Anker lichtete, ward es zwar manchem eigen ums Herz! Dort unten an der Landungsbrücke flatterten so viele weiße Tücher lustig im Winde; aber die Hand, die sie trug, zitterte. Der Gruß, den sie brachten, war kein fröhliches Willkommen, wie sonst, sondern ein bitterer Scheidegruß; ihn begleitete kein lächelndes hasta mañana, sondern ein thränenumflortes Adios.

Und als abends sich ein grauer Nebelschleier auf

das liebliche Teneriffa herabsenkte, als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne das schneebekränzte Haupt des mächtigen Piks küßten und dann die Nacht auch über ihn ihren dunkeln Mantel breitete, da klang das Adios noch einmal so schmerzlich in der Seele nach. Galt es nicht für immer?

Doch acht Tage und der Passat haben lindernden Balsam auf die Wunden gelegt. Die Sorgen sind über Bord geworfen, und aus den Gesichtern lacht innerliche Zufriedenheit. Der Seemann mag nicht gern rückwärts schauen; vor ihm liegt das Leben, von dem er Gutes hofft, und wenn er sich der Vergangenheit erinnert, hat er nur ihre Lichtseiten festgehalten. — Wie das wogt und summt auf den Verdecken der Fregatte! Hier erschallt lustiges Gelächter, dort tönt Gesang, überall herrscht munteres Leben. Ist heute etwa ein Fest? wo ist der feierliche Ernst des „Seestern" geblieben? Nun, es ist Sonntag Nachmittag, und der ist für die Mannschaft des Kriegsschiffes immer ein Fest, denn er gehört ihr. An ihm erscheint der Matrose in seiner eigenthümlichen Individualität und überläßt sich für einen halben Tag dem behaglichen Gefühl, sein eigner Herr zu sein. O wie das wohlthut nach dem langen Zwange! Freilich der Seemann macht wenig Ansprüche an das Leben, denn mit dem

„eigenen Herrn“ hat es nicht viel auf sich; er besteht hauptsächlich in negativen Vorzügen. Es wird nicht exercirt, der gemuthmaßte Staub nicht sechs, sondern nur dreimal gefegt, die schwarze Liste schabt nicht den Rost von den Ankerketten, aber es wird auch nicht so strenge auf Ruhe gehalten, wie sonst, und gerade dies letztere betrachtet der mittheilsame Seemann als eine große Wohlthat. Ein wenig schwatzen, ein kleines „Garn spinnen“ — das ist doch ein wahres Labsal. Und nun erst das Singen! ein gutes fröhliches Lied, namentlich wenn es so recht nach Salzwasser schmeckt, das geht noch weit über das Schwatzen, dafür läßt er selbst ein Glas Grog im Stich.

Im Zwischendeck ist es ziemlich leer. Das schöne Wetter hat die meisten in die Batterie und an Deck gelockt, nur einige Dutzend Seesoldaten sind unten geblieben. Natürlich schlafen sie; Seesoldaten schlafen immer, wenn sie nicht auf Wache sind; es liegt einmal in ihrer Natur. Was können sie auch Besseres thun? Sie sind keine Seeleute, fühlen sich nicht an Bord heimisch, wissen sich nicht in die Verhältnisse des Schiffes zu schicken und sind unter den Matrosen überall die Gefoppten. Da suchen sie dann Trost im Schlaf und auch dieser wird ihnen oft vergällt, und schon haben einige lose Blau-

jacken die träumenden „Tümmler“, wie die Soldaten von den Matrosen genannt werden, mit so kunstgerechten Schlingen aneinander festgebunden, daß sie wenigstens eine halbe Stunde brauchen, um sich wieder loszumachen.

Im hintern Theile des Zwischendecks, in der Kammer des Botteliers, sitzt aber auch noch eine wachende Gesellschaft. Der Bottelier ist der mit der Verausgabung des Proviants betraute Unterofficier und eine Persönlichkeit, deren Freundschaft an Bord sehr gesucht ist, weil er die Stoffe zu einem guten Glase Grog — nicht zu stark von Wasser und steif wie eine Bramsegelskuhlte — unter seiner Obhut hält. Gewöhnlichen Matrosen gelingt es sehr selten, in intime Beziehungen zu ihm zu treten, und selbst junge Unterofficiere werden kalt von ihm behandelt. Dagegen steht er mit den älteren Kameraden auf gutem Fuß. Heute ist Clubtag bei ihm; die alten Knaben haben es sich in dem engen Raum so bequem wie möglich gemacht, schlürfen mit Behagen den aus den Ersparnissen der vorigen Woche bereiteten und nach der Ergiebigkeit der schwarzen Liste diesmal sehr kräftig ausgefallenen Nektar und rauchen ihren „Stummel“ dazu. Doch beides ist Contrebande, und der Club hat deshalb die Stunde gewählt, während der erste Officier seine Mittags-

ruhe hält. Auch ist die Thür sorgfältig verschlossen, damit der verrätherische Duft nicht in das Zwischendeck dringt und indiscrete Zuschauer herbeilockt. Neben der Bottelierkammer liegt die Cadettenmesse, jener 24 Fuß lange und 8 Fuß breite Raum auf Fregatten, in den nie Tageslicht dringt, dessen Inneres zu fünf Sechstel durch einen schweren Tisch und zwei hölzerne Bänke ausgefüllt wird und in dem zwölf junge hoffnungsvolle Bursche lernen, drei Jahre lang sich mit zwei Quadratfuß Platz zu behelfen und dabei allerlei lustige Streiche zu machen. Eine stets in Unordnung befindliche Lampe verbreitet ein zweifelhaftes Licht, und auf den längs den Wänden laufenden Regalen liegen die heterogensten Gegenstände in genialster Unordnung durcheinander. Man hält es kaum für möglich, daß zwölf Menschen in diesem „Salon" existiren können, und doch herrscht in ihm eine immerwährende Lust und Heiterkeit, die tollsten Streiche werden ausgeheckt, und gar oft muß eine Botschaft aus der Kammer des ersten Officiers das ausgelassene Völkchen zur Ruhe ermahnen. Jugend, frischer Geist in frischem Körper und übersprudelnder Lebensmuth machen die Cadettenmesse wirklich zum schönsten Salon, und noch im reiferen Alter bleibt die Erinnerung an sie, an die in ihr verlebte Zeit, an alle die ersonnenen Ränke und Streiche ein Lichtpunkt.

Auf Verweichlichung des Körpers ist sie allerdings nicht berechnet, und auch die Messe trifft dieser Vorwurf nicht. Zu Anfang der Reise wird zwar ein wenig flott gewirthschaftet, aber die Herrlichkeit dauert nicht lange, und die Seekost macht nicht übermüthig. Dann ist es keine Kleinigkeit für den Messevorstand, Abwechslung hineinzubringen, doch Vogel ist Meister in dieser Kunst. Als ältester und kräftigster Cadett hat er sich als Messevorstand wählen lassen, — wehe auch dem, der gegen ihn gestimmt hätte, — und er führt unter Assistenz des Koches das Scepter mit geschickter Hand.

Die Dehors werden stets auf das sorgfältigste von ihm gewahrt, und beim Sonntagsdiner, zu dem dieser oder jener Deckofficier eingeladen wird, liegt neben jedem Couvert, zwar keine Serviette, denn diese sind vom Kellner längst als Aufwaschtücher verbraucht, aber ein sehr schön geschriebenes Menu.

Es ist keine Schwierigkeit, alle möglichen schönen Gerichte zu bereiten, wenn man die erwünschten Zuthaten hat, aber aus einem Stück Rindfleisch, das bereits zwei Jahre in der Pökel gelegen, eine gefüllte Kalbsbrust herzustellen, oder eine thranige Möve in eine Straßburger Gänseleberpastete zu verwandeln, das ist wahre Kunst und darin excellirt Vogels Adjunct, der Koch.

Heute zum Diner hat er sich wieder selbst übertroffen. Fünf Gänge außer dem Dessert, das will etwas bedeuten für eine Cadettenmesse, die beim Zahlmeister mit hundert Thaler im Vorschuß sitzt.

Soupe au sable mouvant — Chocoladensuppe aus gebranntem Mehl. Fricassée aux impédiments — die Classification des darin befindlichen Fleisches würde sogar Cuvier in Verlegenheit gesetzt haben. Zander au long cours — ein gefangener trockener Bonnit mit einer Sauce, deren Hauptbestandtheile Cayennepfeffer und Rosinen bilden. Pudding aux brisans — solide Mehlspeise ohne Eier mit vereinsamten Pflaumen; Rôti au bossoir — Pökelrindfleisch gebraten. Dessert: Schiffszwieback, sehr weiche Butter und Kräuterkäse. Letzterer ist eine treffliche Erfindung für sparsame Messevorstände; er hält sich lange und wird wenig gegessen.

Das sind die Leckerbissen, mit denen Vogel heute den „Salon" regalirt hat und die, wenn sie nicht schön schmeckten, wenigstens einen schönen Namen hatten. Die beste Würze des Mahles war jedoch immer die heitere Unterhaltung und Reminiscenzen von Teneriffa trugen nicht wenig dazu bei. Jetzt thront die ganze muntere Gesellschaft in der Batterie bei der Cigarre und amüsirt sich auf Kosten — Vogels. Der Arme sitzt einsam unten bei dem

trüben Lichte der blakenden Lampe. Er zeichnet gut und entwirft vortreffliche Carricaturen seiner Vorgesetzten. Unglücklicher Weise hat er eine derselben — Kurzspleiß als Liebesgott — in seinem Rollenbuche liegen lassen, und sie ist bei der heutigen Revision dem gestrengen ersten Officier in die Hände gefallen.

„Sie zeichnen ja vortrefflich, da können Sie mir eine dringende Arbeit abnehmen, die nothwendig bis heute Abend 6 Uhr fertig sein muß."

Dabei holt er ein Buch aus seiner Kammer und übergibt es dem Delinquenten zum — Liniiren. Armer Vogel! Folioformat, 40 Blätter, und jede Seite 60 Linien, macht 4800. Der schöne Sonntagnachmittag und dazu noch der Hohn der Kameraden. So kann einer selbst durch seine Talente ins Unglück gerathen.

Oben in der Batterie geht es lebendig zu. Ueberall sieht man Gruppen auf das verschiedenste beschäftigt. Hier wird gelesen, dort geschrieben, weiterhin Schach oder Dame gespielt. Die einen flechten Strohhüte, die andern sticken Teppiche, dieser schnitzt ein Schiff, jener zeichnet — aber keiner hält den Mund, alle schwatzen, und ein Gesumme, wie das eines Bienenschwarms, erfüllt die ganze Batterie. Das Hauptvergnügen bildet

jedoch die Revision des Kleidersacks. Ich habe oft darüber nachgedacht, worauf dies Vergnügen begründet ist, bin aber nie recht dahinter gekommen, weshalb eigentlich die Matrosen mit ihrem Kommißzeuge, das überdem bis vor kurzem nicht einmal ihr, sondern Staatseigenthum war, so schön thun. Genug, sie sparen sich diese Erquickung stets zum Sonntagnachmittag auf; dann wird mit jedem Stück geliebäugelt, dasselbe nach allen Seiten besehen, auseinandergenommen, wieder zusammengelegt und fortgepackt, als ob jedes ein kostbarer Schatz wäre.

Weit eher kann ich das Gefühl verstehen, wenn das kleine Kistchen an die Reihe kommt, das seinen Platz mitten im Sack zwischen den besten Sachen hat und in dem sich nicht nur Schätze, sondern Heiligthümer befinden. Briefe von lieber Hand, ein verwelkter Strauß, eine Stickerei — an jedes knüpft sich eine Erinnerung, die auf dem weiten Ocean und so fern von der Heimat jetzt doppelt theuer wird. Da wird manches Auge naß, und die Hand zittert, wenn sie die Sachen wieder fortlegt. Das Herz bleibt doch überall dasselbe!

An Steuerbord bei der Großluke hält das Musikcorps Probe. Der neue Teneriffamarsch will gar nicht gehen. Dem Capellmeister reißt die Geduld. „Herrrr Klapphorn! (Herr Fritz bezeichnet

seine Musiker immer nach dem Instrument, das sie spielen) sind Sie des Henkers? Glauben Sie, daß ich den Marsch deshalb in A dur gesetzt habe, damit Sie immer h blasen" — und der Takt wird von neuem probirt.

Auf dem Oberdeck vertreibt sich die Wache ähnlich die Zeit, wie die Freiwache in der Batterie, denn manövrirt wird selten im Passat. Wie die Segel einmal stehen, so bleiben sie bei dem stetigen Nordost wochenlang. Diese Gleichmäßigkeit des Windes verhindert auch jede unregelmäßige oder hohe See. Der „Seestern" schwankt auf der endlosen Meeresfläche fast unmerklich, der stolze Pyramidenbau seiner Segel ragt hoch in die Lüfte, und der sanfte Passat schwellt sie in leiser Rundung. Sein erfrischender Hauch mildert die Glut der Tropensonne zu einer angenehmen Wärme, in der sich alles wohl und behaglich fühlt

„Ein Hai! ein Hai!" ertönt es plötzlich aus hundert Kehlen, und wie ein elektrischer Schlag wirkt der Ruf auf die Mannschaft. Alles wird bei Seite geworfen, das geliebkoste Zeug mit rauher Hand in die Kleidersäcke gestopft, und das Klapphorn bläst einen ganzen Ton falsch, ohne daß der Capellmeister es merkt. Alles stürmt nach oben auf das Hinterdeck, in die Kanonenpforten und auf die

Hängemattskasten — sämmtlich schwere Verbrechen gegen die Schiffsetikette, selbst am Sonntagnachmittag, aber der Hai, der Todfeind, sühnt die Sünden.

„Da schwimmt er! O was für ein Kerl, mindestens seine zwölf Fuß! Sieh, die Lootsmännchen! Wo ist der Haken! Bottelier ein Stück Speck!" — so schreit es durcheinander, und auf allen Gesichtern liest man freudige Erregung und die Lust am bevorstehenden Fange.

Der Haihaken kommt und wird, von einigen Pfund Speck beschwert, an einem Tau befestigt, das zuvor durch einen Block geschoren ist. Der Officier der Wache läßt das Schiff in den Wind luven, um die Fahrt zu schwächen, und der Haken plätschert im Wasser. Enger und enger zieht der Hai seine Kreise, jetzt wittert er den Köder und schießt darauf los. Er wirft sich auf den Rücken, um darnach zu schnappen, der weiße Schein seines Bauches ist das Signal, daß er gebissen. „Er ist fest, hol durch!" lautet das Commando, hundert kräftige Arme spannen sich an das Tau, und mit einem Hurrah fliegt das Ungeheuer unter den Besansbaum.

Da hängt er; doch bevor man ihn an Bord holen kann, muß er unschädlich gemacht werden; seine furchtbaren Schwanzschläge würden alles zerschmettern, was in seinen Bereich kommt. Drei

Wagehälse klettern auf den Besansbaum und stoßen ihm mit vereinten Kräften eine achtfüßige Gangspillspeiche durch den Rachen in den Leib. Das setzt seinen Schwanzschlägen ein Ziel, er wird mit Schlingen an Bord geholt und jubelnd über Deck nach vorn geschleist wo er einem allgemeinen Massacre verfällt. Dieser nimmt den Kopf, um die Kiefern mit dem furchtbaren Gebiß zu skelettiren, jener schneidet sich das Rückgrat aus, um es zu einem Spazierstock zu verabeiten; die Leber muß Thran für die Seestiefeln liefern, der Zimmermann löst die scharfe Haut ab, um sie zum Glätten des Holzes zu verwenden, Dr. Salomo wühlt in den Eingeweiden nach Entozoen, und der alte Schramm schneidet sich die dreieckige Rückenflosse ab, um sie auf den Klüverbaum zu nageln. Das bringt Glück und gibt eine schnelle Reise.

Als alle ihren Theil vom Fange erhalten, naht sich noch Vogels Adjunct. Mit Kennermiene prüft er den Rest der zuckenden Fleischmasse. Ein Blick überzeugt ihn, daß er unbeobachtet ist und sich namentlich kein Cadett in der Nähe befindet. Dann blitzt unter der weißen Schürze ein Messer hervor, ein kühner Schnitt — und fünfzehn Pfund Hai sind vor dem Ueberbordwerfen gerettet, um einem edleren Zwecke zu dienen.

Drei Tage darauf, als vom Haifang nicht mehr die Rede ist, erscheint im „Salon" zum Frühstück ein neues Gericht, filet d'agneau aux truffes. Zwar haben die Trüffeln eine verdächtige Aehnlichkeit mit grauen Erbsen, und für einen Lammbraten ist das Fleisch etwas zähe, doch Vogel meint, das dürfe man nicht so genau nehmen, der Braten habe sich seit Teneriffa nur in Essig conserviren lassen und sei davon etwas hart geworden, jedenfalls sei er aber vortrefflich zubereitet, und wenn er auch wegen seines schwachen Magens darauf verzichten müsse, so verdiene der Koch doch ein Glas Cognac.

Der Abend ist gekommen. Die Hauptronde des ersten Officiers hat dem schönen Tage und der bescheidenen „Selbstherrschaft" ein Ende gemacht, das Commando „Ruhe im Schiff" den letzten Schwätzern den Mund geschlossen. Auf dem Oberdeck hört man nur noch hier und dort ein leises Flüstern, und unten wiegt sich die Freiwache träumend in ihren Hängematten.

Ruhe und Friede herrschen auch in der Natur. Die Sterne senden ihr mildes Licht hernieder, und auf das Wasser zeichnet die Sichel des Mondes den goldenen Weg, auf dem die Engel vom Himmel herniedersteigen, wenn sie ein Menschenkind beglücken wollen.

Auf der Commandobank steht ein Officier. Sein Auge ruht träumerisch auf der Meeresfläche und seine Gedanken schweifen in weite Ferne. Sie wandern über den Erdkreis und dann auf dem goldenen Wege des Mondes um viele, viele Jahre zurück in die Vergangenheit, in die glückliche Zeit seiner Kindheit, als noch das liebende Mutterauge über ihm wachte und ihr Mund ihm lächelte.

Sie ist lange zur Ruhe gegangen, die zärtliche Mutter, seine einzige Freundin, und schlummert in kühler Erde. Verlassen ist ihr Kind in die kalte Welt hinausgestoßen, und schwere Jahre sind über seinem Haupte dahingezogen. Der Knabe ist zum Manne gereift, er hat durch eigne Kraft sich emporgeschwungen, aber auch durch vieles Leid, und keine weiche Hand hat die Falten von seiner Stirn geglättet, keine tröstende Stimme zu seinem Herzen gesprochen, wenn Kummer daran zehrte.

Einsam und liebeleer ist er durch das Leben gegangen; für das ungestillte Sehnen in seiner Brust hat er Ersatz in seinem ernsten Berufe gesucht. Das Schiff ist sein Haus, das Meer seine Heimat, in ihnen glaubte er glücklich zu werden

Ob er es geworden? Weshalb läßt er die Bilder seiner Jugend vor seiner Seele vorüberschweben, weshalb glaubt er im Rauschen der Wellen

die Stimme der Mutter zu vernehmen und ihren Kuß zu fühlen, wenn der laue Wind seine Wangen fächelt?

Und am fernen Horizonte, am Ende des goldigen Weges steigt noch ein anderes Bild vor seiner Seele auf. Wie strahlt es in hellem Glanze, wie ergreift es ihn so wunderbar und läßt ihn in Wonneschauern erbeben. Hasta mañana! rauschen die Wellen und flüstert der Wind.

Wie das so lieblich klingt, wie sie so bezaubernd lächelt und die schwarzen Augen sich so tief in sein Herz senken.

Eine Wolke zieht über den Mond, der goldene Weg und das Bild sind entschwunden. Der erste Officier verläßt das Deck und sucht die Ruhe. Aber mit sich nimmt er einen himmlischen Trost — die seligen Tage seiner Jugend kehren wieder, ein liebendes Herz denket sein.

Und als sanfter Schlummer ihm die müden Lieder schließt, da rauschen wieder die Wellen und es flüstert der Wind — hasta mañana!

Afrika.

Das nächste Ziel des „Seestern" ist die Westküste von Afrika und zwar jene kleine Negerrepublik, die zwischen dem Aequator und dem 10. Grade nördlicher Breite gelegen ihren Ursprung den philanthropischen Bemühungen der nordamerikanischen Colonisationsgesellschaft verdankt. Im Jahre 1822 als Colonie auf Cap Mesurado gegründet, von freigelassenen Sclaven und Eingebornen der Küste bevölkert, erhielt sie den Namen Liberia und wurde 1847 von den Vereinigten Staaten als selbständige Republik proclamirt. Sie sollte den Beweis liefern, daß Neger unter dem Einflusse der Civilisation und der christlichen Religion eben so gut im Stande seien, staatlich geordnete Gemeinwesen zu bilden, wie die weiße Rasse. Die Reise der Fregatte gilt der Anbahnung eines Handelsvertrages mit dem jungen Staate und seiner officiellen Anerkennung.

Sie wird an Bord mit großer Freudigkeit begrüßt. Welche interessanten Aussichten eröffnen sich bei dem Besuche des geheimnißvollen Welttheiles, der von der Menschheit mit am längsten gekannt, doch noch heute der unbekannteste ist. Wie erregt pochen die Herzen der Badegäste und Cadetten bei dem Gedanken an Urwälder, Löwen, Elephanten, Krokodile und Nashörner; wie lebhaft beschäftigt sich die Phantasie mit Entwürfen zu Jagd- und andern Partien, auf denen man durch wunderbare Abenteuer, ungeahnte Entdeckungen und an Kühnheit nie erreichte Thaten die Welt in Erstaunen setzen und dem eigenen Namen Unsterblichkeit verleihen wird!

Alle Vorbedingungen für das Gelingen der Pläne sind vorhanden. Der erste Officier, welcher seit Teneriffa zum großen Kummer des Bootsmanns immer noch ein sehr weiches Herz zeigt, ist nicht abgeneigt, Vogel die Pinasse auf mehrere Tage anzuvertrauen und hat sogar nichts dagegen, daß die Entdeckungsreisenden die vier alten Percussionsflinten mitnehmen, welche zur Schonung der Zündnadelgewehre bei der Flaggenparade abgefeuert werden. In Bezug auf Arrest hat in letzterer Zeit auch eine mildere Praxis obgewaltet, und somit scheint sich alles auf das günstigste gestalten zu wollen.

Die Fahrt an der afrikanischen Küste ist für Segelschiffe keine angenehme, und ihre Unbequemlichkeiten werden im Gegensatz zu dem Eldoradoleben im Passat sehr schmerzlich empfunden. Fast vierzehn Tage lang hat die Fregatte mit Windstillen und stürmischen Böen zu kämpfen, die sich in schneller Folge ablösen und alles in Athem erhalten, ohne dem Schiffe viel vorwärts zu helfen. Die trauten Ruheplätzchen auf der Mittelwache werden nur noch wehmüthig aus der Ferne betrachtet, es bietet sich keine ungestörte Pause zur Erquickung an heimlichem Kaffee, denn das Brassen, Segel bergen und wieder Setzen ist bei dem ungleichen und keine fünf Minuten aus derselben Richtung blasenden Wind ohne Ende. Doch ohne Kampf kein Sieg; die Hoffnung auf die bevorstehenden Abenteuer kürzt die Zeit, und endlich ist man auch so weit ostwärts vorgedrungen, daß man auf Küstenwind hoffen darf. Er läßt nicht lange auf sich warten und kommt steif durch; die Fregatte fliegt vor ihm dahin dem Cap Palmas zu, aber der Wind ist der Harmattan, ein Kind der Wüste wie der Samum. Er ist über den brennenden Sand der Sahara gezogen, sein Hauch ist glühend und das Meer hat ihn nicht kühlen können.

Welche entsetzliche Hitze bringt er! Die Atmosphäre zittert wie die Luftschicht über einem Hoch-

ofen, und keine tröstende Wolke zeigt sich am Himmel, um die sengenden Strahlen der Sonne aufzufangen.

Die Zunge klebt am Gaumen, die Augen schmerzen, die Brust ist beengt, die Haut schrumpft ein und wird wund durch den strömenden Schweiß. Vergebens sucht der gequälte Körper Kühlung im Bade. Das Wasser erfrischt nicht, es ist heiß wie der Harmattan, der darüber streift. Glut, überall Glut, das ist der Gruß Afrikas, den es seinen Gästen entgegensendet.

Der Tag scheint ewig und der ersehnte Abend will nicht kommen. Endlich sinkt die Sonne und mit ihrem Scheiden legt sich auch der glühende Harmattan. Die erschöpften Menschen athmen neues Leben mit der kühleren Luft und von ihrer Brust weicht es wie ein Alp.

Bald wird es ganz windstill, die Sonne taucht in den Ocean, der unter ihren blendenden Strahlen verschwommene Horizont erweitert sich allmählich, als würde ein Schleier von ihm fortgezogen, und den forschenden Blicken zeigt sich, kaum zwei Meilen entfernt, die Küste von Afrika, Cap Palmas.

Doch welche bittere Enttäuschung erfährt das Wunder hoffende Auge! Nicht jene wildromantischen Gestade erblickt es, die kühn und himmelanstrebend

aus der Tiefe emporsteigen, gekrönt mit Palmen und üppiger Vegetation — nicht den majestätischen Urwald mit gigantischen Bäumen und dem undurchdringlichen Gewirr der Lianen — nicht jene lieblichen Thäler, berieselt von silbernem Quell, prangend im schönsten Grün und geschmückt mit dem Schmelz einer südländischen Blütenpracht. Keines dieser Attribute, mit denen die Phantasie so gern die Tropen beschenkt, zeigt sich dem Auge; nur ein kahler gelblicher Hügel ohne Spur einer Vegetation, eine flache sandige Küste rollt sich auf in trostloser Eintönigkeit.

Einzelne Wasservögel schweben kreischend in den Lüften und spähen nach Beute, das ist das Leben in der todten Scene — die brandenden Wogen rauschen auf den weißen Strand, das ist die Abwechslung.

Die Nacht senkt ihren dunklen Schleier auf das Meer und verhüllt mitleidig das trübe Bild. Stumm sehen sich die Badegäste an, der Anblick stimmt gar zu schlecht mit den Illusionen, in denen sie sich bisher gewiegt. Doch die Niedergeschlagenheit währt zum Glück nicht lange; abermals sendet Afrika jetzt einen Gruß, aber diesmal ist er lieblich und wohlthuend.

Durch das schnelle Abkühlen des Landes nach

Sonnenuntergang ist das Gleichgewicht der Atmosphäre unterbrochen, und die alles ausgleichende Natur strebt es wieder herzustellen. Ein leichter erfrischender Hauch, die Landbriese erhebt sich und strömt dem Meere zu, das seine Wärme länger als das Land bewahrt. Aber er kommt nicht aus der Wüste, wie der Samum und der Harmattan, er streift nicht über den Todtenacker der Schöpfung, über die bleiche Sahara — nein, er wird geboren in dem frischen üppigen Leben der sprossenden Bäume und Kräuter, er küßt die Knospen und Blüten wach, deren Augen sich vor dem blendenden Sonnenlicht schlossen. Sie öffnen jetzt ihre duftenden Kelche und Kronen und beschenken die linde Nacht mit ihrem reichströmenden Aroma. Der Landwind pflückt sich einen kostbaren Strauß aus den Düften und führt ihn mit sich hinaus weit auf das Meer, um die Sinne der Seefahrer zu ergötzen. Mit welcher Wonne schlürfen diese sie ein! Die Düfte künden ihnen die Nähe der Tropen; nicht die öde Sandküste des Cap Palmas, nein die reiche lebendige Natur des Südens, die sich hinter jenem todten Sandstreifen verbirgt; sie erzählen ihnen von Palmenhainen mit dunklen Blätterkronen, von dem grünen Laubdach der Orangenbäume mit schneeigen Blüten und goldenen Früchten.

Sanft schwellen die Segel der Fregatte vor dem milden Hauche, der nur leicht die Spiegelfläche des Meeres kräuselt. Geräuschlos gleitet sie durch die Fluten, und nur der matte Schimmer des Kielwassers gibt Zeugniß von ihrer Bewegung.

Als die Sonne am andern Morgen ihrem kühlen Bade entsteigt, beleuchtet sie eine schönere Scene als am Abend vorher. Ein ziemlich hohes Vorgebirge, Cap Mesurado, zeigt sich in geringer Entfernung. Es ist mit dichten Waldungen bekränzt und prangt in saftigem Grün. Seine südliche Seite hebt sich schroff empor, und an den zerrissenen Felsen ihres Fußes brechen sich schäumend die Wogen des Oceans. Der nördliche Abhang flacht sich weniger steil ab; aus den ihn zierenden Gebüschen tauchen die rothen Dächer und weißen Mauern europäisch gebauter Häuser und überraschen durch ihre unerwartete Erscheinung. Das Land weiter nördlich ist niedrig und gestattet einen weiten Blick in das Innere. Durch seine üppigen Gefilde schlängelt sich in mannigfachen Windungen der Mesuradofluß wie ein breites leuchtendes Band, um sich bei dem Vorgebirge in das Meer zu ergießen, und am fernen Horizont wird das liebliche Gemälde von einem Höhenzuge eingerahmt, den dichter Urwald krönt.

Das Ziel der Reise ist erreicht; nach kurzer Zeit

geht die Fregatte vor dem Mesuradofluß vor Anker, und das Auge erblickt nun nicht mehr einzelne Häuser am Abhange, sondern ein romantisch gelegenes Städtchen, das wie durch Zauber aus dem Grün der Umgebung hervorspringt. Es ist Monrovia, die Hauptstadt der Republik; aber so reizend und pittoresk es sich auch zeigt, dem jüngeren Personal des Stabes verdirbt seine Erscheinung offenbar etwas den Humor. Sie paßt gar nicht in das Bild, das sie im Geiste sich entworfen. Wo bleiben die erwarteten Abenteuer, wo die Kämpfe mit Elephanten und wilden Völkerschaften, wenn es hier regelrechte Häuser von Backsteinen gibt, deren Aussehen darauf schließen läßt, daß Frack und Crinoline statt des erwarteten Federschurzes darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben!

Doch halt, was ist das? Welche wilde Jagd kommt dort plötzlich angebraust?

Ein Heer von Booten ergießt sich aus der Flußmündung auf die Rhede und in jedem derselben befinden sich schwarze Gestalten. In wilder Hast nehmen sie ihren Weg auf das Schiff; dort schlägt eins der gebrechlichen Canoes um, dort wieder eins, dort das dritte, ihre Insassen verschwinden in den Fluten, aber keins der übrigen Bote nimmt Notiz davon. In dichtgedrängten Massen kommt sie heran=

gestürmt, die schwarze Schar und peitscht mit gewaltigem Ruderschlag ihre Fahrzeuge durch die Wellen.

An Bord des „Seestern" herrscht eine Zeit lang Ungewißheit über ihre Absichten. Fast hat es den Anschein, als wollten sie das Schiff überfallen, und in den Badegästen steigen schon allerlei unheimliche Gedanken auf, doch bald stellt sich heraus, daß die des Kanibalismus verdächtigen Wilden ganz zahme Bürger der freien Republik Liberia sind, welche nur ein Concurrenzjagen angestellt haben, um sich der Fregatte als Arbeiter anzubieten. Sie gehören zu dem friedlichen Stamme der an der Westküste Afrikas verstreuten Kru-Neger, welche dadurch merkwürdig sind, daß sie ohne Hunger und Peitsche arbeiten und ihren Verdienst sorgsam sparen, um später als ehrsame Rentiers und Hüttenbesitzer in dem Winkel eines Urwaldes auf ihren Lorbeeren auszuruhen, und ihr Dasein durch eine Pfeife Tabak und ein Glas selbstgebrautes Bier aus sauren Pflaumen zu erheitern.

Daß sie sparsam sind, geht schon aus ihrer Kleidung hervor. Sie tragen einen baumwollenen Schurz, haben ihn aber zur Schonung, und um ihn beim Umschlagen ihrer Boote nicht naß zu machen, um den Kopf gewunden, und erscheinen auch in diesem Costüm an Bord des „Seestern".

Bei diesem Anblick heitern sich die Gesichter der verstimmten Badegäste wieder auf. Hier ist doch Natur und Romantik; eine solche Kleidung paßt zu dem Plane der beabsichtigten Expedition, nun wird es auch an Urwald, Krokodilen und Nashörnern nicht fehlen.

Inzwischen wird die Gig klar gemacht und mit einem Officier an das Land gesandt, um dem Präsidenten der Republik die Ankunft der Fregatte anzuzeigen und mit ihm das Erforderliche wegen Austausches der üblichen Besuche und Salute zu verabreden.

Der Capitän hat Lieutenant Bölting dazu bestimmt, und dieser fühlt sich dadurch nicht wenig geschmeichelt und gehoben. Würde der Capitän ihn, den jüngsten Lieutenant, gewählt haben, wenn er nicht seine besonderen Ursachen hätte? Zu dergleichen Missionen gehört nach Böltings Ansicht nicht nur ein feiner Kopf, sondern auch ein feines, höfliches Benehmen — er hat also allen Grund, stolz zu sein, und wenn sich in seinen Mienen etwas wie Triumph spiegelt, so ist dies nur das Resultat einer im Innern gezogenen Parallele mit den Kameraden. Das seit der unangenehmen Bartgeschichte in Teneriffa stark erschütterte Selbstvertrauen kehrt zurück, und ein klein wenig beginnt sich auch die Eitelkeit wieder zu regen.

Die Toilette wird mit größter Sorgfalt behandelt und der wachhabende Officier muß zweimal daran erinnern lassen, daß die Gig fertig ist, dann aber erscheint Bölting auch tadellos. Mit Händen und Füßen in Glacé, begibt er sich klopfenden Herzens auf die diplomatische Sendung. Bei der Landung betritt er ein Dorf, dessen niedrige, mit Blättern und Strauchwerk gedeckte Lehmhütten in Kegelform ihm keinen hohen Begriff von den Zuständen der Republik geben. Aus den kaum drei Fuß hohen Thüröffnungen schauen schrecklich bemalte und grinsende Gesichter wollköpfiger Schwarzen auf den Fremdling, und ein Haufe nackender Kinder sammelt sich gaffend um ihn.

Ein unbehagliches Gefühl beschleicht ihn bei dem Gedanken, den Präsidenten in einer ähnlichen Hütte zu treffen und mit der neuen Uniform durch ein so niedriges Thürloch kriechen zu müssen, jedoch erfährt er zu seiner Beruhigung, daß das Staatsoberhaupt oben in Monrovia in einem jener comfortabel aussehenden Häuser wohne, die er bisher für europäische Niederlassungen gehalten.

Ein kleiner Negerknabe, barfuß bis zum Halse, erbietet sich als Führer, und nach tausend Schritten beschwerlichen Kletterns befindet sich Bölting auf dem Rücken des Vorgebirges und in der Residenz, die

zwar nur aus einer Straße von beschränkten Dimensionen besteht, deren Gebäude jedoch einen höheren Grad von Cultur aufweisen.

Im Vorübergehen wirft er durch ein offenstehendes Fenster einen Blick in das Innere eines Hauses, wendet jedoch schnell wieder den Kopf. Was hat er auch in die Fenster eines Damenboudoirs zu sehen? In so heißen Klimaten machen die Leute es sich in ihren Wohnungen bequem.

Endlich ist er vor dem Hause des Präsidenten angelangt, das sehr geräumig und in europäischem Style gebaut, mit allen tropischen Bequemlichkeiten ausgestattet ist und einen höchst gastlichen Eindruck macht. Die Thür steht offen, und der Lieutenant betritt den Flur. Nachdem er sich vergebens nach einer Klingel oder Dienerschaft umgeschaut, klopft er an eine Zimmerthür. Sie öffnet sich, und ein alter sehr würdevoll aussehender Herr in schwarzem Frack und hoher weißer Halsbinde tritt ihm entgegen.

Bölting macht ihm die eleganteste Verbeugung, die ihm zur Diposition steht, und stellt sich in gewähltester Redeform und classischem Englisch vor.

Der alte würdevolle Herr zieht die Augenbrauen in die Höhe, steckt das Kinn noch tiefer in die weiße Halsbinde und dankt mit einem verbindlichen

Lächeln, wobei er ein formidables Gebiß zeigt, das mit seinen 32 nach Landessitte spitzgefeilten Zähnen viel Aehnlichkeit mit dem eines Hai besitzt.

Bölting ist im Begriff, in wohlgesetzter Rede jetzt auf den eigentlichen Zweck seiner Mission zu kommen, als ein zufälliger Blick auf die Füße des Präsidenten ihn einen Augenblick stocken läßt. Seine Excellenz sind nämlich trotz Frack und weißer Kravatte barfuß, und da auch die Beinkleider etwas kurz gerathen sind, macht sich dieser Umstand sehr bemerklich.

Der Lieutenant hält diese absonderliche Toilette jedoch für landesüblich, wie die spitzgefeilten Zähne, und findet bald den Faden seiner gut memorirten Rede wieder. Der Präsident hört anscheinend mit großer Aufmerksamkeit zu, aber vergebens wartet Bölting auf eine Antwort seiner zuletzt gestellten Frage, wann Se. Excellenz geruhen wolle, dem Commandanten Sr. Maj. Fregatte „Seestern" zu gestatten, daß er seine Aufwartung machen könne.

Der Präsident verneigt sich nur wieder schweigend und zeigt abermals sein Gebiß. Bölting wird unruhig; man hat ihm mitgetheilt, Se. Excellenz spreche fertig englisch, doch es scheint fast, als ob er von seiner ganzen Rede kein Wort verstanden habe. Er richtet noch einmal dieselbe Frage an

ihn, aber es erfolgt nur dieselbe Grimasse von Seiten des alten Herrn. Jetzt wird der Lieutenant verlegen, sein ganzer diplomatischer Ruf steht auf dem Spiel. Vergebens sinnt er auf ein Mittel, um sich aus der schwierigen Affaire zu ziehen, da ertönt auf einmal eine Klingel. Se. Excellenz schnellt empor, verliert seine würdevolle Haltung und verschwindet spornstreichs durch die Thür.

Dem Lieutenant steigt ein Gedanke auf, bei dem ihm siedend heiß wird. In dem Augenblicke öffnet sich die Thür, durch welche der alte Herr verschwand, und ein Mulatte von mittleren Jahren und feinem gesellschaftlichen Anstande tritt in das Zimmer.

„Verzeihen Sie, Herr Lieutenant," beginnt er in fließendem Englisch, „daß Sie so lange im Vorzimmer haben warten müssen, aber mein Diener ist ein erst vor kurzem engagirter Kruneger, der englischen Sprache nicht mächtig, und er hat es versäumt mich rechtzeitig von Ihrer Anwesenheit zu unterrichten. Darf ich ergebenst bitten, in mein Zimmer zu treten?"

Bölting wird blutroth; was er vorhin kaum auszudenken wagte, verhält sich wirklich so. Sein diplomatisches Gefühl hat ihm einen argen Streich gespielt, und er hat den Herrn mit dem Diener verwechselt. Wenn das an Bord bekannt würde!

Glücklicher Weise hat das Quiproquo keinen Zeugen gehabt und die Pseudo-Excellenz verstand kein Englisch.

Die Liebenswürdigkeit des Präsidenten gibt dem Lieutenant auch bald seine Selbstbeherrschung wieder und macht es ihm leicht, zum zweiten Male seines Auftrags sich zu entledigen. Nach zehn Minuten ist alles zur Zufriedenheit geregelt, und Bölting kehrt an Bord zurück, um dem Capitän Meldung abzustatten.

Am andern Tage werden die officiellen Besuche gemacht und die Salute ausgewechselt, wenngleich letzteres seitens der Republik einige Schwierigkeiten verursacht. Die Geschützrohre sind zwar vorhanden, aber die Kammern haben noch nicht das Geld für die Laffeten bewilligt, und der Kriegsminister sieht sich daher genöthigt, die Kanonen zuvor auf Steinhaufen zu montiren, um schießen zu können.

Alles geht indessen gut, und mit Abschluß dieser Formalitäten ist der ungehinderte Verkehr zwischen Schiff und Land eröffnet. Der Capitän ertheilt mit großer Liberalität Urlaub, Kurzspleiß drückt in Bezug auf den Gebrauch der Boote ebenfalls ein Auge zu, und die gute Gelegenheit wird eifrig benutzt, um den interessanten Küstenpunkt nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Vogel und

Genossen bereiten mit großem Ernst die auf mindestens acht Tage berechnete wissenschaftliche Expedition in das Innere vor, welche auf dem eine Meile nördlich von Monrovia sich ergießende St. Paul-Strom vor sich gehen soll. Andere beabsichtigen auf dem Mesuradofluß landeinwärts zu dringen, und eine dritte Partie will zu Lande die Urwälder besuchen.

Vorher einigen sich jedoch alle darin, die Eigenthümlichkeiten des Landes an Ort und Stelle zu studiren und wählen als passendste Localität dazu das in der Straße der Stadt gelegene Navy-Hotel, dessen coulanter Wirth, Mr. Darkey, ein Neger vom reinsten Wasser, es trefflich versteht, seinen Gästen den Aufenthalt im Hause angenehm zu machen.

Ein solennes Frühstück, an dem man sich für die von den Messevorständen erlittene Salzfleischunbill rächen will, und das neben zarten Affenkeulen auch ein Glas vaterländischen Rheinweins bietet, verschwindet in unglaublich kurzer Zeit, versetzt aber auch die Theilnehmer in eine angenehme Stimmung.

Bei Tische präsidirt nach englischer Weise Mrs. Darkey, eine Mulattin in gesetzten Jahren, die würdige Lebensgefährtin des Hotelbesitzers, Vorsteherin eines Frauenvereins für verschämte Arme und verschiedener anderer humaner Institute.

Neben andern schätzenswerthen Charaktereigenschaften besitzt sie auch die Gabe der Unterhaltung in hohem Grade und ist außerdem über alle Verhältnisse der Stadt genau orientirt. Nach einer halben Stunde sind die Seesternianer in sämmtliche politischen und socialen Mysterien Monrovias eingeweiht und haben auch beiläufig erfahren, daß Mrs. Darkey die Wäsche für die hier anlaufenden Schiffe besorgt.

Nur einen Punkt berührt die redselige Wirthin nicht, die Preise ihrer Waaren und sie thut sehr recht daran, um ihren Gästen nicht den Appetit zu verderben. Als nach dem Dessert die Rechnung erscheint, stehen ihnen die Haare zu Berge, die Preise sind echt afrikanisch, und Mrs. Darkey liefert dadurch den Beweis, daß man Vorsteherin eines Vereins für verschämte Arme und dennoch unverschämt sein kann. Jedenfalls haben die Herren aber für das Studium liberianischer Eigenthümlichkeit den passendsten Punkt ausgewählt und sind vorläufig befriedigt. Ihre ferneren Mahlzeiten beschließen sie jedoch entweder an Bord, oder als Picnic im Freien einzunehmen und sich dann die Affen selbst zu schießen.

Die beabsichtigten Partien sollen jetzt vor sich gehen, aber sie werden noch einige Tage verschoben,

da es verlautet, daß der Präsident dem Officiercorps ein officielles Diner zu geben beabsichtigt und niemand diese vielversprechende Festlichkeit versäumen will.

Die Einladung ergeht, und alle dienstfreien Officiere &c. geben ihr Folge. Bei Landung der Boote hat sich die gesammte Einwohnerschaft der Vorstadt, in der Bölting anfänglich den Präsidenten zu treffen fürchtete, am Ufer eingefunden und gibt der Gesellschaft bis vor die Stadt das Ehrengeleite. Hier werden die leichtgeschürzten Vorstädter jedoch durch Herrn Apollonius Applepie, General der Miliz — Liberia ist noch nicht so glücklich, ein stehendes Heer zu besitzen — und Polizeidirector auf energische Weise zurückgewiesen, um einer andern Bürgerescorte Platz zu machen, die aus Monrovianern besteht, zwar eben so neugierig ist, sich jedoch wenigstens in Besitz von Beinkleidern und Unterröcken befindet.

Im Hause des Präsidenten haben sich bereits die Spitzen der Behörden und die hohen Würdenträger der Republik eingefunden, sämmtlich Farbige, und nach der Vorstellung geht es zur Tafel. Das Diner läßt nichts zu wünschen übrig, auch an der Qualität der Weine finden die Kenner nichts auszusetzen; wenn man nicht in Gesellschaft der Schwarzen wäre, würde man glauben, in

dem ersten Hotel einer europäischen Residenz zu diniren.

Die Unterhaltung ist animirt, die Neger sind lebhaften Temperamentes und sprechen gern und viel. Die Conversation wird in Englisch, der officiellen Landessprache geführt; einige der Herren verstehen jedoch auch französisch und der Finanzminister sogar etwas deutsch. Es ist bunte Reihe gemacht, und ein Weißer sitzt immer zwischen zwei Schwarzen, eine zarte Anspielung auf die Landesfarben der Fregatte.

Die einzelnen Tischnachbarn sind in eifrigem Gespräch begriffen; liberische und deutsche Verhältnisse geben genügenden und für beide Seiten interessanten Stoff, und man scheint sich gut zu amüsiren. Nur Bölting und Dr. Salomo fühlen sich offenbar unbehaglich. Ersterem gegenüber servirt der würdevolle alte Herr von neulich mit den nackten Füßen und benutzt jede Gelegenheit, wenn der Lieutenant aufblickt, ihm als altem Bekannten vertraulich zuzulächeln, was den feinen Diplomaten jedesmal schaudern macht und ihm vollständig den Appetit benimmt. Dr. Salomo dagegen sitzt verlegen und schweigend, weil er zwischen zwei Herrn gerathen ist, die weder französisch noch deutsch verstehen, während er selbst mit dem Englischen auf nichts weniger als vertrautem Fuße steht.

Endlich stellt sich durch Vermittelung des gegenübersitzenden Lieutenant Bohr heraus, daß Salomos Nachbar zur Rechten, Dr. Hannibal Greasebelly, der Cultusminister, in Oxford studirt hat. Ueber Salomos Gesicht fliegt ein freudiges Lächeln, aller Verlegenheit ist auf einmal abgeholfen. Die Brücke des Verständnisses ist gefunden, und der Doctor beginnt die Unterhaltung mit einem kühnen „loquerisne latine?" — „Loquor," ist die Antwort, aber ach, die Freude dauert nicht lange. Schon das nächste Wort klingt Salomos classischem Ohr durchaus nicht ciceronianisch. Es lautet ungefähr wie „Ameise", und die folgende Phrase bleibt ihm völlig unverständlich.

Der Minister hat sein Latein in England, der Doctor in Deutschland gelernt, da sitzt der Haken. Dort richtet sich die Aussprache nach den Regeln der englischen Grammatik; mit jenem „Ameise" meint der Cultusminister „amice", und bitter enttäuscht sieht sich der arme Doctor abermals zu einem theilnahmlosen Schweigen verurtheilt.

Gegen Ende der Tafel kommt die Reihe an die Toaste. Auch diese schrecklichsten aller Zuthaten eines Diners sind mit der Cultur in Liberia eingedrungen, und sie schießen wie Pilze aus dem Munde der verschiedenen Gäste auf. Das einzige

Glück dabei ist, das kein obligates Steckenbleiben Sprechern und Zuhörern den Angstschweiß auf die Stirn treibt, im Gegentheil erfüllt die Eloquenz der Schwarzen die Europäer mit Staunen und Bewunderung, namentlich da sie vielfach eine Bildung und Culturstufe verräth, die man bei früheren Sclaven durchaus nicht erwartet hat.

Nach aufgehobener Tafel, während welcher das Musikcorps der Fregatte mit deutschen Weisen das Ohr der Monrovianer ergötzt, erweitert sich der Gesellschaftskreis bedeutend.

In Anlaß einer so feierlichen Gelegenheit hat der Präsident geglaubt, nach nordamerikanischer Sitte einen allgemeinen Empfangstag anberaumen zu müssen, und in kurzer Zeit füllt sich der große Saal des Hauses mit einigen sechzig neuen Gästen, der Crême der Gesellschaft der Stadt, zu der auch Mrs. Darkey, Vorsteherin des Vereins für verschämte Arme zählt.

Wurden bisher in dem kleinen Kreise jene komischen Seiten der Negernatur, die sich so häufig bei den freigewordenen Schwarzen zeigen, vermißt, so zeigen sie sich dagegen jetzt um so auffälliger. Die hervorragendsten derselben sind das lächerliche Selbstgefühl, welches der wenig gebildete unabhängige Schwarze so gern zur Schau trägt, die an Carricatur streifende Nachahmungssucht, was Sitten, Ge-

bräuche und Kleidung der Weißen betrifft, das quirlige, unstäte Wesen und ein unaufhörliches Plappern.

Sie rufen bei den Europäern mehr als einmal ein Lächeln auf die Lippen, aber sie geben andererseits auch der Festlichkeit eine pikante Würze, wie sie selten einer Gesellschaft eigen ist.

Ein Kranz von Damen, der sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Färbung auszeichnet, zieht vor allem die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich. Alle Schattirungen vom tiefsten Schwarz der reinen Rasse bis zum fast weißen Teint der Quarterone sind vertreten und die Toiletten darauf berechnet, sie möglichst vortheilhaft zur Geltung zu bringen.

Niedrige Kleider und kurze Aermel setzen die Fülle des Nackens und die Rundung der Arme in das beste Licht, Crinoline und Schleppkleider verbergen die Plattfüße, und das Einreiben der Haut mit Oel macht die Damen in wahrem Sinne des Wortes zu glänzenden Erscheinungen.

Die Krone des Festes ist jedoch Miss Minerva Applepie, die Tochter des Generals und Polizeidirectors. Ihr Teint ist wie der schönste schwarze Sammet, die Augen sprühen Feuer, zwischen den Korallenlippen schauen kokett zwei blendend weiße Zahnreihen hervor, und die hunderte von kleinen Zoll langen Zöpfchen, in die sie ihr kurzes wolliges

Haar geflochten, geben dem Kopfe und der ganzen Erscheinung etwas höchst Originelles.

Natürlich wirkt sie auf das jüngere Personal der Fregatte wie ein Magnet, und Miss Minerva in ihrem hübschen Rosakleide bildet zum großen Kummer ihrer braunen und gelben Genossinnen, die wegen des theilweise in ihren Adern fließenden europäischen Blutes von den Weißen vorzugsweise Berücksichtigung erwarten, den Mittelpunkt der Huldigungen.

Der alte General, mit dessen Embonpoint der Schnitt der Uniform nicht Schritt gehalten, und der deshalb nur die beiden obersten Knöpfe der Weste zuknöpfen kann, schwimmt in Entzücken über die seiner Tochter widerfahrende Auszeichnung und drückt aus Dankbarkeit rechts und links jedem die Hand, während die vernachlässigten Freundinnen sich durch boshafte Bemerkungen zu rächen suchen.

„Ich habe sie noch gekannt, als sie in New-Orleans Apfelsinen verkaufte und kein Hemde auf dem Leibe hatte", flüstert eine gelbe, hoch in die Saat geschossene Terzerone so laut ihrer Freundin zu, daß die ganze Gesellschaft es nothwendig hören muß.

„Ach ja, ich erinnere mich," erwidert diese nicht leiser, „ihr Vater machte dem Hauptmann Somebody die Stiefel rein."

„Das Macherlohn für ihr Kleid schuldet sie meiner Schwester auch noch," fügt Mrs. Darkey, die Vorsteherin des Vereins für verschämte Arme, maliciös hinzu.

„Was die Deutschen wohl an dem kleinen „Nigger" mit ihrer Igelfrisur haben!" ruft Miss Rosaura Pennyfox, eine dürre Mulattin, die aber schönes langes Haar besitzt.

Doch der kleine schwarze Sprühteufel kehrt sich nicht an die wohlwollenden Aeußerungen der Freundinnen und nimmt mit ebenso viel natürlicher Grazie als Unbefangenheit die dargebrachten Huldigungen entgegen.

Was gäbe Dr. Salomo darum, wenn er so viel Englisch verstünde, um dem kleinen Kobold auch einige angenehme Sachen zu sagen, aber Lateinisch spricht Minerva leider nicht, und so muß er sich für seinen guten Willen mit einem Händedruck des glücklichen Vaters begnügen, dessen Weste jetzt nur noch durch den obersten Knopf gehalten wird, und der vergebens bemüht ist, sich den Freudenschweiß von der Stirn zu wischen, da der enge Frack ihm nicht gestattet, die Hände bis zu dem Gesichte zu bringen.

Nachdem eine halbe Stunde in lebhafter Conversation vergangen, regt sich bei den jüngeren Seesternianern trotz der für solche Vergnügungen

ungünstigen Landestemperatur die Tanzlust. Die weißen Handschuhe werden hervorgeholt, die Musik beginnt einen langsamen, dem Klima angemessenen Walzer, und die Tänzer suchen nach Engagements. Aber o weh! überall gibt es Körbe. „Ich danke Ihnen, aber ich kann nicht tanzen," erklingt es in den verschiedensten Tonarten, wenn auch mit schwermüthigen Seufzern. Die Deutschen stehen versteinert; junge Mädchen von 15—20 Jahren können nicht tanzen, das ist nicht möglich, dahinter steckt etwas anderes.

„Ach, ich tanze leidenschaftlich gern," flüstert der kleine Sprühteufel Vogel zu, der natürlich seine jüngeren Kameraden bei Seite geschoben und das hübsche Mädchen zuerst engagirt hat, „aber wir dürfen nicht."

„Weshalb dürfen Sie nicht?" fragt Vogel erstaunt.

„Dr. Greasebelly hat es verboten, er sagt, Tanzen sei Sünde."

Vergebens sucht Vogel die Autorität des Cultusministers zu untergraben, — Minervchen bleibt fest, wenngleich sie sichtbar gegen die Verlockung ankämpft und den niedlichen Medusenkopf unbewußt nach dem Takte des reizenden Gunglschen Walzers wiegt.

Vogel schießt wüthende Blicke auf den Minister, der, mit Mrs. Darkey in einer Unterredung begriffen, ihm als der ungerechteste Tyrann erscheint. Schon sinnt er auf einen Streich, um sich an dem hohen Würdenträger zu rächen, als der Capitän — fast scheint es wie Absicht — ihm zu Hülfe kommt, den Minister in ein Gespräch verwickelt und ihn allmählich in ein anstoßendes Zimmer lootst.

Vogel, der sofort die Situation zu benutzen weiß, flüstert inzwischen dem Capellmeister etwas in das Ohr und gibt auch für seine jüngeren Kameraden Parole aus. Als die letzte Spitze des ministeriellen Frackzipfels in der Thür verschwindet, verklingen auch die letzten Takte des sanften Walzers, aber unmittelbar danach ertönt ein rauschender Galopp. Vogel umfaßt den kleinen Kobold, die übrigen Cadetten folgen seinem Beispiel, und sieben schwarzweiße Paare wirbeln urplötzlich durch den Saal. Zwei Takte lassen sich die jungen Mädchen nachziehen, dann aber ist ihr Widerstand besiegt, Lust und Freude blitzt aus den feurigen Augen, die Musik scheint sie zu elektrisiren, Dr. Greasebellys Verbot ist vergessen, und sie fliegen beseligt am Arme ihrer Tänzer dahin.

Mrs. Darkey verdreht die Augen, Miss Rosaura Pennyfox hat einen Anfall von Krämpfen,

aber es dauert nicht lange; Lieutenant Bohr und der Zahlmeister lassen sich ihnen vorstellen und bitten um einen Tanz. In ihrer Ueberraschung vergessen sie ihre Entrüstung, sie lassen sich verführen, und wenige Augenblicke danach sind auch sie in den Wirbel mitgerissen. Bölting hat die gelbe Terzerone engagirt; er hätte sich gar zu gern eine der kleinen Schwarzen geholt, aber wer bürgt ihm dafür, daß er bei einer Gesellschaft von so echt republikanischem Gepräge nicht an die Tochter des alten würdigen Herrn mit den kurzen Beinkleidern geräth!

Bald schmückt keine einzige Dame mehr die Wand, der Galopp wird immer schneller und rauschender, die Paare sind unermüdlich! Den anwesenden farbigen Herrn zuckt es ebenfalls in den Füßen; Damen sind nicht mehr vorhanden, sie umschlingen sich gegenseitig, und nach einigen Minuten sind nur noch zwei Personen im Saale zu erblicken, die der Verführung widerstanden haben, der vom Capitän freigelassene Dr. Greasebelly und General Applepie. Um nicht von dem tollen Wirbel überrannt zu werden, haben sie sich vis-à-vis in die Thüren gestellt; dem General ist vor Freude der letzte Westenknopf abgesprungen, aber das schmale Rückentheil des Fracks gestattet ihm noch immer

nicht, sich den Schweiß zu wischen. Der Minister würde vor Wuth über das tanzende Volk erbleichen, wenn es bei seiner schwarzen Haut möglich wäre; er ist eben im Begriff, der abtrünnigen Mrs. Darkey einige Zornesblicke zuzuschleudern, da fliegen Vogel und der kleine Sprühteufel an ihm vorüber. Dem nichtsnützigen Cadetten fällt es auf einmal ein, links herumzutanzen, und der vorstehende Bauch des Ministers erhält durch das unerwartete Manöver einen Stoß, der nach einem Diner ihn nothwendig eine Zeit lang kampfunfähig machen muß. Ohne seine Plattfüße würde er gewiß den Halt verloren haben, diese retten ihn vor dem Hinstürzen, aber seine ganze Constitution ist so erschüttert, daß er einen Divan aufsuchen muß und in einem Nebenzimmer verschwindet, wo seine hohen Collegen im Whist vertieft sind.

Dem Galopp folgt eine Polka, der Polka ein Walzer, und so geht es fort, bis Mitternacht längst vorüber ist. Endlich gibt die Ankunft der Boote das Zeichen zum Aufbruch, und zum größten Bedauern der unerschöpflichen Tänzer packt das Musikcorps die Instrumente ein.

Das interessante Fest ist beendet, und man trennt sich allseitig befriedigt. In zarter Aufmerksamkeit hat General Applepie die der Polizeidirec-

tion und dem Kriegsministerium gehörige Laterne anzünden lassen und trägt sie höchst eigenhändig dem Officiercorps auf dem Rückwege vor, da die Nacht mondlos, das Terrain sehr coupirt ist und sich die Straßenbeleuchtung in Monrovia nur auf die umherschwirrenden Glühwürmer erstreckt. Man gelangt deshalb glücklich und ohne Beinbrüche zum Landungsplatze, und im letzten Augenblicke des Abstoßens erscheint auch noch Vogel, der bis dahin spurlos verschwunden war. Er hat bei Miß Minerva Vaterstelle vertreten und sie nach Hause geleitet.

Die Heimfahrt geht ohne Unfall von Statten, und so schließt dieser in den Annalen Liberias ewig denkwürdige Tag, der alle politischen und socialen Verhältnisse der Republik auf den Kopf gestellt und auf Jahre hinaus dem allmonatlich erscheinenden „Liberia Herald“ reichen Stoff zu Leitartikeln gegeben hat.

Einige Tage darauf wird auch die lang besprochene wissenschaftliche Expedition in das Innere wirklich in das Werk gesetzt und die Ausrüstung der Pinasse mit großem Eifer betrieben. Außer

den vier Musketen, die Kurzspleiß zur Disposition gestellt, und die der Büchsenmacher so weit in Stand gesetzt, daß sie einige Tage vorhalten, sind noch ein halbes Dutzend Jagdflinten und Terzerole aufgegabelt, so daß sich jeder der Theilnehmer im Besitz einer Schußwaffe befindet. Die Matrosen werden mit Enterpiken und Beilen zum Aufspießen von Riesenschlangen und Fällen von Urbäumen armirt, der Doctor packt eine Apotheke ein, und von alten Uniformstücken werden die Knöpfe abgeschnitten, um als Bezähmungsmittel für wilde Völkerschaften und Anbahnung von Tauschhandel zu dienen. Zelte, Kochgeschirre, Hängematten und sonstiges Geräth für Bivouaks werden natürlich nicht vergessen und ebenso wenig der nöthige Proviant für acht Tage, wodurch schließlich das Boot dergestallt gefüllt ist, daß kaum Platz zum Sitzen übrig bleibt.

Um nicht zu sehr von der Hitze zu leiden, ist der frühe Morgen zur Abfahrt gewählt, und nach einer vor innerer Aufregung schlaflos zugebrachten Nacht macht sich die Gesellschaft drei Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg.

Frischer Landwind begünstigt die Fahrt; ein heftiges Gewitter hat während der Nacht die Atmosphäre bedeutend abgekühlt, und der bezogene Himmel verspricht eine angenehme Temperatur für

den Tag. In lebhafter Unterredung über die bevorstehenden Abenteuer segelt man längs der flachen Küste und sucht die Mündung des St. Paulstroms.

Das Boot macht bei der schlanken Briese seine sechs Knoten, aber trotzdem man schon $1^1/_2$ Stunden unterwegs und die Mündung nur eine Meile von Monrovia entfernt, läßt sie sich nicht entdecken. Vogel, der nautische Leiter der Expedition, erklärt als Sachverständiger diesen Umstand aus einer Gegenströmung, und abermals segelt man eine Stunde, ohne etwas anderes als den ununterbrochenen Sandstrand zu erblicken.

Jetzt wird die Sache bedenklich; nach der Fahrt hat das Boot drei deutsche Meilen zurückgelegt, und Vogel äußert etwas kleinlaut, möglicher Weise könne man bei der Dunkelheit doch wohl am Flusse vorbeigefahren sein. Das ist störend, aber man macht aus der Nothwendigkeit eine Tugend und beschließt zur größeren Sicherheit vor Anker zu gehen.

Bei Tagesanbruch bestätigt sich Vogels Vermuthung über das Vorhandensein einer Strömung, nur ist sie nicht entgegen, sondern mit, und das Boot ist infolge dessen etwa zwei Meilen zu weit gefahren. Cap Mesurado erscheint als ein bläulicher Hügel, und von der Fregatte entdeckt man nach langem Suchen nur die Mastspitzen über dem Horizonte.

Die Wahrnehmung beeinträchtigt die gute Laune der Naturforscher um so mehr, als jetzt der Wind von vorn kommt und die zwei Meilen zurückzurudern sind.

Nach drei höchst langweiligen Stunden, während welcher sich die Expeditionäre gegenseitig anschweigen, ist man endlich am Ziele angelangt und befindet sich vor der Barre des Stromes, auf der eine ziemliche Brandung steht. Um dieselbe ungefährdet zu passiren, muß man dem Boote eine so schnelle Fahrt geben, wie die aufrollenden Wellen selbst haben. Die ermüdeten Matrosen können jedoch nicht rasch genug rudern, und so geschieht es, daß eine See geschwinder als das Boot ist und höchst ungalant nicht nur die hinten sitzende Gesellschaft gründlich durchnäßt, sondern auch die Pinasse halb mit Wasser füllt.

Glücklicher Weise ist die Barre jetzt passirt, und das Boot entgeht dadurch der Gefahr, durch eine zweite Welle zum Sinken gebracht zu werden. Bei Besichtigung des angerichteten Schadens findet sich der mitgenommene Schiffszwieback gänzlich aufgeweicht, jedoch sieht man darüber fort, da die in einen kupfernen Kasten eingeschlossene Munition trocken geblieben ist. Ohne Brot kann man wohl in die Urwälder vordringen, nicht aber ohne Schuß-

waffen. Das Boot wird leer geschöpft, die Gesellschaft entledigt sich der nassen Kleider, aber trotz krampfhafter Versuche von Seiten Vogels, die Sache von der humoristischen Seite aufzufassen, will diese Art von Abenteuern den Reisenden durchaus nicht behagen, und die Stimmung wird immer gedrückter. Hinter der Mündung erweitert sich der St. Paul zu einigen tausend Schritten; seine Ufer sind mit Mangroven eingefaßt, deren engverschlungenes Wurzelwerk dem Landen eine undurchdringliche Barriere entgegensetzt. Das Laubdach ihrer weit über das Wasser reichenden Zweige gewährt aber wenigstens Schutz gegen die sengenden Strahlen der das Gewölk durchbrechenden Sonne.

Eine Stunde lang rudert das Boot in ihrem Schatten dahin, ohne daß sich die eintönige Scenerie der Landschaft ändert. Sechs Stunden sind die Touristen bereits unterwegs, sie können in der engen Pinasse nicht einmal die Füße ausstrecken und sind ganz contract geworden. Vergebens spähen sie nach Flußpferden und Krokodilen; Tauchermöven, die kreischend über dem Strome schweben und blitzschnell herabschießen, um nie fehlend ihre Beute mit den spitzen Schnäbeln aufzuspießen, sind das einzige Jagdwild, was in Sicht kommt.

Endlich erscheint eine mit niedrigem Buschwerk

bedeckte Landspitze, auf der man einige Negerhütten zu entdecken glaubt. Dieser Anblick erweckt die Lebensgeister wieder, dort wird endlich eine Landung möglich, den hungrigen winkt ein Frühstück, die Matrosen ziehen mit frischen Kräften an den Riemen, doch Vogel hemmt plötzlich durch das Commando „Langsam rudern!" den neuerwachten Eifer. Er ist sich der auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit bewußt geworden und denkt an die Möglichkeit eines feindlichen Widerstandes. Es müssen die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen und strategische Operationen entworfen werden. Der Oberbefehlshaber zeigt sich dieser schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen und entledigt sich ihrer in eben so umsichtiger wie kühner Weise. Er bestimmt eine Muskete, zwei Terzerole und eine Enterpike als Reserve zur Deckung eines etwaigen Rückzuges, ordnet die Ausschiffung des übrigen Heereskörpers an, recognoscirt das Ufer und läßt schließlich auf die Spitze der Landzunge zu halten, wo er ein Canoe liegen sieht. Seine Dispositionen sind so vortrefflich, daß alles ohne den geringsten Unfall von Statten geht; nur eine Schachtel Zündhütchen fällt unbemerkt in das Wasser und ertrinkt.

Die Landungstruppen setzen sich jetzt mit gefälltem Bajonett in Marsch und dringen auf das Dorf

ein, aber trotz allen Herzklopfens zeigt sich leider kein Widerstand. Die Hütten stehen leer; mit außerordentlicher Bravour wird eine nach der andern erobert, schon glaubt man im Besitze der ganzen feindlichen Position zu sein, da entdeckt die Avantgarde in der Ferne plötzlich eine Schar Schwarzer, die sich auf einem freien Platz am andern Ende des Dorfes gesammelt hat und aus deren Mitte man Gewehrläufe blitzen zu sehen glaubt.

Die Lage wird kritisch, ein feindlicher Zusammenstoß und Blutvergießen scheint unvermeidlich. Vogel nimmt Stellung hinter einer Hütte und läßt Quarrés formiren, obwohl die gleichmäßige Vertheilung von drei Musketen auf vier Fronten einige Schwierigkeiten macht; dann erwartet alles in athemloser Spannung das Hervorbrechen der Wilden und ihr Kriegsgeheul. Die Minuten schleichen mit bleiernen Füßen dahin, doch der Feind regt sich nicht; auch er scheint zu beobachten. Eine Viertelstunde vergeht, die Ungewißheit wird zur Qual und Vogel beschließt eine nochmalige Recognoscirung. Dichtes Buschwerk zieht sich bis in die Nähe der Wilden, die noch immer unbeweglich ihre Position behaupten. Der Verwalter wird ausersehen, sich unter dem Schutze der Sträucher hinanzuschleichen. Er macht anfangs einige

Schwierigkeiten, aber Vogels dominirender Blick schmettert ihn zu Boden, und er gehorcht dem Befehle.

Wiederum klopfen die Herzen hörbar vor Aufregung, wiederum vergehen fünf endlose Minuten, da hallt plötzlich ein furchtbares Geschrei von jenseits herüber und läßt in den Adern der Nichtcombattanten das Blut erstarren. „Klar zum Gefecht!" commandirt Vogel und die drei Musketen knacken mit Vehemenz. Mit geschwungenem Säbel steht er vor der Front, aber vergebens erwartet man die Feinde; das Kriegsgeheul scheint sich eher zu entfernen, als näher zu kommen.

Der Commandirende tritt hinter der Hütte vor und schaut durch sein Fernrohr nach dem Punkte, wo die Wilden waren. Sie sind verschwunden, aber der Verwalter steht mitten auf dem freien Platze und winkt. Das Quarré setzt sich in Marsch und langt in Sturmschritt bei ihm an. Der Verwalter empfängt die tapfern Streiter mit Lachen. Die schwarze Schar bestand nur aus Frauen und Kindern, die bei seinen Anblicke vor Angst in alle Winde gestiebt sind. Die Männer des friedlichen Krudorfes sind sämmtlich an die Küste zur Arbeit ausgezogen, nur ein Greis ist zurückgeblieben, und um ihn hatten sich die Flüchtigen gesammelt,

bis das Erscheinen des Verwalters sie plötzlich mit Schreckensgeschrei auseinander sprengte.

Mit vieler Mühe gelingt es, die Flüchtigen zurückzurufen und zu beruhigen. Geschenke von Uniformsknöpfen und Cigarren überzeugen sie endlich von den friedlichen Absichten der Weisen; unter einer Fächerpalme, die das Rathhaus des Dorfes vertritt wird ein feierlicher Freundschaftstractat geschlossen und mit einem Frühstück besiegelt. Das vom Seewasser aufgeweichte Brod wird an die Schwarzen vertheilt, diese bringen dafür Kokosnüsse und Früchte, und bald herrscht die schönste Eintracht unter den Neuverbündeten.

Man erkundigt sich nach dem Urwalde; ah! welche Freude er ist ganz nahe, kaum tausend Schritte entfernt. Dort jener kleine Fluß, der in den St. Paul mündet, führt direct hinein.

„Gibt es auch Elephanten?" fragt Dr. Salomo erregt.

„Viel!" lautet die Antwort eines munteren 15jährigen Burschen, der ganz gut das Englische radebrecht und als Führer engagirt wird.

Ein Freudenstrahl verklärt die Gesichter der Naturforscher; nach so vielen Schwierigkeiten ist endlich das Ziel erreicht, der ersehnte Urwald da. Schleunigst wird das Bivouak abgebrochen, und

unter Führung Madimos, des schwarzen Burschen, setzt sich das Boot in Bewegung.

Der kleine Fluß ist schnell erreicht und das Boot fliegt auf seiner glatten Spiegelfläche schnell dahin. Die niedrige Mangrove verschwindet und riesige Stämme streben in niegesehener Höhe dem Himmel zu. Ueppig wuchernde Schlinggewächse ranken sich zu ihren Gipfeln empor und hier und dort quillt aus dem Absatze eines Astes ein dichter Strauß kostbar gefärbter und duftender Orchideen. Baumartige Farrenkräuter besäumen das Ufer und wiegen ihre feingefiederten Zweige in dem sanften Windhauche, der über das Wasser zieht. Die schlanke Kokospalme, die melancholische Banane mit ihren saftgrünen Blättern, der mächtige weitverästete Papasbaum mit den wohlschmeckenden Früchten von der Größe eines Kinderkopfes, der Zuckerahorn in röthlichbraunem Laubschmucke — sie geben Zeugniß von der Erhabenheit und dem Reichthum einer tropischen Urnatur und erfüllen die Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Ein eigenes Gefühl ergreift sie bei dem Gedanken, in diese geheimnißvolle Wildniß einzudringen, die vielleicht noch nie zuvor eines Menschen Fuß betreten. Die Majestät des dunkeln Waldes, die feierliche Stille, die ungeahnte Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Vegetation — das alles wirkt eine

Zeit lang fast überwältigend. In stummes Schauen versunken streift das Auge über die Wunder der fremden Welt und glaubt sich in ein Feenreich versetzt. Jede Biegung des Flusses eröffnet dem Blicke ein neues Bild und entzückt ihn durch seine wechselvolle Schönheit.

Allmählich wird der Fluß enger; die Blätterkronen der Bäume wölben sich über ihm zu einem dichten Dache, durch welches kein Sonnenstrahl mehr dringt, die Wurzeln und Zweige hindern die Passage, und oft kann das Boot nicht mehr die Ruder gebrauchen, sondern muß mit den Haken fortgeschoben werden.

Da reißt ein plötzliches Krachen und Rauschen in dem nahen Gebüsch die Touristen aus ihrer stillen Betrachtung.

„Elephanten!“ ruft der eine; „Tiger!“ der andere; „Hirsche!“ der dritte, und alle schnellen in höchster Aufregung von ihren Sitzen empor. Das aufgescheuchte Wild stürmt landeinwärts, man hört das Brechen der Zweige und sieht die Wipfel der Farrenkräuter sich heftig bewegen. Gleichzeitig scheint aber der ganze Urwald lebendig zu werden; oben in den Bäumen flattert und pfeift und zischt es, die Aeste biegen sich und schwanken, als würden sie vom Sturmwind gepeitscht und doch regt sich kein Lüft-

chen, im wilden Chaos erschallt mißtönendes Geschrei unsichtbaren Gethiers.

Entsetzt schauen sich die Naturforscher an, es ist, als ob die wilde Jagd über ihren Köpfen dahinsauste.

Nur Madimo sitzt ruhig auf dem Steven des Bootes und schlenkert mit den Beinen. Mißtrauisch blicken die Matrosen zu ihm auf und halten ihn selbst für einen Waldteufel, der sie hier unter seine Brüder und in ein Zauberland gelockt. Grinsend zeigt er ihnen seine Zähne. „Monkey!“ lacht er und amüsirt sich offenbar über die furchtsamen Gesichter. Er hat Recht; in demselben Augenblicke rauscht wieder ein großer Zweig über dem Boote, hunderte von Affenköpfen mit gefletschten Zähnen schauen durch das dichte Laub und ein Hagel von Nüssen und Früchten saust auf die Besatzung nieder. Es ist eine regelrechte Attacke und es heißt sich vertheidigen. Die Gewehre fliegen an die Backe, und donnernd rollen die Schüsse durch den Wald. Die Affenschar entflieht mit Geheul, aber das ist nur Kinderspiel gegen das, was folgt. Tausende von Thierstimmen erheben sich ringsum und erfüllen den stillen Wald mit markdurchdringendem Geschrei. Ueberall in dem Unterholz raschelt und kracht es von der Flucht des aus seiner Ruhe aufgeschreckten

Wildes. Schwärme von Holztauben schwirren in den Lüften und rufen ihr melancholisches Kurkurr, buntgefiederte Papageien schlüpfen durch das dunkle Laub und lassen ihr gellendes Kreischen hören, und mit mächtigem Flügelschlag heben sich die Raubvögel von ihren Horsten in den Wipfeln der gigantischen Bäume, als wollten sich alle den Fremdlingen widersetzen, die es wagen, ihre unerforschte Heimat zu entweihen.

Doch diese lassen sich nicht von ihrem Vorhaben abschrecken; das wilde Concert gibt ihnen die Ueberzeugung, daß sie wirklich sich jetzt im Urwalde befinden. Was sie gehört und gesehen, übertrifft ihre hochgespanntesten Erwartungen. Humboldts und Schleidens beredte Schilderungen sind nur schwache Schatten der Wirklichkeit. Nun können auch die Abenteuer nicht fehlen; der Wald wimmelt von wilden Thieren und die kühnen Jägerherzen klopfen vor freudiger Erregtheit.

Einstimmig wird die Landung beschlossen und die Pinasse setzt sich gegen das Ufer in Bewegung. Leider wird der Fluß nach beiden Seiten so seicht, daß das schwere Boot festfährt, als es noch 20 Schritt vom Ufer entfernt ist. Den vereinten Anstrengungen aller gelingt es, dasselbe noch 3—4 Schritt weiter zu schieben, dann aber sitzt es wie

angenagelt. Man versucht es wieder zurückzubringen, um eine andere günstige Landungsstelle aufzufinden — aber vergebens, es rührt sich nicht von der Stelle. Es bleibt nichts übrig, als es dadurch zu erleichtern, daß die Besatzung über Bord springt. Es geschieht, aber der Grund ist so morastig, daß alle bis an die Hüften versinken und sich nur mit Mühe wieder in das Boot retten können. Der Morast erklärt auch das unbegreifliche Festsitzen des Bootes. Die Abenteuer beginnen schnell, aber sie sind denen auf der Barre ähnlich und wollen nicht munden. Schöne Aussichten, Gott weiß, wie lange hier sitzen zu bleiben! Eine Communication mit dem Lande muß nothwendig geschaffen werden, um das Boot leer zu machen, da sonst kein Gedanke daran ist, es von der Stelle zu bewegen — es fragt sich nur wie? Durch den Fluß kann niemand das Ufer erreichen, zum Schwimmen ist das Wasser zu seicht, das Waten verhindert der weiche und doch zähe Morast; um eine Brücke zu schlagen, müßten die Bootsmasten die doppelte Länge haben.

Rathlos blickt sich die Gesellschaft an. Gegenüber am Ufer steht eine schöne Stechpalme. Könnte man sie fällen, so würde sie zum Boote reichen und eine Brücke bilden. Dazu muß aber wieder jemand an Land.

Nach längerer fruchtloser Ueberlegung entschließt sich Vogel, selbst noch einen Versuch zu machen. Er läßt die Masten vorn über den Steven legen und schafft sich dadurch eine gefahrlose Passage von 20 Fuß; immerhin bleibt aber noch eben so viel Morast bis zum Ufer. Beim Gehen sinkt er zu tief ein, er würde ertrinken, er beschließt deshalb auf allen vieren zu kriechen, um sein Gewicht auf mehrere Punkte zu vertheilen. Um die Brust befestigt er sich ein dünnes Tau, um im Nothfalle an Bord zurückgeholt zu werden, entledigt sich seiner Kleider und beginnt seinen gefahrvollen Weg unter athemloser Spannung der Uebrigen.

Dem Anscheine nach gelingt alles gut und er arbeitet sich kräftig durch den schwarzen Schlamm. Schon hat er drei Viertel der Strecke zurückgelegt, da ermattet er auffallend. Die Bewegungen werden langsamer, endlich hören sie ganz auf und der bis dahin sichtbare Kopf verschwindet hinter den Blättern eines sich dicht über das Wasser streckenden Sycomorenzweiges. Eine tödtliche Angst ergreift die im Boot Zurückgebliebenen; sie rufen seinen Namen — keine Antwort; sie versuchen an dem Taue zu ziehen — es gibt nicht nach, der Unglückliche muß tief im Schlamm versunken sein. Noch stehen sie in stummer Unschlüssigkeit und bleich vor Schreck;

da ertönt ein schwacher Laut vom Ufer herüber, die Blätter des Zweiges bewegen sich und der Verlorene erscheint auf festem Boden. Ein freudiges Hurrah begrüßt ihn, aber er vermag nicht zu antworten. Zum Tode ermattet sinkt er zur Erde und braucht fast eine Viertelstunde, um so viel Kräfte zu sammeln, daß er sich aufrichten und mit den Kameraden sprechen kann.

Der Sycomorenzweig ist sein Retter gewesen; kaum noch zwei Schritte vom Ufer entfernt, hätte er elend ertrinken müssen ohne ihn. So konnte er den Arm um ihn schlingen und sich soweit erholen, um das Land zu erreichen.

Eine an dem Tau ihm zugeschickte Flasche Wein restaurirt ihn in kurzer Zeit; ein Beil folgt nach, und bald stürzt die Stechpalme unter seinen Streichen. Ihre Krone liegt ganz nahe am Boot; Masten und Riemen stellen eine Verbindung mit ihr her und schaffen eine Brücke, auf der man landen kann. Mit der Passage der Menschen geht es noch leidlich, die Sachen machen jedoch mehr Schwierigkeiten, und es vergeht über eine Stunde, ehe das Boot geleert ist und flott wird. Man schiebt es jetzt zurück in das tiefere Wasser, aber dadurch entsteht ein neues Dilemma; die Verbindung mit dem Lande ist abermals unterbrochen. Es bleibt nichts

übrig, als einen bequemen Landungsplatz aufzusuchen und die Sachen am Ufer entlang dorthin zu schleppen. Die günstige Stelle findet sich kaum hundert Schritt unterhalb, das Boot kann mit dem Steven an Land stoßen, und jubelnd verkünden es die Matrosen. Man will sich mit den Gegenständen in Marsch setzen, da zeigt sich aber erst der Urwald in seiner wahren Gestalt.

Vom Flusse aus gewährte er ein prachtvolles Schauspiel; die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit seiner äußeren Erscheinung, die ungeahnte Ueppigkeit der Vegetation, die hehre Schönheit der gigantischen Stämme mit ihren gewaltigen Laubkronen, der unerschöpfliche Reichthum des Bodens, der sich in tausenden der verschiedensten Bäume und Sträucher bekundet, die glühende Farbenpracht der Blumen und Blüten — das alles riß das trunkene Auge zur staunenden Bewunderung hin und berauschte die Sinne, doch im Walde selbst ist der Eindruck ein gänzlich verschiedener.

Die Riesenbäume senden vom Gipfel, aus allen Zweigen und aus den Stämmen Luftwurzeln nieder, die sich in den Boden graben und den Mutterbaum auf hundert Schritte mit dichtem Pallisadenwerk umgeben. Die üppigen Schlinggewächse ranken sich daran empor und verweben es zu einer undurchsich-

tigen Wand; vergebens sucht das forschende Auge nach einer Oeffnung, durch welche ein menschlicher Körper dringen könnte. Bei jedem mühsam vorwärts gethanen Schritte, der sich nur durch den steten Gebrauch der Beile ermöglichen läßt, fällt von den erschütterten Zweigen ein Heer von Ameisen auf die ungeschützten Körper und bringt sie mit ihren brennenden Bissen zur Verzweiflung. Ein dumpfer Modergeruch entquillt dem feuchten Boden, den durch das dichte Blätterdach nie ein Sonnenstrahl erreichen kann. Schwärme von Muskitos dringen in Auge, Nase und Ohren; an den Dornen und stachligen Blättern der Mimosen, welche die sumpfige Erde bedecken, zerreißen Kleider und Haut, oben in den Bäumen grunzt ein Heer unsichtbarer Affen und läßt faule Früchte, Holzstücke und noch unangenehmere Sachen herabregnen. Das ist der Urwald von innen, wie er sich den auf das Bitterste enttäuschten Forschern präsentirt. Welchen Contrast bildet diese traurige Wirklichkeit zu den Bildern, die ihre Phantasie bisher ihnen vorgezaubert!

Unter Kokospalmen, im Schatten duftiger Orangenbäume wollte man lagern, an Pisangstämmen unter dem Schirmdach ihrer mächtigen Blätter die Hängematte zum luftigen Bivouak schlingen, die

mit dem Aroma tausender Blüten geschwängerte Atmosphäre athmen und sich von den im Abendwinde leise rauschenden Blättern in den Schlaf summen lassen.

Alle diese schönen Träume sind jetzt dahin. Nach stundenlanger schwerer Arbeit hat man zerrissen, zerstochen, blutend und halbtodt vor Erschöpfung sich den Weg bis zum Boote gebahnt; wohin das Auge blickt, stößt es überall nur auf die dichte undurchdringliche Wildniß, nirgends bietet sich Aussicht auf bessern Erfolg.

Die Lust nach Abenteuern ist vergangen, der Gedanke an Elephantenjagden aufgegeben, der Urwald allen gründlich verleidet. Um wenigstens nicht ohne jedes Ergebniß zu sein, wird vom Boote aus Jagd auf die in Schußbereich kommenden Vögel gemacht, doch schon nach wenigen Schüssen fehlen die Zündhütchen. Vergebens wird alles umgekehrt; die Schachtel ist und bleibt verschwunden, sie ruht sanft auf dem Grunde des St. Paulflusses.

Dadurch ist die Rückkehr an Bord schon von selbst geboten; ohne gesprochenen Befehl wendet sich das Boot, Madimo wird an seinem Dorfe abgesetzt und dann der Curs stromabwärts genommen. Es gelingt, die Barre noch vor Eintritt der Dunkelheit glücklich zu passiren, doch nun trifft man frischen

Wind von vorn. Er hat eine kurze krappe See aufgewühlt und das Boot kommt trotz größter Anstrengung von Seiten der Ruderer nur höchst langsam vorwärts. Der Leuchtthurm auf Cap Mesurado und die Laterne an der Besansgaffel des „Seestern" wollen durchaus nicht näher rücken und tragen durch ihr hartnäckiges Fernbleiben nicht zur Verbesserung der Stimmung bei. Die Pinasse stampft todt in der See auf und nieder und nimmt soviel Wasser über, daß unausgesetztes Schöpfen sie kaum leer zu halten vermag. Vogel sieht sich genöthigt, sie zu erleichtern und Entbehrliches über Bord zu werfen. Das Baum- und Strauchwerk, mit dem Dr. Salomos botanischer Eifer das Boot halb gefüllt, die trotz allen Reisekummers von ihm aufgelesenen Mineralien, die geschossenen und in der Dunkelheit bereits zertretenen Vögel, die Proviantvorräthe, der Ballast, alles muß über Bord wandern, um den angestrebten Zweck endlich zu erreichen. Nach sechsstündigem Rudern, durchnäßt bis auf die Haut, auf das äußerste ermattet und tief gebeugt unter der Last vereitelter Hoffnungen langen endlich die so schwer heimgesuchten Elephantenjäger an Bord des „Seestern" an.

Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen, sagt das alte Sprichwort und bewährt sich

auch in diesem Falle. Die Expedition muß noch lange als Zielscheibe witzigen Hohnes dienen, und wenn Vogel während des ferneren kurzen Bleibens der Fregatte nicht noch einige Male Vaterstelle bei Minervchen vertreten hätte, würde er von Afrika gewiß einen ebenso trübseligen Eindruck erhalten haben, wie Dr. Salomo, der sich fest vorgenommen, bei seiner Rückkehr A. von Humboldt und Dr. Schleiden wegen ihrer falschen Schilderungen der Urwälder durch eine wahrhaftige Darstellung der Thatsachen gründlich zu blamiren.

Ein Sonntagnachmittag.

In der Kammer des Bottelier geht es einmal wieder lustig her. Es ist wahrhaft rührend, mit welcher Pietät die Stammgäste des Sonntagsnachmittagsclub sich der Geburtstage ihrer Verwandten, und sei dies auch im zehnten Grade, erinnern, und wie sie in treuer Familienanhänglichkeit darauf bedacht sind, dieselben in passender Weise zu feiern. Heute handelt es sich jedoch nicht um einen Verwandten, sondern um einen der Stammgäste selbst. Der alte Schramm hat in voriger Woche das zweite halbe Jahrhundert seines Lebens begonnen und der Bottelier eine solenne Nachfeier dieses wichtigen Ereignisses in seinem Salon veranstaltet. In irgend einem Winkel haben sich noch einige abgelegte Flaschen Rum vorgefunden und davon ist ein recht anständiger Grog gebraut,

beinahe so steif wie eine doppelt gereffte Marssegelkuhlte.

Außer dem Geburtstagskinde sind nicht nur dessen wachfreie Kameraden Kattblock, Lebrecht und einige andere Unteroffiziere zu der Sitzung geladen, sondern auch mehrere ältere Matrosen, die man im hohen Rath der Theilnahme an der Tafelrunde für würdig erachtet hat.

Sie haben sich, so gut es der enge Raum gestattet, um den Tisch gestaut, ihre kurzen Kalkstummel dampfen mit den Groggläsern um die Wette, und die Atmosphäre in der ohnehin schwach erleuchteten Kammer ist ziemlich trübe; in desto heiterer Stimmung befindet sich aber die Gesellschaft selbst.

Augenblicklich herrscht allgemeines Schweigen; alle lauschen und der alte Schramm hat die nach dem Zwischendeck führende Thür ein wenig geöffnet, um das Lied besser zu hören, was der lustige Sänger des „Seestern," Peter Voß so eben seinen Kameraden zum Besten gibt.

Wenn Seeleute schon an und für sich große Liebhaber von Liedern sind, namentlich wenn sie so recht nach Salzwasser schmecken, so empfindet Schramm heute dabei noch ein besonderes Vergnügen; denn Peter Voß, der die meisten seiner Lieder selbst dichtet und auch componirt und damit großen Ruhm

erntet, ist sein Seesohn, d. h. er hat ihn, der vor zehn Jahren als elternloser Knabe in die Marine trat, erzogen und zu dem gemacht was er ist. Er liebt den muntern, frischen Burschen wie sein eigenes Kind und ist nicht wenig stolz auf die Resultate seiner Erziehung, läßt sich von ihm dutzen und gestattet ihm trotz Alters- und Rangverschiedenheit alle Freiheiten eines Gleichgestellten.

Peter hat gera desein neuestes Lied vorgetragen, welches das Leben des Matrosen schildert und die letzte Strophe:

Doch lange hält er es am Lande nicht aus,
  Das Geld ist im Umsehen fort;
Dann wird es zu eng ihm im steinernen Haus
  Und lustig geht's wieder an Bord.

wird mit lautem Beifall der Zuhörer belohnt.

„Ist doch ein fixer Kerl, der Peter!" schmunzelt Schramm selbstgefällig.

„Das will ich meinen," stimmt Kattblock bei.

„Und mit seinem Liede hat er auch Recht, es geht nichts über das Leben an Bord," sagt Lebrecht und wirft einen liebevollen Blick auf das vor ihm stehende Grogglas.

„Ja wohl," äußert der Bottelier, „drum wollen wir den alten „Seestern" hoch leben lassen, der so lustige Maaten trägt, aber Peter soll auch einen

Tropfen haben. Nicht wahr, seine Kehle muß ganz trocken sein?"

„Gewiß, gewiß!" lautet die einstimmige Antwort, als der gastfreie Bottelier diese Gelegenheit vom Zaun bricht, um die Gläser aufs neue zu füllen, und der herbeigerufene Sänger läßt sich nicht lange nöthigen, an dem lockenden Getränk sich zu erlaben.

„Nun alter Seevater," ruft er Schramm zu und klopft ihm auf die Schulter, „ich sehe, Du bist noch immer derselbe. Wenn Du nicht Wache hast, liegst Du sicherlich hinter einem „Steifen" vor Anker."

„Ach Gott ja!" entgegnet dieser, „die Zeit vergeht so angenehm dabei. Wenn man so lange Jahre mit conträrem Winde segeln muß, wie ich," fügt er mit einem schwermüthigen Seufzer hinzu, „kann man bisweilen auch vor Anker gehen, besonders in einer so ruhigen Bucht, wie hier, wo nicht einmal ein Lüftchen durch den Windsack hinkommt. Da erzählt man sich ein bischen und im Umsehen schlägt es acht Glas. Da oben an Deck ist's oft langweilig. Da wird man mit Brassen und Segelkanten geplagt die ganze Wache durch, bis man sich die halbe Lunge ausgepfiffen hat, und wenn wirklich einmal Zeit zu einem kleinen Garn kommt, dann hat man keine Menschenseele, die einem dabei hilft; alle die jungen

Kerle sind so schläfrig, als ob sie Seesoldaten wären. Da marschirt denn unser einer mittschiffs an der Luvseite hin und her, guckt in den Mond und denkt an Gott weiß was, daß einem bisweilen ganz blümerant zu Muthe wird."

Dabei stützt der alte Schramm wehmüthig den Kopf in die Hand und seufzt so tief, als ob ihn ein schweres Leid drückte, wenngleich es unentschieden bleibt, ob nicht auch das dritte Glas Grog Einfluß auf seine Gemüthsstimmung gehabt hat.

„Nun das fehlte noch," ruft Kattblock, „ich glaube gar, Du wirst noch sentimental. Schäme dich, Schramm, bist 50 Jahr geworden und willst auf Deine alten Tage traurig sein."

„Wartet nur," lacht Peter, „ich werde ihm ein Lied singen, das soll ihm schon das Wasser aus den Augen klaren."

Und der singlustige Peter beginnt mit schöner kräftiger Stimme:

Ich hab' es noch nimmer begreifen gekonnt, wozu das Weinen nützt,
Wenn gleich bei jeder Kleinigkeit im Auge Wasser sitzt;
Salzwasser gibt's ja wahrhaftig genug, ohne daß wir pumpen noch mehr,
So laßt denn das Weinen den Weibern an Land, denn denen fällt's nicht schwer.
Laßt immer sie pumpen
Wenn lustig wir jumpen

Ins Boot und sagen Adieu:
Doch einem Mann
Steht's nicht gut an,
Das Jammern mit Ach und Weh!

Als Junge da ging ich zur Schule, doch lernt' ich nimmer das Buchstabir'n,
Der Lehrer versucht es auf jegliche Art, zu treiben es ins Gehirn;
Zuletzt da sah er, 's ging nicht an, da schickte man mich zur See,
Meine Mutter jammerte, weinte und schrie den ganzen Tag: „O Weh!"
Doch wie sie auch pumpte
Als lustig ich jumpte
Ins Boot und sagte Adieu;
Ich ging zur See,
Mir that nicht weh,
Des Mütterleins „Ach Herrjeh."

Bald ward ich Matrose, da macht' ich ganz fein der Anne Marie die Cour,
Ich kaufte ihr Ohrringe, Mantel und Hut und auch eine goldene Uhr!
Zuletzt war's Zeit an Bord zu gehen, da sagt' ich: „Anna leb wohl!"
Da klammerte sie wie 'ne Klette an mir und jammert' und schrie wie toll.
Doch wie sie auch pumpte,
Als lustig ich jumpte
Ins Boot und sagte Adieu;
Ich war Matros,
Hatt's drum nicht los,
Das Jammern mit Ach und Weh.

Bald drauf kehrt' ich wieder, da nahm ich das Boot und
schob mich abends an Land,
Und staunte nicht wenig, als Anne Marie ich dort schon
warten fand;
Sie sah mich gleich und winkte mir, und wie ein Wasser-
schlauch,
Der leck geworden, so pumpte sie los vor Freud' aus
jedem Aug'.

Und während sie pumpte
Kopfüber ich jumpte
Ans Land durch Dick und Dünn.
Da gab es Küss',
Ach je, wie süß!
Sie liegen mir noch im Sinn.

Doch lasse die Flasche nun kreisen, mein Jung', und laßt
uns fröhlich sein,
Woll'n klaren die Pumpen im Fall für'n Leck, doch dann
zu Grog und Wein!
Salzwasser gibt's Hülle und Fülle umher, ohn' daß wir
pumpen noch mehr,
Drum laßt das Weinen den Weibern an Land, denn
denen fällt's nicht schwer.

Laßt immer sie pumpen,
Wenn lustig wir jumpen
Ins Boot und sagen Adieu;
Doch ein Matros
Kriegt's nimmer los,
Das Jammern mit Ach und Weh.

„Bravo, bravo, Peter!" ertönt es von allen
Seiten.

„Nun wenn auch der Wein bei uns Deutschen etwas Seltenes vor dem Mast ist," sagt der Botte-lier, „so haben wir den Grog, den wir herumgeben können. Zu viel Wasser ist auch nicht darin, wir haben in voriger Woche eine ergiebige schwarze Liste gehabt. Wir können deshalb mit gutem Gewissen auf eine glückliche Reise trinken. Nun, Schramm, komm alter Junge, stoß an und sei vergnügt."

Doch Schramm scheint heute schwer zu erheitern; er seufzt noch einmal tief und murmelt für sich: „Die Weiber, ja die Weiber!"

„Ach," meint Kattblock, „jetzt weiß ich, was ihm fehlt, er denkt an seine Frau, und dann wird er allemal traurig."

„Was?" ruft Lebrecht, „gespleißt, altes Fahrzeug! Das ist mir ja ganz etwas Neues."

„Ach ja!" stöhnt Schramm schmerzlich.

„Halt," sagt Kattblock, „Du hast uns schon immer einmal erzählen wollen, wie Du zu Deiner Frau gekommen bist. Jetzt haben wir eine schöne Gelegenheit dazu; eben ist es sechs Glas und es bleibt uns noch ein volles Stündchen zum Schwatzen ehe wir an Deck müssen."

„Ja, Schramm, los damit!" drängen die übrigen, doch erst nach vielem Sträuben läßt sich dieser

dazu bestimmen. Es ist dies ein Thema, das ihm seine eigene Schwäche zu sehr vor Augen führt, um mit angenehmen Gefühlen dabei zu verweilen und er hat bis jetzt stets den darüber an ihn gerichteten Fragen auszuweichen gewußt. Er gehört zu der Zahl von Seeleuten, die auf dem Lande kein häusliches Glück gefunden haben, oder, wie er sich ausdrückt, stets mit conträrem Winde segeln müssen. Wie so viele seines Schlages hat er sich nach Rückkehr von einer langen Reise als junger Mann durch das erste hübsche Lärvchen, das ihm aufstieß, in den Ehestand verlocken lassen, seine sanguinischen Hoffnungen aber keineswegs gerechtfertigt gefunden. Da er nicht den Muth besitzt, ein so drückendes Verhältniß zu lösen, fühlt er sich sowohl am Lande wie bei dem bloßen Gedanken an seine Frau sehr unglücklich. Sobald wie möglich geht er wieder an Bord und sucht dann Ruhe und Trost gegen die drohenden Gewitterwolken, die seinen häuslichen Horizont verfinstern. Stürme auf dem Meer erträgt er mit Muth und Standhaftigkeit. Er ist sich bewußt, ihnen im Kampfe die Spitze bieten zu können; Stürme zu Hause sind ihm jedoch ein Schrecken; er fühlt seine Ohnmacht und läßt sie entweder in dumpfer Resignation über sich hereinbrechen oder flieht feige vor ihnen.

Der Bottelier hat eine neue Auflage von Grog veranstaltet; sei es dies oder weicht er dem Drängen der Kameraden, genug, er läßt sich endlich bewegen, ihren Wunsch zu erfüllen. Er thut einen tiefen Zug aus seinem Glase, klopft bedächtig die Asche aus seinem „Stummel," um ihn dann in die Tasche zu stecken, staut als Ersatz ein zollanges Stück Tabak hinter den letzten Backzahn an Steuerbord und beginnt, für die bevorstehende Strapaze in solcher Weise gestärkt, seine Erzählung.

„Ihr wollt wissen, wie ich mit meiner Trine zusammengekommen bin, — ja das ist eine lange Geschichte, und eigentlich weiß ich selber nicht recht, wie es zugegangen ist, auch ist's schon lange her, nächstens werden es dreißig Jahr. Ich fuhr damals von Holland, war das Jahr vorher von einem Hamburger in Amsterdam desertirt, weil es sieben Mal in der Woche Erbsen gab und hatte mich zum ersten Male auf einem Kriegsschiffe anwerben lassen. Potz Teufel und Pumpstock, was war ich damals für ein Kerl!" ruft Schramm in wehmüthiger Erinnerung und schweigt nachdenklich ein Weilchen.

„Wir waren gerade mit dem alten „Hai" aus Westindien zu Hause gekommen," fährt er dann fort, „landeten eines schönen Morgens mit einer Partie Schiffsmaaten am Kai von Vlissingen und machten

Segel auf den alten Jan Poller, der damals das „goldene Schiff" hielt. Das war eine nette alte Schenke, das „Schiff" und wenn man einmal allein sein wollte, kam einem dort keine Seele vor den Bug."

„Ja, aber wie war's mit der Trine!" unterbricht ein ungeduldiger Zuhörer.

„Was Teufel! komme ich nicht Hand über Hand darauf los?" erwidert Schramm ärgerlich. „Verdammt, ehe man Segel setzen kann, muß man doch losmachen und vorschooten."

„Nun mit einem Wort gesagt," fährt er wieder ruhiger werdend fort, „wir gingen beim alten Jan vor Anker und ließen ein halbes Dutzend Rum anfahren — aber ich sage Euch, es war wie Wasser; wenn man so lange in der Nähe von Jamaika gekreuzt hat, will einem das Zeug hier gar nicht schmecken, denn nur dort ist Rum wirklich Rum."

„Das will ich meinen," stimmt Lebrecht mit der Zunge schnalzend bei und nimmt einen Schluck, um auch einen praktischen Vergleich anzustellen.

„Na," erzählt Schramm weiter, „wenn man seine zwei Jahre an Bord gewesen ist, will man doch auch mal eine kleine Abwechselung haben, also der alte Jan mußte alle Musikanten und hübschen

Dirnen aus der Nachbarschaft auftreiben, die zu haben waren, und wir klarten unterdessen die große Stube zu einem Tanze auf.

„Allmählich kamen auch die Mädchen an, Donnerwetter! was konnte man da für Augen sehen! Ah!" macht Schramm und schmatzt mit den Lippen, „aber," fügt er bedauernd hinzu, „was hilft es jetzt noch daran zu denken! Nun, um es kurz zu machen, sie waren alle da, alles vierkant und aufgetakelt mit Bändern und Flaggen, wie eine Fregatte an Königs Geburtstag. Und hier war es, wo ich zuerst Trine in Sicht bekam."

„Was für eine Art Fahrzeug war sie damals?" fragt Peter Voß mit augenscheinlichem Interesse, da er weiß, wie seines Seevaters eheliche Hälfte jetzt aussieht.

„Nun," entgegnet Schramm, „sie war ziemlich solide gebaut, mit rundem Bug wie eine holländische Kuff, takelte aber wie ein Klipperschuner. Sie trug einen schönen rothgestreiften Unterrock, Schuhe mit rothen Hacken und silbernen Schnallen, und ihr Messinggeschirr an der Haube blitzte wie Gold. Dabei war sie ganz nett gestagt — nun ich sage Euch, Maaten, ich will verdammt sein, wenn ich nicht das erste Mal, als ich mit ihr tanzte, Hals über Kopf ging."

„Und so wurdet Ihr gespleißt?“ unterbricht ihn der Bottelier.

„Ja, nur gerade nicht gleich; denn siehst Du, zuerst hatten wir einen Tanz, dann eine Prügelei — nein, das Heirathen kam erst am andern Tage.“

„Prügelei?“ wird lebhaft gefragt, da eine solche für Jan Maat stets eine Sache von hohem Interesse ist.

„Eine gehörige, sage ich Euch,“ fährt Schramm fort, „und das kam so, seht Ihr. Alles ging so sanft wie in der Kirche und wir liebten uns wie die Engel, nur daß ein paar Feuerwerker von einander unklar kamen, die sich wegen eines Mädchens erzürnten. Unser Bootsmann jedoch, ein Kerl lang wie eine Marsstenge, brachte sie bald zur Ruhe. „Verdammt,“ sagte er, „ich will hier keinen Scandal haben,“ und damit schlägt er den einen mit der Linken nieder und den andern mit einer Porzellanterrine über den Kopf, daß er über Steuer ging und vor den Tischbeinen erst wieder aufdrehte. Aber das war doch eigentlich nichts, Maaten, nicht wahr?“

„Gott bewahre, gar nichts,“ erwidern die Zuhörer lachend, „aber vorwärts Schramm, was weiter?“

„Ha! wie wir tanzten und tranken und die Mädchen küßten!“ fährt Schramm fort und erhebt sich in lebhafter Erinnerung der geschilderten Scene

von seinem Sitze. „Hurrah! das ging, Hacken und Zeh', links und rechts herum, Hände über Kreuz, Hopser und Galopp, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen habe. Die Musikanten spielten wie verrückt, der ganze Saal war ein Staub, und von einem Ende zum andern flogen ein Dutzend der wildesten Bursche, die je auf dem alten „Hai" geschwommen haben.

„Na, da wir doch gerade von dem Fahrzeuge reden," wirft er episodisch ein, „muß ich Euch sagen, daß es die niedlichste kleine Kutterbrigg in der ganzen Flotte war und sie fällt mir immer ein, wenn ich an meine Frau denke — d. h. wie sie damals war. Sie hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einander. Ihr ganzes Geschirr stand kriegsschiffmäßig; Backen hatte sie wie Aepfel und die Augen blitzten wie das Feuer von Rixhöft in einer Winternacht. Vom Top bis auf die Wasserlinie war sie ein wahres Muster, rein wie aus dem Ei gepellt und man freute sich, wenn man sie ansah. Nun gerade so war es mit der Brigg; ich wollte, Ihr hättet sie sehen können. Schwarz mit rothen Kanonenpforten und niedrigem Unterschiff lag sie zu Wasser wie eine Möve. Die langen blanken Stengen, die vierkanten Raaen mit den schneeweißen Segeln daran und die Takelage überall schnugg und

steif gesetzt. Das weißgescheuerte Deck mit dem schwarzen Wassergang sah aus, als ob es mit Ebenholz eingerahmt wäre. Die Blöcke glitzerten in der Sonne mit ihren blanken Beschlägen und das Messingwerk auf dem Hinterdeck strahlte wie Gold. Und die Masten jeder mit einem Kranze von Enterpiken, Säbeln und den Enterbeilen — Teufel und Pumpstock, sie sah aus wie eine schöne junge Dirne, die zu Tanze will. Flagge und Wimpel wehten lang aus und lachten einen ordentlich an. Sie flatterten im Winde auf und nieder gerade wie ein Mädchen, das mit Euch tändelt — seht, da habt Ihr sie, ein so allerliebstes Ding, als je auf dem blauen Wasser getanzt hat. . . ."

„Aber stopp!" unterbricht ihn Lebrecht, „das ist nicht die Prügelei, von der Du sprachst. Wir sind hier förmlich in einer Nebelbank, da ist weder Anfang nach Ende — alles Bug und kein Hinterende am Schiff."

„Na, ein bischen habe ich wohl vom Curs abgegiert," gibt Schramm zu, „aber . . . ."

„Gieren?" lacht Peter Voß, „Donnerwetter, das ist ja gerade, als ob Du über den andern Bug gingst, ohne zu commandiren: „Klar zum Wenden!" und . . . ."

„Hört nur weiter!" lenkt Schramm ein. „Also

wie ich gerade sagte, wir liebten uns wie die Engel und als ich Trine nach einem Tanze ein Tröpfchen Punsch anbot, das sie wie Muttermilch nahm, sagte ich: „Trine," sagte ich, „hol's der Henker, Du hast ein paar Augen im Kopfe wie ein Leuchtfeuer. Du hast damit die Pulverkammer meines Herzens in Brand gesteckt und siehst Du, nun kommt der Salut," und damit wollte ich sie küssen, aber ich bekam eins mit der linken Hand, daß mir Hören und Sehen verging. „Da," rief sie und quikte vor Lachen, „das ist ein Salut für Dich, Du Stockfisch!" — Na, ich war leider zu verliebt und nahm das Ding für Spaß. „Ich will Dich aber heirathen, Trine," sagte ich, „wenn Du mich haben willst." — „So," sagte sie auf einmal sehr freundlich, „willst Du?" „Ja," sag' ich, „gewiß, hier hast Du meine Hand darauf." Am selben Tage wollten wir uns heirathen — es kam aber nicht dazu."

„Warum denn nicht?" fragte Kattblock.

„Na, das war ja gerade die Prügelei!" erwidert Schramm. „Seht, als wir so recht lustig waren, machte einer den Vorschlag, uns ein Extravergnügen zu machen, alles Porzellangeschirr aus dem Hause im Saale aufzustapeln und darauf zu tanzen. Ihr wißt wohl, wenn Jan Maat mit einer zwei Jahresabrechnung zu Hause kommt, dann geht

es bunt her, und so stimmte auch alles gleich bei. Der alte Jan Poller wurde hereingerufen, wir bezahlten ihm sein Porzellan, er mußte ein Quart Punsch auf seine Gesundheit trinken und eine Rede halten. Dann wurde er hinausgeworfen, und wir fingen an zu stapeln. Als der Haufen fertig war, holte der Bootsmann seine Pfeife hervor und wollte eben das Signal geben: „Alle Mann klar zum Entern!" als auf einmal der alte Poller, pustend wie ein Nordkaper, in die Thür stürzte und schrie: „Halt ein, halt ein, brecht das Geschirr nicht."

„Und warum nicht?" fragten wir.

„Da oben sind einige Matrosen, die wollen ein Beefsteak, und es ist kein einziger Teller im Hause."

„Was sind's für Landsleute?"

„Irländer."

„Hol sie der Teufel!" sagte der Bootsmann, „aber hier bekommen sie keinen Teller, es ist alles bezahlt," und damit macht er einen Satz und springt mit seinen großen Seestiefeln mitten in den Haufen, daß alles nur so kracht, als ob ein Dutzend Granaten im Saale crepirten. Donnerwetter! was fluchten unsere Kerls und räsonnirten über den Spielverderber und die Weiber quikten und schrien und fielen in Ohnmacht, aber der lange Bootsmann raste wie toll in dem Porzellan umher, pfiff

dazwischen und trat und brach alles in tausend Stücke."

„O! also jetzt fing der Scandal an?" fragt Lebrecht eifrig.

„Gewiß fing er an," fährt Schramm fort, „und zwar ebenso geschwind, wie Heinrich Koch durch die Decke eines Linienschiffes fiel und auf dem Ballast wiedergefunden wurde."

„Hol's der Teufel!" sagt Kattblock unwillig. „Das vertrage wer kann."

„Halt, das müssen wir wissen," rufen die übrigen, „durch die drei Decke sagst Du, das mußt Du uns erzählen."

Nichts ist Schramm lieber, als wieder einmal vom richtigen Curs einige Striche abgieren zu können. „Ich werde es Euch sagen, wie es zuging. Es klingt zwar etwas unwahrscheinlich, aber jedes Wort ist wahr!" betheuert er mit größtem Ernste. „Na, Heinrich war ein dünner schmächtiger Kerl, er sollte eines Tages Stengen schmieren und hatte sich selbst dabei tüchtig eingesalbt. Er war nämlich ein alter Grönlandsfahrer und ein großer Freund von Fett."

„Ja wohl, aber was weiter?" drängen die Zuhörer.

„Na, wie ich Euch sagte, Heinrich stand mit seinem dünnen Körper und scharfen Knochen und so

fettig wie er war, oben auf der Oberbraamraa. Auf einmal macht er einen Fehltritt und herunter kam er mit den Füßen nach unten und den Händen hoch über dem Kopfe."

„War herunter gefallen?" fragt Peter Voß.

„Ja wohl, und er fiel so glatt durch das Deck, wie ein Marlspiker durchs Wasser."

„Durch! sagst Du?" fragt Lebrecht und man sieht an den Mienen der Zuhörer, daß Schramm ihrer Leichtgläubigkeit etwas zu viel zugemuthet hat. Doch dies stört ihn nicht in seinem Vortrage.

„Durch!" fährt er ruhig fort, „zuerst durch das obere und dann durch die beiden anderen, zuletzt fanden sie ihn auf dem Ballast."

„Zu Brei gequetscht natürlich."

„Gott bewahre, so munter wie ein Fisch, er verstauchte sich blos ein bischen die Füße."

Eine allgemeine Mißbilligung der großartigen Kühnheit, mit der Schramm sein Garn spinnt, macht sich in verschiedenen anzüglichen Redensarten laut.

Der endlose Erzähler ignorirt dies jedoch, stärkt sich an einem Trunke und sagt endlich mit großer Ruhe: „Ich hab's Euch ja vorher gesagt, es klingt unwahrscheinlich und doch ist's ganz natürlich. Er fiel durch die drei Decke weil die Luken offen waren

und unten im Raum hatte der Bootsmann die Takler dabei, ein neues Netz für den Klüverbaum zu stricken. Das war über den Ballast ausgespannt und Heinrich fiel hinein — ist's da nun so merkwürdig, daß er glücklich davon kam?"

„Warum hast Du das nicht gleich erzählt?"

„Weil Ihr mich immer unterbrecht und mich nicht aussprechen laßt," erwiderte Schramm unwirsch, „auf diese Weise kann man nie einen geraden Curs steuern."

„Na, sei nur wieder gut, Alter," besänftigt der Bottelier, „wie war's denn weiter mit der Prügelei?"

„Ja so," nimmt Schramm den Faden wieder auf, „das hätte ich beinah vergessen und eigentlich wollte ich Euch ja erzählen, wie ich mit Trine verheirathet wurde. Na, wie gesagt, in Folge des Spectakels kamen die Irländer herunter, ein Wort gab das andere, Ihr wißt wohl, wie es bei solchen Gelegenheiten geht, und in fünf Minuten hatten wir das schönste Gefecht der Welt. Tisch- und Stuhlbeine thaten ihr Bestes und der lange Bootsmann räumte schrecklich auf, aber die verdammten Irländer sind schnell mit dem Messer bei der Hand wie die Spanier, und so floß Blut. Die Sache begann bedenklich zu werden, als der alte Poller auf einen guten Einfall kam und mir einen Wink

gab. Wir liefen hinaus und holten aus seinem Schuppen ein Bootsegel."

„Bootsegel, was Teufel, wozu das?" fragt einer von den als Ehrengäste geladenen Matrosen.

Statt aller Antwort mißt Schramm den Fragenden von oben bis unten mit einem strengen Blicke und fragt ihn seinerseits: „Bist Du schon einmal gekielholt, mein Junge?"

„Nein," antwortet dieser unbefangen, „gehört habe ich jedoch schon davon, sind Sie's schon?"

Ein funkelnder Zornesblick aus Schramms Auge weist die beleidigende Zumuthung zurück, die in des jungen Mannes Frage liegt, doch er überwindet seine Erregung und sagt ruhig: „Nein, aber ich will Dir sagen, was das ist. Siehe, wenn Du in früheren Zeiten einmal vergaßest, daß Du Vorgesetzten Gehorsam schuldig warst oder wenn Du desertirt warst und sie Dich wieder faßten, dann wurdest Du gekielholt. Das will so viel sagen, man ließ Dich eine Reise unter dem Schiff durchmachen, um den Boden nachzusehen. Du konntest dabei längs oder quer gehen; im Falle Du den letzteren Weg als den kürzeren vorzogst, wurde ein Jolltau durch einen Block an der Großraa geschoren, unter dem Kiel durch nach der andern Seite genommen und wieder durch einen Block an der Raa geleitet. Du

wurdest daran fest gemacht und plumps! gingst Du über Bord. Dann hieß es „Steck aus Steuerbord — Hol ein Backbord!" bis Du wieder heraufkamst. Nun, mußt Du aber wissen, verschönt es keineswegs die Haut, wenn Du so ungefähr drei Minuten lang an den Langhalsen geraspelt wirst, die früher unten am Schiffsboden saßen, als die Schiffe noch nicht gekupfert waren. Sie waren so scharf wie schartige Rasirmesser, und die Katze war Gold dagegen. Ich habe einmal einen Kerl kielholen sehen, der war so zerschnitten und zerhackt, daß nicht einmal ein Hai ihn angerührt hätte."

„So, aber was soll alles dies?" fragt der Matrose, der nicht recht begreifen kann, wo Schramm mit seiner Schilderung hinaus will.

„Was das soll?" entgegnet dieser entrüstet, „das soll, daß Du ein ander Mal nicht einen verkehrten Kink in eines andern Mannes Garn drehst und nicht immer fragst, was soll dies? und was ist das? das bringt einen immer aus dem Fahrwasser, man giert hin und her und kommt nie zu Ende."

„Komm Schramm," beruhigen die andern den erzürnten Alten, „sei nicht närrisch. Laß uns wieder nach dem „Schiff" unter Segel gehen; Du warst gerade beim Bootsegel."

„Ach ja," fährt Schramm fort, der nach dieser

Selbstrechtfertigung bald den alten Ton wieder findet. „Na, seht Ihr, da oben in der Zimmerdecke war eine Klappe, so eine Art Kabelgattluke. Da hinauf ging Poller mit dem Segel und langte einigen von uns die Schooten herunter. Wir vertheilten uns zu beiden Seiten und holten die Enden steif. „Klar überall?" rief Poller. — „Alles klar," riefen wir, „laß fallen," und herunter kam das Segel gerade auf die wüthenden Kerle. Wir holten geschwind die Schooten an und hatten die ganze Gesellschaft unter der Leinwand gefangen. Es war zum Todtlachen, wie sie darunter krabbelten und taumelten und man ihre halberstickten Flüche und Verwünschungen hörte. In dem Augenblick wurde uns aber das Spiel verdorben, denn es kam der Profoß vom Schiffe mit den Seesoldaten ins Haus. Ich machte mich eiligst aus dem Staube und nur einmal in meinem Leben, als eine Klappmütze in Grönland mit mir durchging, bin ich schneller vorwärts gekommen."

„Was, bist Du auch in Grönland gewesen?" ruft Lebrecht.

„Ja wohl," sagt Schramm, dem nichts erwünschter ist, als auf diese Weise wieder einen kleinen Seitensprung machen zu können. „Ich machte meine erste Reise mit dem „jungen Conrad" von Glückstadt. Ich war damals ein dicker untersetzter

Bengel, und das war mein Glück, sonst säße ich wahrhaftig hier nicht so trocken unter Euch. Wir hatten uns schon acht Tage zwischen den Eisbergen ohne Fang umhergetrieben, als wir auf einer Scholle ein paar hundert von den größten Seehunden, den Klappmützen, entdeckten, die ihr Mittagsschläfchen hielten. Die Boote wurden fertig gemacht, die Leute bewaffneten sich mit ihren langen Knütteln, mit denen sie die Robben auf die Nase schlagen, und auch ich durfte mitgehen. Zwar war ich noch nicht geschickt genug die Hunde zu schlagen, allein ich mußte sie mit einem Haken, an dem sich eine Schlinge befand, über das Eis nach den Booten schleppen. Ich hatte schon mehrere glücklich an Bord gebracht und meinen Haken eben wieder in eine achtfüßige Klappmütze geschlagen, als der Kerl auf einmal wieder lebendig wird und anfängt auszureißen. Vergebens suchte ich ihn aufzuhalten, die Robbe war stärker als ich und das Eis so glatt, daß ich gar keinen festen Haltpunkt bekommen konnte, noch dazu, da ich meine Eissporen an Bord gelassen hatte.

„Als ich merkte, daß das Thier mein Meister war, wollte ich mich von der über meine Schulter geworfenen Schlinge losmachen, aber es war zu spät. Unwillkührlich setzte ich mich nieder, aber das machte die Sache erst schlimm. Die Klappmütze war jetzt

ganz lebendig und jagte mit mir über das glatte Eis, als hätte sie den Teufel im Leibe. Ich schrie aus Leibeskräften, und meine Kameraden hörten mich auch, sie konnten uns jedoch weder einholen noch abschneiden.

„Die Robbe lief direct auf das Wasser los, und ich würde darin sicherlich nicht so lange wie sie ausgehalten haben, wenn nicht glücklicher Weise eine Eisspalte unsern Weg gekreuzt hätte. Augenblicklich zwängte sich die Klappmütze durch und ich flog mit einer Gewalt dahinter her, daß mir Hören und Sehen verging. Wie gesagt, war ich damals dicker als die Robbe, und während sie durch die enge Spalte in das Wasser schlüpfte, lag ich zwischen dem Eise eingeklemmt und hier fanden mich meine Maaten, aber von dem Augenblicke an gelobte ich mir, nie wieder nach Grönland auf den Robbenfang zu gehen."

„Das ist alles recht hübsch," sagt der Bottelier, „aber Du bist schon wieder nicht auf dem Curs. Eben erzähltest Du von Vlissingen, und nun bist Du auf einmal in Grönland, der Teufel hole ein solches Steuer!"

„Nun wie wurde es mit dem Profoß und den Seesoldaten!" fragt Kattblock.

„Ja das ist wahr," nimmt Schramm seine Er-

zählung wieder auf, „na, wie sollte es damit werden, sie arretirten die ganze Sippschaft und schleppten sie an Bord. Was danach kam, könnt Ihr Euch denken; unter drei Dutzend kam keiner fort. Bei den Holländern gibt's überhaupt reichlich von der Sorte und ich habe mich manchmal gewundert, was Menschen aushalten können. Freilich sie waren auch danach und zum zweiten Male bin ich auf kein holländisches Kriegsschiff gegangen. Ich erinnere mich einst, als wir mit dem „Hai" in Curaçao lagen ...."

„Acht Glas, Steuerbordwache an Deck, Leesegel ein!" hallt es jetzt durch die Luken herunter, der entstehende Lärm unterbricht Schramm in seiner neuen Erzählung und der Sonntagnachmittagsclub ist für diesmal aufgehoben.

„Na wahrhaftig," brummt Kattblock, während die Gesellschaft sich fertig macht, um die Wache an Deck anzutreten, „ist das ein Hin- und Herkreuzen durch alle 32 Compaßstriche und keinen Augenblick liegt es ruhig an. Die Landratten sagen so schon immer, daß kein vernünftiger Mensch unsere Erzählungen versteht, aber diesmal ist's wahr; da kann sich ja unsereiner kaum durchfinden. Will der uns von seiner Heirath erzählen und kommt da mit Kielholen und Klappmützen und Gott weiß was."

„Nun wie lange dauert das heute? Steuerbordwache an Deck, habt Ihr nicht gehört?“ ruft der Stabswachtmeister.

Die unfreundliche Mahnung treibt die Nachzügler an Deck, und in der Kammer des Bottelier, der die leeren Flaschen und Gläser vom Tische räumt und seinen Salon fertig zur Inspection bei der Ronde macht, ist es einsam und still geworden. Möglicherweise kommt aber Schramm dazu, am nächsten Clubtage zu erzählen, wie er mit seiner Trine verheirathet wurde.

Unter dem Aequator.

„Haben Sie schon einen Sturm erlebt?“ und „Haben Sie schon einmal den Aequator passirt?“ — diese beiden Fragen hat der Seemann täglich sehr oft zu beantworten, wenn das Schicksal ihn einmal in das Innere von Deutschland verschlägt.

Die erstere wird vorzugsweise und am häufigsten von jüngeren Damen gestellt, und aus eigener Erfahrung rathe ich den Kameraden, sie möglichst eingehend zu beantworten, selbst auf die Gefahr hin, ein klein wenig combiniren zu müssen. Es ist dies ein höchst dankbares Thema, und wenn der Erzähler nur einigermaßen das Talent besitzt, auf die Nerven der Zuhörerinnen einzuwirken, so bietet sich ihm eine herrliche Gelegenheit, sich interessant zu machen.

Bei der zweiten Frage möchte ich Damen gegenüber jedoch mehr Vorsicht empfehlen.

Aequator — Linie — Gleicher — diese mysteriösen Begriffe werden wohl in der ersten Classe der höheren Töchterschulen pflichtschuldigst erklärt, indessen, da sie nicht im Stande sind, Phantasie und Gefühl dauernd zu fesseln, und ihre genaue Kenntniß auch keineswegs einen nothwendigen Bestandtheil weiblicher Liebenswürdigkeit bildet, so schwimmen sie bald nach der Einsegnung im Strome der Vergessenheit.

Nur dann und wann, wenn in beängstigenden Träumen die Schuljahre mit ihren Consequenzen vor der Seele vorüberziehen, erscheinen sie noch als wesenlose und durcheinander wogende Nebelbilder, denen die strenge Classenlehrerin vergebens eine feste Gestaltung zu geben sucht.

Es gilt deshalb, geschickt zwischen diesen Klippen durchzusteuern und nicht zu sehr in geographisch-astronomische Details einzugehen, wenngleich ich zugebe, daß für junge Seeleute der Versuch dazu nahe liegt, namentlich nach eben absolvirtem Navigationsexamen.

Jedenfalls haben meine geneigten Leserinnen nichts dergleichen von mir zu fürchten, wenn ich sie heute unter den Aequator führe, ich bin aber trotzdem besorgt, daß das, was ich zu erzählen habe, sie nicht befriedigen wird. Es ist eine traurige

Gegend dort herum, und der Seemann ist froh, wenn er sie im Rücken hat. Nicht etwa wegen der unerträglichen Hitze — damit ist es nicht so schlimm, wie man vielfach annimmt; es schmelzen weder die Anker vom Bug, noch schwimmen die Fische gekocht im Wasser, aber dafür gibt es desto mehr Regen, so viel, daß selbst das beste Guttapercha sich ohnmächtig dagegen erweist.

Der nördliche und südliche Passat stoßen hier auf einander und lagern alle die wässrigen Dünste ab, die sie auf ihrer langen Tour über den Ocean aufgesogen. Da sie außerdem mit gleicher Kraft gegen einander wehen, so entsteht hier auch ein Stillgürtel von 30—40 Meilen Breite, der je nach dem jeweiligen Stande der Sonne nord- oder südwärts schwankt. Für Dampfschiffe bildet derselbe zwar kein wesentliches Hinderniß; sie durchkreuzen ihn in 24 Stunden, aber den armen Segelschiffen bereitet er gewöhnlich einige höchst unangenehme Wochen. Bald springt hier, bald dort ein schwacher Hauch auf, und da jede „Katzenpfote" benutzt werden muß, um weiter zu kommen, so sind die Raaen in beständiger Bewegung und die geplagte Mannschaft hat fast ununterbrochen an den Brassen zu reißen, während ihr der Regen in den Nacken strömt.

Auf dem „Seestern" geht es nicht besser, und

nach mehrwöchentlichem Götterleben im Paradiese des Nordostpassates wird die Besatzung einmal wieder gründlich an das irdische Jammerthal erinnert. Sonst gab es doch wöchentlich nur einen „Sonnabend" an Bord, wo alles schwamm, aber hier ist er für permanent erklärt, der Himmel sorgt dafür. Damit die Luft im Schiffe nicht zu schlecht wird, müssen die Luken offen bleiben, und der Regen findet deshalb ungehindert seinen Weg in die Batterie. Wo hier nur irgend ein Stückchen Pech aus den Decksnäthen gesprungen, zwängt er sich gewiß durch die Oeffnung und tröpfelt emsig den Schläfern im Zwischendeck auf die Nase. Das ist dann gerade keine beneidenswerthe Situation. Zuerst hegt man noch schwache Hoffnung, daß es wieder aufhört, dreht sich um und macht den Versuch von neuem einzuschlafen, aber jetzt fallen die Tropfen eben so emsig und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks in den Nacken. In gelinder Raserei springt man aus der Koje, von den feuchtgewordenen Streichhölzern gibt das fünfzigste endlich Licht, und man findet die leckende Naht. Das ist nun eine Art von Beruhigung, aber siehe da! tripp, tripp — am Fußende des Bettes tröpfelt es auch, und die wollene Decke ist dort bereits wie ein Schwamm vollgesogen. Das gehoffte Umbetten ist dadurch vereitelt, in der

Kammer selbst weiter kein Platz zum Schlafen, que faire? Halt! das geht, der Regenschirm muß helfen uud er wird nach vielen vergeblichen Versuchen so arrangirt, daß er wenigstens den Kopf schützt. Für das übrige muß der Regenrock sorgen, und es wird eine neue Schlafprobe angestellt. Bereits beginnen die Gedanken sich zu verwirren, da wird an die Thür geklopft. Der Cadett der Ronde hat das aus Versehen brennen gebliebene Licht entdeckt und macht höflich darauf aufmerksam, daß Licht in so später Nachtstunde nicht gestattet sei. Fahre wohl, du schöner Schlaf! das ewige tripp, tripp auf Schirm und Regenrock macht vollständig nervös — und die Uhr ist erst halb zwei!

Man kann sich wohl denken, daß dergleichen keine behagliche Stimmung gibt. Unter dem Aequator ärgert sich überhaupt alles an Bord, der Capitän, weil das Schiff nicht vorwärts kommt und der erste Officier, weil es wie ein Schmutzkasten aussieht. Der Bootsmann ärgert sich aus Pflichtgefühl gegen seinen Vorgesetzten, und die Cadetten, weil sie auf der Nachtwache keine einzige trockene Ecke zum Schlummer finden. Der Unterofficier Schramm ist erbost, daß die Haifischflosse auf dem Klüverbaum ihre Schuldigkeit nicht thut und weder Pfeifen noch Kratzen an den Masten den ersehnten

Wind bringen will, und die Mannschaft flucht innerlich, weil sie in dem Regen beständig brassen muß.

Doch „ewig kann es ja nicht so bleiben", lautet der philosophische Trost der Seeleute in unangenehmer Zeit, und auch die gegenwärtige nimmt ein Ende. Die Linie ist erreicht; verschiedenen Seesoldaten wird sie von den Matrosen auch durch ein Fernrohr gezeigt, vor dessen Objectivglas sie ein Haar gespannt haben, aber sonst geht der Uebergang in die südliche Hemisphäre ohne Geräusch von statten. Der Taufe entgehen die Neulinge zu ihrer großen Beruhigung. Der Capitän hat gegen die Erscheinung Neptuns ein Veto eingelegt. Sie ist ein Ueberbleibsel mittelalterlicher Roheit, lockert die Disciplin und führt leicht zu Excessen. Trotzdem fallen jedoch einige Seesoldaten unversehens in Deckwaschbaljen, die heute merkwürdiger Weise an verschiedenen dunkeln Orten des Zwischendecks stehen, und in denen sie von unsichtbaren Kräften mit Blitzesschnelle untergetaucht werden.

Mit dem Aequator ist das Schlimmste überwunden. Der Südostpassat steht im Sommer ziemlich nördlich und wird bald erreicht. Der Regen läßt nach, die Wolken theilen sich, und hier und dort lugt freundlich ein Stückchen Blau vom Himmel

hernieder, das den Mißmuth von den Gesichtern scheucht und die Herzen wieder weit macht. Alles strömt nach oben, um den langentbehrten Anblick zu genießen und nach vierzehntägigem Gefängnißleben in der dumpfen Messe sich an der schönen reinen Luft zu erlaben. Das Fleckchen Blau vergrößert sich schnell, die grauen Regenwolken schieben sich am nördlichen Horizont hinunter, und bald strahlt das Firmament im kostbarsten Azur.

Noch liegt die Meeresfläche wie ein Spiegel von keinem Hauche getrübt. Die Fregatte schwankt langsam hin und her, und die nassen Segel schlagen schwerfällig gegen Masten und Stengen; doch im Süden zeigt sich auf dem Wasser ein breiter dunkler Streifen, das ist der Passat, der sehnlichst erwartete. Wenn er auch die ihm von der Natur angewiesenen Grenzen nicht überschreiten und dem Schiffe sich nicht nähern kann, so sendet er doch dann und wann einen schwachen Hauch zu ihm hinüber, der leicht das Wasser kräuselt. Der genäßte Finger verräth kaum die Richtung, aus der er kommt, doch die Segel fangen ihn auf und übertragen seine Wirkung auf das Schiff; es beginnt dem Ruder zu gehorchen und vorwärts zu gehen. Schritt für Schritt nähert es sich dem Windstreifen, hinter dem man die kleinen Wellen schon schäumend überköpfen sieht.

Jetzt ist er endlich erreicht, die frische Briese fällt in die Segel, das Schiff neigt sich unter ihrem Druck auf die Seite und fliegt dann leicht wie ein Vogel durch die blauen Fluten.

Alles an Bord blickt heiter und vergnügt; die Aussicht auf drei Wochen Passats verwischt die Erinnerung an die Vergangenheit und malt die nächste Zukunft wieder mit rosigen Farben.

In Kurzspleiß Kopfe überstürzen sich Pläne von Scheuern, Putzen und Poliren — das Schiff sieht aber auch wirklich zu traurig aus — der Bootsmann schwimmt in Entzücken; er hat eine neue Mischung zum Labsalben erfunden und die Aussicht, das vom Regen weiß gewaschene Tauwerk glänzend schwarz machen zu können. Den Cadetten winken trockene Nachtwachen, die Officiere freuen sich, daß sie nicht mehr ihre Nächte unter Regenschirmen zubringen müssen.

Nur das Gesicht des alten Schramm stimmt nicht zu den übrigen. In vergangener Nacht, als das Schiff durchdrehte, hat der Klüver die Haifischflosse vom Baum geschlagen, das bedeutet Schlimmes. Und weshalb mußte der Passat gerade heute einsetzen? Aus einem Freitagswinde kann doch nie etwas Gutes erwachsen!

„Windsäcke auf! Kleiderlüften!" ertönt das Com-

mando des wachhabenden Officiers, und in wenigen Minuten ist das ganze Schiff von oben bis unten in einen Trockenplatz verwandelt. Alle möglichen Kleidungsstücke, Hängematten und Decken flattern im bunten Durcheinander lustig im Winde, Batteriepforten und Zwischendeckfenster werden geöffnet, die frische Briese bläht die bauchigen Windsäcke und strömt durch sie in die untern Räume, um die feuchte und schlechte Luft zu verjagen.

Nach wenigen Stunden sind die letzten Spuren des Aequators ver- und aufgewischt; der Passat hat tüchtig mitgeholfen, Kleider und Decken sind trocken und der „Seestern" hat einigermaßen sein früheres gutes Aussehen wieder erhalten. Stolz und schlank gleitet er durch die Wogen, er ist darin wieder ganz der alte — aber Kurzspleiß geht im schnellen Schritt auf dem Hinterdeck auf und ab, da ist irgend etwas verkehrt. Auf des Bootsmanns Stirn zeigen sich die drei Reffe, die den Schiffsjungen schlecht Wetter anzeigen, und diese halten sich deshalb möglichst außer Sicht.

„Bootsmann!" ruft der erste Officier.

„Herr Capitänlieutenant!" erwidert dieser, und die drei Falten furchen sich noch tiefer.

„Wie steht es mit dem Labsalben?"

„Alles klar, Herr Capitänlieutenant, mein neues Recepft ist porbat. Soll ich anfangen heute?"

„Nein, wir wollen es bis Montag aussetzen, wir werden heute nicht fertig, und morgen ist Scheuertag. Es ist Zeit, daß wir einmal wieder ordentlich rein machen.“

Des Bootsmanns Stirn ist ganz glatt geworden; morgen scheuern, am Montag labsalben — mehr kann man ja nicht verlangen. Kurzspleiß hat jedoch noch etwas auf dem Herzen.

„Bootsmann!“

„Herr Capitänlieutenant!“ und die Neffe werden schnell wieder eingesteckt.

„Die Leute gefallen mir nicht, das vierzehntägige Regenwetter hat sie verdorben, es sitzt kein „Zug“ mehr darin.“

„Nein, Herr Capitänlieutenant, der Zug ist zumtal heraus. Es fehlt die Munition, Marsraaen wechseln würde sie gewiß etwas auf den Trab bringen.“

Kurzspleiß nickt lächelnd. Er hat auch schon daran gedacht, der Besatzung etwas Motion zu machen, und das heutige prachtvolle Wetter ist gerade dazu angethan. Der Wink des Bootsmanns kommt ihm daher gelegen, und er beschließt ihn zu benutzen.

Es gibt wohl kein Manöver an Bord, bei dem die Gewandtheit und fachliche Leistungsfähigkeit der

Seeleute in helleres Licht tritt, als beim Segel-exercitium. Das „Alle Mann klar zum Manöver" bannt mit einem Male alle Schlaffheit, und in den Gesichtern spiegelt sich die Ungeduld, mit der das Ausführungscommando erwartet wird. Jeder drängt sich an die Wanten, um der erste zu sein, und es ist, als ob der Matrose erst dort oben in der Takelung und auf den Raaen sich in seinem wahren Elemente fühlte, weil er dort die beste Gelegenheit findet, seine Individualität zur Geltung zu bringen, seine Kraft, Gewandtheit und Kühnheit zu zeigen. Dabei kommt dann noch der Wetteifer zwischen den Mannschaften der einzelnen Masten in das Spiel, und das Resultat dieser Rivalität ist eine Schnelligkeit und Eleganz der Manöver, die den Laien mit bewunderndem Staunen erfüllen muß und ihm um so unbegreiflicher erscheint, wenn er sieht, wie ein dünnes Tau unter den Füßen der einzige Halt der in schwindelnder Höhe arbeitenden Leute ist.

Der Glanzpunkt dieser Manöver und das beste Kriterium für die seemännische Tüchtigkeit ist das Wechseln der Marsraaen. Es ist dies der Parade-marsch der Matrosen und zugleich das schwierigste Exercitium. Drei schwere Raaen von 50—70 Fuß Länge aus eben solcher Höhe herunterzunehmen,

andere wieder hinaufzubringen, die Segel ab- und anzuschlagen, das Lösen und Befestigen der zahllosen Taue und das alles auf so beschränktem Raume und in einer Zeitdauer von fünfzehn Minuten auszuführen, ist gewiß keine Kleinigkeit, und man muß es gesehen haben, um daran zu glauben.

Das Commando: „Entert auf!" löst endlich die Fesseln der ungeduldigen Mannschaft. Hui! wie das hinaufstürmt und wimmelt in den Wanten und wie die Toppen und Raaen sich mit den kühnen Wagehälsen füllen.

Da ist kein weiterer Befehl als: „Marsraaen wechseln" nöthig, jeder weiß, was er zu thun hat, und thut es auf das schnellste, um noch den Kameraden zu helfen, wo es erforderlich ist. In wenigen Minuten sind die Segel abgeschlagen und die Raaen zum Herunternehmen fertig gemacht.

„Klar Kreuztop!" „Klar Vortop!" „Klar Großtop!" melden nach einander die Top-Cadetten von oben.

Die Raaen werden heruntergelassen, und die neuen zum Aufbringen vorbereitet.

„Hurrah Vortop, wir sind die ersten!" schallt der ermunternde Ruf des Officiers vom Fockmast. Die Mannschaften stürmen mit dem Flaschenzuge

längs Deck, und die Raa fliegt wie durch Zauber nach oben.

Und wirklich; der Vortop scheint Sieger sein zu wollen. Mit verzweifelnder Hast arbeitet der Großtop, um ihn einzuholen, doch vergebens. Das Vormarssegel ist angeschlagen und geht bereits wieder in die Höhe, obwohl erst $13^1/_2$ Minuten verflossen sind. Der Officier vom Großtop wirft einen neidischen Blick auf seinen Rival, doch plötzlich spiegelt sich Schadenfreude auf seinem Gesicht.

„Ihr Steuerbord-Marsschoot ist unklar," ruft er triumphirend dem Vortop-Officier zu und bringt diesen dadurch zur Verzweiflung. Aber was hilft es, das Marssegel muß wieder herunter. Das geht zwar wie ein Blitz, jedoch der Großtop hat zu viel gewonnen, und er ist nun Sieger. „Klar Großtop $14^1/_2$ Minuten," meldet der Officier dem ersten Lieutenant, während seine Mannschaft mit schweißtriefenden erregten Gesichtern, aber stolz und selbstgefällig auf die Kameraden vom Vortop herabblickt.

Kurzspleiß schmunzelt, und der Bootsmann hat die drei Reffe ausgesteckt. Die „Munition" hat angeschlagen, und der alte „Zug" sitzt wieder vollständig in der Besatzung.

Das Commando: „Klar Deck" zeigt das Ende der Uebung an und ist der Lohn für die gute Aus-

führung des Manövers. Die Marsen leeren sich und die Mannschaften entern nieder.

Da ertönt plötzlich ein gellender Schrei. Ein dunkler Schatten fährt durch die Luft hernieder, ein schwerer Fall auf das Deck wird gehört. Großer Gott, es ist ein Mann von oben gestürzt.

Jäher Schreck bannt einen Augenblick die Mannschaft lautlos an Ort und Stelle; dann drängt sich alles um den Unglücklichen, um zu helfen. Es ist zu spät! Mit einem letzten convulsivischen Zucken flieht das Leben für immer, und man trägt eine Leiche fort. Es ist der Cadett des Großtops, ein loses Tau, an dem er sich unvorsichtiger Weise hielt, hat nachgegeben und den Sturz verursacht.

Armes junges Blut! Wie strahlten noch vor wenigen Minuten die Augen in frischem kecken Jugendmuthe, wie blühten auf den Wangen die Rosen der Gesundheit, und jetzt das Auge schon gebrochen und der Todtenschleier über das Gesicht gebreitet!

Mitten in die heitere, fröhliche Stimmung ist wieder einmal ein Blitz geschlagen, wie so oft im Leben des Seemanns. Er hat die Gemüther tief erschüttert und sie an die Vergänglichkeit des Irdischen gemahnt. Die Leiche wird in die Batterie gebracht, und die Flagge ist ihr Leichentuch. Die

Zimmerleute fertigen den Sarg; am andern Morgen soll das Begräbniß sein.

Arme Mutter, Du weißt es nicht, daß so bald alle Deine Hoffnungen zu Grabe getragen werden sollen. Du ahnst es noch nicht, daß Dein einziges Kind, Dein Glück und Dein Stolz von Dir gerissen ist. Wohl wird heute, wie alle Abende, Dein Auge hinauf zum Sternenheer blicken, weil Du glaubst, daß es auch über seinem Haupte leuchte; wohl wirst Du den eilenden Wolken heiße Grüße für das geliebte Kind mitgeben und in Deinem Gebete den Segen des Höchsten auf ihn herabflehen. Arme Mutter! Gott hat es anders bestimmt, aber er, der ihn zu sich gerufen, er wird Dir auch Trost senden für Dein Herz, wenn die Trauerkunde es zu brechen droht. Bleich und blutig liegt Dein Kind da. Du hast nicht sein brechendes Auge schließen, nicht den letzten Hauch von seinen Lippen küssen können, aber der Segen der Mutter hat dennoch bis zum Tode auf ihm geruht. Und auch an Liebe hat es ihm nicht gefehlt. Sieh, einer nach dem andern schleicht sich zu seiner Bahre, um leise die Flagge zu heben und einen letzten Blick auf das bleiche Antlitz zu werfen, das allen an Bord so lieb und werth war.

Vogel hat sich die Todtenwache ausgebeten; er

will es sich nicht nehmen lassen, dem Kameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Die Nacht breitet ihren Schleier über das Meer, und tiefe Ruhe herrscht im Schiff. Ohne Schwanken, fast gespenstig zieht es seine Bahn durch die Wellen, die nur leise rauschen als fürchteten sie die Ruhe des Todten zu stören. Der Mond glänzt am wolkenlosen Himmel und sendet seine milden Strahlen durch die Batteriepforten. Vogel sitzt einsam am Lager des todten Freundes; wenn er es auch nur selten merken ließ, er liebte den Verstorbenen wie einen Bruder. Hier wo niemand ihn sieht, gibt er den Gefühlen nach, die sein Herz erfüllen und wehrt nicht den Thränen, die über seine Wangen perlen.

Die Zeit verrinnt, der Mond hat seinen Kreislauf bald vollendet; er steigt zum Horizonte und zeichnet einen goldenen Weg auf das Wasser. Gedankenvoll ruht Vogels Auge auf ihm und folgt dem Zickzack seiner Ränder, die mit den schaumbekränzten Wellen Haschen spielen. Sein Kopf sinkt tiefer auf das Leichentuch hinab, der Gott des Traumes berührt ihn leise mit seinem Zauberstab. Verworrene Bilder ziehen vor ihm vorüber — da trägt der laue Wind auf einmal wunderbare Töne an sein Ohr. Ganz leise erklingen ihre Harmonien

wie aus weiter Ferne; er hat nie Aehnliches gehört, aber sie ergreifen ihn mächtig. Er lauscht mit ganzer Seele, er unterscheidet deutlich jetzt Gesang, aber eine Menschenbrust hat solche Töne nie geboren. Es ist Sphärenmusik, die alles irdische Weh aus dem Herzen bannt und es mit seliger Freude erfüllt.

Ein eigenthümlicher Schimmer färbt jetzt die dunklen Wellen, lichter und lichter strahlt ein heller Schein aus der Tiefe und steigt zur Oberfläche. Welcher Zauber umfängt die Sinne des Cadetten? Siehe da! Eine Schar lieblicher Mädchen taucht plötzlich aus den Wellen, und aus ihrem Munde ertönen jene wunderbaren Klänge. Ist es Täuschung, ist es Traum? O nein, es sind die Nixen, die den Todten holen und ihn auf tiefen Meeresgrund betten wollen. Dort unten ist's gar schön, da ruht es sich so sanft auf weichem, weißen Sande. Dort stört nicht Sturm und Meereswellen; die Nixen schmücken das Grab mit Schilf und Wasserlilien und pflanzen einen Korallenzweig darauf. Der wächst dann empor zu einem mächtigen Baume, dessen Krone sich über der Stätte wölbt und sie jedem ungeweihten Auge verbirgt.

Wie schön und lieblich sind sie, die Jungfrauen! Ein Mantel aus dem Perlenschaum der Wellen umhüllt die zarten Glieder, und in das dunkel wal-

lende Haar haben sie die Bilder der Sterne geflochten, die sich in den Wogen widerspiegeln.

„Wir wollen Deinen Freund begraben," flüstern sie Vogel zu und schweben durch die Pforte herein an das Lager des bleichen Jünglings. Sie streichen ihm die blonden Locken von der Stirn und hauchen einen Kuß darauf. Dann nehmen sie ihn sanft in die Arme und tragen ihn hinunter auf den großen Kirchhof in der stillen Tiefe, wo schon so viele, viele ruhen.

Tiefer und tiefer sinken sie mit ihrer Last, leiser und leiser ertönt der zauberische Gesang und erstirbt mit einem wehmüthigen Accorde in dem Rauschen der Wellen. Und als der letzte Hauch der wunderbaren Melodie verklingt, da schlägt es Mitternacht. Die goldene Scheibe des Mondes taucht in das Meer; tiefes Dunkel herrscht umher, aber die Sterne blitzen freundlich vom Himmel hernieder, und in Vogels Herzen leuchtet noch immer ein heller Schein, der die Bitterkeit der Trauer von ihm genommen hat.

Am andern Nachmittage wird der Cadett seinem Wellengrabe übergeben. Der schmucklose und mit Kanonenkugeln beschwerte Sarg steht auf dem Deck nahe dem Fallreep und die gesammte Besatzung ist um ihn versammelt. Die Hintersegel sind back gelegt, um das Schiff zum Stillstande zu bringen,

und die Flagge weht halbstocks. Mit dem schönen Choral: „Jesus meine Zuversicht“ beginnt der Trauergottesdienst, und als der Prediger die Leiche eingesegnet, da wird der Sarg hinabgelassen in das Meer. Langsam sinkt er hinab; ein letzter weißlicher Schimmer, einige Luftblasen, — und er ist für immer verschwunden.

Keine Blume schmückt die Stelle
Und kein Hügel zeigt den Ort,
Nur des Meeres flücht'ge Welle
Und der Wind rauscht drüber fort.

„Brasst voll!“ tönt das Commando vom Hinterdeck. Die Raaen fliegen herum, der frische Passat füllt die Segel, die Fregatte gleitet behend durch die schäumenden Wellen, und bald liegt eine weite Strecke zwischen ihr und dem Grabe.

Der Dienst des Todten ist beendet, das Leben macht neue Ansprüche an die Zurückbleibenden, und die Mannschaft geht ihren Geschäften nach.

Nur zwei Personen, Schramm und Vogel, sind noch in dem Fallreep stehen geblieben, und ihr Blick schweift in die Ferne dorthin, wo sie ihn begraben haben. Ueber die Wettergefurchte Wange des alten Unterofficiers rinnt eine Thräne, und er murmelt: „Armer Junge, leb wohl! Ach, ich wußt' es wohl, ein Freitagswind bringt nimmer etwas Gutes.“

Auch Vogel ruft dem Freunde ein letztes Lebewohl nach, aber in seinem Herzen erklingen die Zaubertöne des Nixengesanges wider und lindern tröstend seine Trauer.

Schlummre sanft auf kühlem Grunde,
Von den Fluten eingewiegt.
Deiner Mutter bring ich Kunde,
Wo ihr Kind begraben liegt.

Am Cap der guten Hoffnung.

„Nun wird uns natürlich wieder ein Sturm aufgetischt!" denkt bei der Ueberschrift die Mehrzahl der Leser, „das Schiff hat den Passat hinter sich, geht um das Cap, wo es bekanntlich 366 Mal im Jahre stürmt — was kann da wohl anders kommen?"

Fehlgeschossen, geehrter Leser! Ich habe zwar noch einen ganz haarsträubenden Sturm in petto, bei dem die Masten und Kanonen wie Spreu in der Luft umherfliegen und schließlich das ganze Schiff über Bord geht, diesen spare ich mir aber wohlweislich für später auf, um, dem Geiste der Zeit Rechnung tragend, das Drama mit dem obligaten Knalleffect bei bengalischer Beleuchtung zu beenden.

Ich gedenke ein friedlicheres Bild zu zeichnen, bei dem es nur ein klein wenig Gänsehaut gibt und schwache Nerven nicht über Gebühr angegriffen werden.

Der „Seestern" hat der Capstadt einen 14tägigen Besuch abgestattet, schwimmt aber inzwischen schon wieder auf der blauen Tiefe und hat seinen Curs nach Osten zu den Kindern der Sonne im bezopften China gerichtet.

In der Capstadt war es sehr hübsch, die Zeit im Hafen natürlich aber für alle wieder viel zu kurz, mit Ausnahme des ersten Officiers und des Herrn Oberbootsmannes. Nur darin stimmen auch sie den übrigen zu, in Teneriffa war es doch schöner.

Weder die ätherischen Miss Brown und Smith mit den sanft gerötheten Nasenspitzen, den semmelblonden Schmachtlocken und den Augen von der Farbe wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht, noch Juffru van den Pott und Hendrika van Pipendeckel mit den Gesundheit strotzenden und aufgesprungenen Backen haben es vermocht, den von ihnen gehofften Eindruck zu machen und die durch die Dolores, Juanita und Genossinnen halb oder dreiviertel gebrochenen Herzen zu heilen. Ach! die schwarzen Augen haben auch gar zu tief verwundet. Indessen gibt es nach Dr. Luthers Ausspruch ja drei Dinge in der Welt, die ein jeder rechtschaffene Mann hochhalten soll, und wenn Teneriffa die Liebe bot, sorgte die Capstadt für den Wein. Officiere wie Cadetten machten sehr bald die Entdeckung, daß eine Flasche

Constantia von der richtigen Sorte und in den Zweigen des bekannten Salonbaumes servirt, den Menschen in eine sehr frohe Stimmung versetzen und ihm selbst über Liebeskummer forthelfen kann.

Selbstverständlich hat es sich der ganze Stab des „Seestern" auch nicht nehmen lassen, das milde Feuer des am Tafelbergfuße gezeitigten Rebensaftes bis zum „auf die Bäume klettern" zu erproben, und es hat je nach der Individualität des „Probirenden" verschiedenartig gewirkt. Den ernsten Capitän hat es so heiter gestimmt, daß der Gigsteurer Kattblock im Sonntagnachmittagsclub darüber den Kameraden ein langes Garn gesponnen, Kurzspleiß dagegen soll ganz melancholisch geworden sein und nach dem vierten Glase den nach Norden ziehenden Wolken Kußfinger zugeworfen haben.

Die Officiere haben als gute Deutsche natürlich ein Lied angestimmt, und die Cadetten — nun ich will nichts darüber sagen, um ihnen nicht etwa noch nachträglich Arrest zu verschaffen, aber selbst der alte Tafelberg soll sein graues Haupt geschüttelt und gemurmelt haben: „Eine so lustige Gesellschaft ist mir lange nicht vorgekommen." Jedenfalls haben alle ohne Unterschied dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß Constantia am Cap und Constantia

im Capkeller zu Berlin zwei grundverschiedene Dinge sind.

Nun liegt die Capstadt dem „Seestern" schon über acht Tage wieder im Rücken. Der Abschied ist nicht so schwer geworden, wie in Teneriffa. Miss Smith und Miss Brown haben am Strande weder die weißen Tücher wehen, noch die gelben Locken schütteln lassen, Juffru van den Potts und Hendrika van Pipendeckels Wangen sind weder eingefallen noch blaß geworden, denn in vierzehn Tagen ist es allen Capdamen vollständig klar geworden, daß deutsche Seeofficiere fischblütige Naturen und keiner zarten Empfindungen fähig sind.

Als der Tafelberg von den nordischen Gästen Abschied nahm und sich unter den Horizont senkte, grenzte sich seine flache Kuppe scharf gegen letzteren ab. Aeolus hatte sich nicht bei ihm zu Gaste gebeten und das weiße Tischtuch war nicht aufgedeckt*). Es ist Ausgang December d. h. Hochsommer, und dann lacht über jenen berüchtigten Gegenden ein ebenso lieblicher, blauer Himmel, wie über uns im Juli und August.

---

*) Bei herannahenden Stürmen ruht eine flache Nebelwolke auf dem Tafelberge, welche man in der Capstadt das „Tischtuch" nennt.

An Bord des Schiffes ist scheinbar alles in den gewohnten Gang gekommen, in Wirklichkeit herrscht jedoch in den letzten Tagen eine merkwürdige Unruhe in der ganzen Besatzung. Da ist ein Heimlichthun, ein Huschen und Flüstern, als ob irgend etwas Großes im Werke wäre. Die Zimmerleute und deren Handwerkzeug sind sehr begehrt; in den Kammern der Deckofficiere, in der Wasserlast und den Vorrathsräumen, überall hört man klopfen und hämmern; aber zu sehen ist nichts, denn die Localitäten werden streng geschlossen gehalten und selbst bei der Musterung von Kurzspleiß respectirt. Auffallend dabei ist die große Nachfrage nach gebrauchten Stearinlichtern. Officierburschen, Unterofficiere, Matrosen, alles schleppt sich mit Lichtstumpfen, die aus den verschiedensten Ecken und Winkeln hervorgeholt und mit geheimnißvoller Miene in die verschlossenen Kammern gebracht werden. Wo sie alle auf einmal herkommen, wer kann's wissen? Offenbar sind sie aber seit langer Zeit zu einem bestimmten Zwecke aufgespart, und ein wenig liegt auch Verdacht vor, daß Fiskus dazu beitragen muß. Ja, dieser Verdacht wird sogar zur Gewißheit, als der Bootsmann in der Bottelierskammer verschwindet und nach einiger Zeit leise in seine Kammer schlüpft, wobei aber die Köpfe von verschiedenen

ganzen Lichtern verrätherisch aus den Jackentaschen hervorblicken.

Oberbootsmann Sr. Majestät Fregatte „Seestern,“ fleischgewordene Pflichttreue, auch du auf verbotenen Wegen? Was für ein mächtiger Hebel muß wirken, um auch dich dazu zu bewegen, Fiskus um Stearinlichter zu schädigen! Sie sind freilich erbärmlich schlecht, ein Pfund davon wiegt nur 22 Loth, bei vielen hat der Fabrikant den Docht vergessen und deshalb ist Fiskus, diesem ungreifbaren, räthselhaften, aber desto mehr gefürchteten und in Geldsachen wahrhaft unbarmherzigen Wesen, schon eine kleine Schädigung zu gönnen — aber von dir, Oberbootsmann, bleibt es immer unrecht, denn wirst du dabei gesehen, so fällt „das ganze odeur auf deiner Reputation,“ wie du zu sagen pflegst, wenn du odium ins Hochdeutsche übersetzest. Und doch ist es kein odium, nein, eine Ehre für dein Herz und dein Gemüth ist es, du gute, brave Seele, was du mit den Lichtern heimlich in deiner Kammer beginnst. Es ist nicht viel Platz darin in der kleinen Kammer und seit dem Verlassen der Capstadt hast du noch freiwillig die Hälfte davon geopfert, aber ich schlüpfe dennoch mit hinein und belausche dich in deinem Thun, um meine Seele daran zu erfreuen. Und auch ihr, Mütter der Schiffsjungen,

kommt mit mir und seht, was in dem engen Raume geschieht; aber huscht leise hinein und stört ihn nicht, den alten Mann, unter dessen schroffem Aeußeren ein so warmes Herz für eure Kinder schlägt.

Seht dort, wie er emsig beschäftigt ist, die Lichter in den Zweigen eines prachtvollen Tannenbaumes zu befestigen. Mit vieler Mühe hat er ihn sich in dem fernen südlichen Lande verschafft, ihn in der Dunkelheit an Bord gebracht und bis zum heutigen Tage in seiner Kammer verborgen gehalten. In den karg zugemessenen Mußestunden hat er selbst das Tischchen dazu gefertigt und mit Moos belegt, aus buntem Papier Netze und Kronen geschnitten. Eine Flagge von Knittergold ziert die schlanke Spitze, und goldige Apfelsinen schmücken mit andern Früchten und Confect in reichem Behange die grünen Zweige.

Weshalb zittern ihm jetzt die Hände und werden die Augen ihm feucht, als er die Lichter befestigt? Seine Gedanken schweifen weit, weit in die Vergangenheit. Gerade so hatte einst die Mutter auch für ihn den Weihnachtsbaum geschmückt, als er noch als Knabe in der liebtrauten Heimath weilte. Es ist viele Jahre her, die Mutter ward längst zur Ruhe gebettet und seitdem hat für ihn kein Christbaum mehr gebrannt. Aber er hat nicht ver-

gessen, wie selig es ihn einst machte, und wie schmerzvoll sein junges Herz es empfand, wenn er am heiligen Abend einsam auf den dunkeln, öden Wellen schwamm und kein freundliches Wort an sein Ohr schlug, kein liebevoller Blick auf ihm ruhte.

Er hat nicht den Baum für sich geschmückt, sondern für seine Seekinder, für die Schiffsjungen. Wenn er ihnen auch nicht die Heimath ersetzen und ihnen nicht wehren kann, daß das Auge thränenvoll sich nach ihr richtet, will er ihnen doch den herben Schmerz ersparen, den er einst selbst empfand. Der brennende Christbaum soll ihnen wenigstens ein Stück der fernen Heimat zurückgeben und ihnen zeigen, daß sie auf dem weiten Ocean nicht gänzlich einsam sind.

Und nicht der Baum ist es allein. Seht dort die Schubladen; sie sind gefüllt mit kleinen Ueberraschungen und nützlichen Geschenken. Die Zahl der Schiffsjungen ist groß — aber keiner ist vergessen. Und nun, ihr Mütter, segnet den alten Mann, der mit so vollem Herzen an eure Kinder denkt, und huscht leise wieder hinaus aus dem engen Kämmerchen. Noch hat er zu ordnen und zu sichten, aber heute Abend, wenn die Sonne geschieden und die Nacht ihren sternbesäeten Festmantel angethan,

dann kommt wieder und feiert mit uns das liebe, schöne Weihnachtsfest auf dem Meere.

„Land voraus!" erschallt der Ruf der Posten aus den Toppen. „Wo ist Land?" — „Unmöglich, hier gibt es keines." — „Doch dort ist es ganz klar, ein hoher Berg!" so tönt es durcheinander, alles strömt nach oben, und die Fernröhre richten sich auf die gänzlich unerwartete Erscheinung. Man zerbricht sich den Kopf, auf den Karten ist auf hundert Meilen weit kein Land verzeichnet, und das Wasser zeigt keine grünliche Färbung, sondern bewahrt sein dunkles Azurblau, das Kennzeichen unergründlicher Tiefe.

Aber es ist unzweifelhaft Land und nur noch wenige Meilen entfernt; die Umrisse des Berges zeichnen sich zu scharf ab, eine Luftspiegelung kann es nicht sein, eben so wenig ein Nebelgebilde.

Da bricht die Sonne hinter den Wolkenschichten hervor, die sie bis dahin verborgen. Eine zauberische Verwandlung geht urplötzlich vor sich; der bläuliche Berg verschwindet, und an seine Stelle tritt ein von purpurnem Schimmer übergossener blitzender Diamant. Wie feenhaft das glänzt und strahlt! Es ist, als ob der Himmel Millionen Sterne darauf niedergesenkt hätte, um den Menschenkindern seine ganze Pracht und Herrlichkeit auf einmal zu zeigen.

Doch nur wenige Augenblicke ist es ihnen gegönnt, den wunderbaren Anblick zu genießen. Ein Wolkenstreif deckt die Sonne, der blendende Zäuber ist verschwunden, und es erscheint wieder das Land in seiner bläulichen Färbung.

„Ein Eisberg!" rufen verschiedene Stimmen und das strahlende Räthsel ist gelöst.

Einer jener majestätischen Kristallblöcke, die sich alljährlich zu tausenden von den starren Massen des ewigen Eises an den Polen lösen, um von den Strömungen nach den wärmeren Gegenden getragen zu werden und dort schmelzend den Kreislauf der Natur vollenden zu helfen, schwimmt dem Schiffe entgegen und nähert sich ihm schnell.

Seine Färbung wird allmählich heller und durchsichtiger; dann schwebt die gigantische Masse unheimlich und starr, aber zugleich prachtvoll und imposant an dem Schiffe vorüber. An ihrer Basis nagen brandend die Wellen und ihre zackigen Spitzen glühen im rothen Lichte der untergehenden Sonne.

Weit überragen sie die Masten des „Seestern". Noch streben sie hoch und hehr in die Lüfte hinein, aber fort und fort arbeitet das Meer an ihrem Fall. Seine warmen Gewässer zehren stetig an ihrem Fuße. Bald haben sie ihr zerstörendes Werk

vollendet, der Berg ist unterminirt, und eine an- rollende Woge gibt ihm den letzten Stoß. Krachend wie der Donner von tausend Gewittern bricht er in sich zusammen, die stolzen Spitzen peitschen den Gischt himmelan, dann schießen sie hinunter in die dunkle Tiefe, um wieder auftauchend als formlose Trümmer auf der Oberfläche zu treiben und nach kurzer Zeit schmelzend zu verschwinden.

Wehe dem Schiffe, das sich im Bereich solcher Katastrophe befindet! Es würde rettungslos verloren und zu Atomen zerschmettert sein.

Deshalb wird der Curs des Schiffes aus Vor- sicht so weit seitwärts vorbeigerichtet, daß kein Un- fall passiren kann, denn drohend hängt bereits die Vorderseite des Berges über, und das Meer hat bald sein Werk gethan.

Da ertönt plötzlich ein Schrei von der Eismasse zum Schiff herüber, ein Schrei so voll Todesangst und Verzweiflung, daß er das Blut der Hörer fast erstarren macht.

Auf einem Vorsprunge zeigt sich eine Gestalt; sie winkt mit einem Tuche, doch damit scheint ihre letzte Kraft erschöpft und sie sinkt leblos zusammen. Dort weiter hin erblickt das suchende Auge noch mehrere dunkle Punkte, alle Fernröhre richten sich

darauf — o Gott! es sind Schiffbrüchige auf dem Berge, sie scheinen sich zu bewegen.

„Klar bei den Booten, auf mit dem Großsegel, brasst back!“ commandirt im Augenblick der Capitän. Die Raaen fliegen wie ein Blitz herum, die Fregatte luvt in den Wind, hemmt ihre Fahrt und die beiden Kutter senken sich mit ihren Mannschaften zu Wasser.

„Vorwärts Leute, rudert was ihr könnt!“ ruft ihnen der Capitän nach.

Es war nicht nöthig; wo es gilt, einem Nebenmenschen zu helfen, da bedarf der Seemann keines Sporns, die Boote fliegen wie von übermenschlicher Kraft getrieben durch die Fluten. Jetzt haben sie den Berg erreicht, doch die Brandung verwehrt das Landen und sie müssen wieder abstoßen. Den Zuschauern an Bord schnürt sich das Herz zusammen — doch dort verschwinden sie hinter einem Eisblock; jetzt springen die Besatzungen auf das feste Eis, man sieht sie die Unglücklichen in das Boot tragen und zurückrudern, und ein freudiges Hurrah schallt hundertstimmig den kühnen Rettern über das Wasser entgegen.

Doch dem Gruß folgt fast im selben Augenblicke ein Ruf des furchtbarsten Entsetzens, der Berg wankt, ein betäubender Donnerschlag rollt durch die

Lüfte, dann stürzen die Massen in chaotischem Gewirr in die Tiefe und das Meer schlägt heulend und brausend über ihnen zusammen.

Die Mannschaft der Fregatte steht einen Augenblick starr und stumm, das Unglück scheint ihre Sinne gelähmt zu haben. Doch Gott wollte den Weihnachtsabend nicht auf eine so furchtbare Weise enden — dort hinter jener mächtigen Scholle schwimmen die Boote unversehrt, durch ein Wunder sind sie vom Untergange gerettet.

Das Leben strömt zurück zum Herzen, der drückende Alp entweicht, und Dankgebete steigen empor zum Himmel.

Nach wenigen Minuten sind die Boote an Bord, sie bringen die Besatzung eines Schiffes, das vor zwei Nächten während einer anhaltenden dunklen Gewitterbö gegen den Eisberg gesegelt und gesunken ist. Mit größter Noth hatten sich die Unglücklichen auf den Berg retten können, aber nur, um aller Wahrscheinlichkeit nach einem schrecklicheren Schicksale entgegenzugehen; 48 Stunden ohne Nahrung, auf dem Eise fast erstarrt und der Verzweiflung preisgegeben, waren sie dem Tode nahe, als das rettende Schiff sie aufnahm.

Speise, Trank und ärztliche Fürsorge geben ihnen bald die Kräfte wieder und als sie sich er-

holt, da können sie fröhlich mit Theil nehmen an der Weihnachtsfeier, die durch ihre wunderbare Rettung eine noch um so schönere und kostbarere geworden ist.

Unten im Zwischendeck sind alle Vorbereitungen dazu getroffen. Die geheimnißvollen Kammern und Räume haben sich aufgethan und die Früchte des Klopfens und Hämmerns zu Tage gefördert. Die dreißig Eßtische der Mannschaft im Zwischendeck sind aufgeschlagen, und auf jedem brennt ein Weihnachtsbaum. Nur wenige davon sind wirkliche Tannen aus der Capstadt, die meisten von den Künstlern des „Seestern" mit ebensoviel Geschick als Scharfsinn nachgebildet. Alte Krankenrapporte sind in Blätter, Strohhalme und Charpie in Tannennadeln und Moos verwandelt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird beim nächstmonatlichen Abschluß der Materialienrechnung ein starker Posten Schweinfurter Grün in Ausgabe erscheinen. Einzelne schwache Stellen an den Bäumen sind mit Schiffszwiebäcken verhängt, die die Stelle von Confect vertreten, aber das Ganze gewährt, Dank den hunderten von gesparten Lichtern, einen brillanten Anblick. Auf den Packen liegen in numerirten Papierpäckchen die vom Capitän und Officiercorps für die Mannschaft bestimmten Geschenke. Cigarren,

Tabak, wohlriechende Seife, Schreibmaterialien und ein paar Dutzend Bände guter Bücher und Zeitschriften, der beliebteste und gesuchteste Artikel an Bord, bilden den Inhalt der Packete, die, obschon an und für sich nicht sehr werthvoll, dennoch große Freude bereiten werden.

Die Vertheilung geschieht durch das Loos, und Fortuna selbst hat es bereitwillig übernommen, die Gaben aus ihrem Füllhorn zu spenden, das jedoch etwas eckig ausfällt, weil es aus dem Marktkorbe der Officiermesse gebildet ist. Hinten an der zum Zwischendeck führende Lucke ist ihr Thronsessel gebaut, nicht sehr hoch, weil die Batteriebalken hindernd entgegentreten, aber auf das reichste mit Flaggen drapirt und von einem wahren Stearinlichtmeer umflossen. Blendend schön ist die Göttin gerade nicht, der Teint spielt in das Bräunliche, und das ziemlich tief ausgeschnittene Kleid zeigt einen Nacken, auf den die Tropensonne stark gewirkt, indessen schmückt dafür ein prachtvoller „letzter Versuch" das von reicher Lockenfülle umwallte Haupt, und eine stattliche Krinoline verbirgt die sonstigen kleinen Mängel der jungfräulichen Gestalt.

Ein großer Theil der an das Füllhorn tretenden Matrosen scheint mit Fortunachen auf sehr vertrautem Fuße zu stehen und übt oft eine drastische

Kritik ihrer äußeren Erscheinung; die Göttin ist jedoch nicht auf den Mund gefallen und weiß es ihnen so heimzuzahlen, daß des Jubelns kein Ende ist und im ganzen Zwischendeck bald die heiterste und fröhlichste Stimmung herrscht.

In der Messe aber, da ist der große Baum des Bootsmanns für die Schiffsjungen aufgestellt und der ganze Tisch mit Christgaben bedeckt. O wie freudig strahlen die Augen der rothbäckigen Knaben bei dem Lichterglanze, wie emsig untersucht jeder das mit seinem Namen bezeichnete Päckchen und wie dankbar wandert der Blick zu dem alten Bootsmann, der so liebevoll für seine Seekinder gesorgt hat!

Und als dann die Bescheerung vorüber und die gesparten Lichtstumpfe heruntergebrannt sind, werden die Bäume und Tische fortgeräumt; ein ungefährlicher Weihnachtsgrog erscheint und die Musik spielt fröhliche Weisen. Fortunachens Krinoline wirbelt hellleuchtend im Kreise umher, die Bänder des letzten „Versuchs" flattern lustig um ihren Kopf, große Schweißtropfen perlen über ihren gebräunten Teint, und die Göttin zeigt sich als eine eben so flotte als begehrte Tänzerin.

Doch ihre Leichtfertigkeit scheint unter den Unverheiratheten im Olymp Anstoß oder Neid zu erregen. Schnell wird ein Complott geschmiedet, um

die ungebührlich lustige Cousine etwas zu ärgern und dem lauten Jubel an Bord einen kleinen Dämpfer aufzusetzen. Ganymed wird eiligst nach der Unterwelt abgeschickt, um ein paar Erinnyen aufzuhetzen, und alsbald sieht man auch zwei dieser bereits hoch in die Saat geschossenen Jungfrauen aus dem Orkus (alias Zwischendecksluke) hinter dem Großmast in der Nähe des Gangspills in die Batterie emportauchen. Für ihre Toilette scheint ihnen wenig Zeit geblieben zu sein; nicht einmal die üblichen Schlangen haben sie in das Haar gewickelt, sondern nur ein langer Ueberwurf, der aber verdächtige Aehnlichkeit mit zusammen genähten Matratzenbezügen hat, deckt die knochigen Formen der Jungfrauen. Die eine schwingt eine Geißel aus eisernen Tonnenreifen, die andre erhebt drohend ein ganzes Stearinlicht als Fackel.

Als sie sich in Positur gesetzt, rufen sie beide in tiefen Molltönen Wehe über Fortunachen und deren wilde Tänzer; sie prophezeien alles mögliche Unglück, dichtgereffte Marssegel, Kanonenexercitium und schwarze Liste, aber auf die gottlosen Seeleute macht das alles nicht den geringsten Eindruck.

„Sommertags stürmt es nicht," höhnen die einen; „Weihnachten gibt's keine schwarze Liste" die andern, und in wenigen Minuten müssen die alten Damen

vor den losen Mäulern der Matrosen vollständig die Segel streichen. Ein kecker Bursche treibt es sogar soweit, die Grogbowle vor sie hinzusetzen und ihnen ein Glas anzubieten. Mit Entrüstung sehen sie erst ihn, dann sich selbst an; der Blick scheint zu sagen: „Hier ist Hopfen und Malz verloren!" Doch der Duft des Grogs steigt ihnen in die Nase. Der Nectar im Orkus war in letzter Zeit sehr dünn und dieser riecht viel kräftiger. Die Entrüstung gibt milderen Gefühlen Raum. Compromittirt sind sie nun doch einmal; ein bischen mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an.

„Was meinste, Karline?" fragt leise die ältere Erinnye.

„Na, ein Dröppchen kann nicht schaden, Jette," erwidert die Schwester und beide nehmen mit freundlichem Blick das dargebotene Glas, um es in einem Zuge zu leeren, ohne daß das Hurrah der Umstehenden sie genirt. Der Nectar des „Seestern" scheint aber merkwürdig zu wirken. Als jetzt von der andern Seite der Batterie eine lustige Polka ertönt, da entsinken Geißel und Stearinlicht den Händen der Göttinnen und als Fortunachen bei ihnen am Arme eines schmucken Matrosen vorbeiwirbelt, da zuckt es auch ihnen krampfhaft in den Füßen. Schramm und Kattblock, die beiden zunächst Stehen-

den, fühlen sich plötzlich kräftig umschlungen und mit Gewalt in den Kreis der tanzenden Paare gezogen. Die Matratzenbezüge flattern mit Fortunachens Krinoline um die Wette und die Unverheiratheten im Olymp platzen vor Neid, daß sie nicht auch mit polken können.

Da schlägt die Uhr zehn; die Musik schweigt, die Bootsmannsmaate pfeifen: „Ruhe im Schiff!" und die alte Schiffsordnung tritt wieder in ihr Recht.

Den Schiffsjungen aber bescheert der erste Officier noch eine Extrafreude; er befreit sie von der Nachtwache und sie können ruhig bis zum andern Morgen schlafen und sich in ihre Heimat träumen.

Auch der alte Bootsmann träumt, aber es ist ein wunderbarer Traum. Er hat die Stearinlichter an seinem Baume befestigt und angezündet. Sie brennen hell und glänzend, doch plötzlich erbleichen sie, und aus jeder Flamme schaut ein Gesicht so streng und drohend, daß es ihm kalt durch die Adern läuft. Er kennt sie alle, die Gesichter die so unbarmherzig auf ihn blicken mit den faltenreichen Stirnen, den actenfarbigen Wangen und den großen Brillen. Nur das große Gesicht, oben in der Flagge von Knittergold hat er noch nie gesehen; aber es ist noch viel unheimlicher, als alle übrigen,

und sein kaltes, graues Auge lastet wie ein Centner auf der Brust des Bootsmanns. Eine innere Stimme flüstert ihm zu: „Das ist das wesenlose, ungreifbare Gespenst, das ist Fiskus!“ Ja, er muß es sein, denn am Weihnachtsabende kann niemand anders so aussehen. Und nun wachsen die Gestalten aus den Flammen; ganz unten auf den Zweigen stehen die Marineverwalter, dann kommen die Calculatoren und Secretäre und weiter hinauf die höheren Chargen. Sie reichen sich die Hände und beginnen einen Rundtanz um das Gesicht in der Knittergoldflagge, dessen kalte Augen sich immer tiefer in die Brust des geängsteten Bootsmanns bohren. Immer enger ziehen sich die Kreise der Tanzenden, immer wilder wird der Reigen und immer weiter senkt er sich. Die spitzen Frackschöße und die spärlichen Haare flattern wagerecht in den Flammen, aber sie verbrennen nicht und die Flammen züngeln und zischen näher und heißer den unglücklichen Schläfer an.

Da zittern harmonische Töne durch die Luft und der schreckliche Zauber beginnt sich zu lösen. Die Accorde eines Chorals erklingen, die wilden Tänzer schrumpfen enger und enger zusammen und ihre drohenden Gesichter zerfließen in den hellauflodernden Flammen. An ihre Stelle treten andere

Gestalten; die Mütter der Schiffsjungen schweben zur Kammer herein und breiten segnend die Hände über den alten Mann aus. Seine Brust athmet wieder frei, ein freundliches Lächeln verklärt das Gesicht und glättet die Falten von der Stirne. In sanftem Schlummer umgaukeln ihn freundliche Bilder.

Heimkehr.

Heimkehr! wunderbares Wort, wie klingst du so lieblich und doch so mächtig in unserm Innern wider! Wie plötzlich nimmst du Sorge und Kummer von der gepreßten Brust und zauberst Sonnenschein überall, wo du ertönst!

Da draußen in der Welt ist's schön; ihre Wunder berauschen oft die Sinne, Geist und Verstand erfreuen sich daran, aber das Herz vermögen sie nicht abwendig zu machen von dem kleinen Fleckchen Erde, wo seine Wiege stand und wo der Mund des Kindes die ersten Worte lallte. Die Heimat bleibt unvergessen, ihr Bild strahlt mit unvergänglichen Farben in unserer Erinnerung. Die unsichtbaren Bande, welche uns an sie fesseln, vermag keine Entfernung zu zerreißen.

Du traute Heimat, wie eng und drückend erschienst du oft dem ungestümen Sinne des Knaben;

wie sehnsuchtsvoll schweiften seine Blicke über dich hinaus ins Weite, in die große Welt, über das Meer und zu fernen Ländern!

Dem heißen Drange des Knaben ist gewillfahrtet, die unbekannte Welt ihm erschlossen und über des Oceans dunkle Fluten trug ihn das Schiff zu den fernen Gestaden. Viel Schönes zog an seinen Augen vorüber: er erschaute die großartigen Wunder der Tiefe; des Urwalds gewaltiger Blätterdom wölbte sich über seinem Haupte, der Zauber der tropischen Natur entzückte ihn, doch eine zweite Heimat fand er nie.

Im Kampfe mit den Elementen ist der Jüngling zum Manne gereift, viele Jahre ist er umhergestreift auf der weiten Erde, Sinne und Verstand haben Befriedigung gefunden, nur nicht das Herz. Stets schaut es zurück und sehnt sich nach jener friedlichen Stätte, die ihm einst zu eng war; nach dem Buchenhain, dessen Laubdach das elterliche Haus beschattete, nach dem rieselnden Bache, dessen leise murmelnden Wellen seine Gedanken folgten, auf denen sie fortgetragen wurden zum Ocean, an dessen Ufermatten er sich träumerisch die Zukunft malte.

Drei Jahre sind dahin geschwunden, seitdem die Fregatte die vaterländischen Küsten verlassen, und die lange Zeit ist nicht spurlos an ihr und

ihrer Mannschaft vorüber gegangen. Sie war reich an wechselvollen Ereignissen, sie brachte manche Freude, aber auch vieles Leid. Wir finden nicht mehr jene ungebundene sorglose Heiterkeit an Bord, die allen Widerwärtigkeiten eine lachende Stirn bot, die unbekümmert um Zeit und Raum sich der Gegenwart freute und aus ihren kargen Blüten nur Honig zu saugen verstand.

Die Gemüther scheinen ihre jugendliche Elasticität eingebüßt zu haben, der heitere Gesang ist verstummt, das fröhliche Lachen ertönt nicht mehr und ein schwermüthiger Ernst lagert auf den Gesichtern.

Der Seemann wird oft um das, was er gesehen und erfahren, beneidet, doch der Landbewohner weiß nicht, mit welchen Opfern er diese Erfahrungen erkauft.

Sie werden bei weitem nicht durch die Kämpfe aufgewogen, die zu bestehen, nicht durch die Entbehrungen, die zu ertragen sind. Und wenn auch der Seemann selbst diese kaum in Betracht zieht, weil er nur seine Kraft an ihnen stählt und als Sieger über sie triumphirt, so bedroht ihn oft ein anderer mächtigerer Feind, dem er nicht gewachsen ist, dem er nicht zu entfliehen vermag, weil er sein Nahen nicht fühlt. Es ist der tödtliche Hauch des Tropenklimas, der ihn anweht, wenn sein Fuß den

fremden Boden betritt, den er mit dem Aroma der Blumendüfte einathmet und der sein Blut vergiftet.

Auch an Bord des „Seestern" ist der tückische Feind erschienen. Er hat das frische Roth der Wangen gebleicht, die jungen kräftigen Körper erschlafft und die Reihen der Besatzung gelichtet. Mancher der Kameraden ist hinabgesenkt in den dunkeln Schoß der Tiefe und unter ihnen auch Peter Voß, der Liebling der gesammten Mannschaft, der heitere Sänger, der so oft durch seine fröhlichen Lieder den Unmuth und die trüben Gedanken bannte und der es verstand, durch seine unverwüstliche gute Laune dem eintönigen Leben an Bord Lebendigkeit und Abwechslung zu verleihen. Der alte Schramm hat ihm die Augen zugedrückt und ihn in die Hängematte genäht, die anstatt des Sarges diente. Die Thränen, welche ihm bei der Arbeit über die Wangen rollten, gaben Zeugniß von dem harten Schlage, der mit dem Verluste des geliebten Seesohnes ihn betraf.

Es war ein schweres, aber auch das letzte Opfer, welches das unbeugsame Schicksal forderte.

Seit kurzer Zeit ist neues Leben an Bord der Fregatte eingekehrt, der düstere Ernst von den Gesichtern gewichen. Die Augen strahlen wieder von

Freude und Hoffnung, und ein Gesumme von Stimmen, aus dem häufig ein heiteres Lachen hervorklingt, erfüllt die Räume des Schiffes.

Vor einer Stunde ist die europäische Post gekommen und hat ein großes Packet Briefe gebracht. Kopf an Kopf drängte sich die Mannschaft um den Bootsmann, der die Austheilung vornahm. Mit klopfendem Herzen und zitternden Händen werden sie erbrochen — sind sie Boten der Freude oder der Trauer? Doch die sorgenvollen Züge der Leser verklären sich, die Briefe enthalten Gutes, und nur die wenigen, die keine Nachricht erhalten, stehen traurig und blicken mit wehmüthigem Neid auf die glücklichen Kameraden.

Der Bootsmann hält noch zehn bis zwölf Briefe in der Hand — der Ausruf ist mit keinem freudigen „Hier!“ beantwortet, für sie haben sich keine Abnehmer gefunden, sie ruhen auf dem kühlen Meeresgrunde.

Doch die Briefe allein sind es nicht, welche die plötzliche Wandelung der Gemüther bewirkt haben. Heimkehr! Heimkehr! das ist das Zauberwort. Der so lange und schmerzlich erwartete Befehl dazu ist ebenfalls mit der Post eingetroffen und wie ein Lauffeuer hat sich die frohe Kunde durch das Schiff verbreitet. Sie ist mit Jubel be-

grüßt, sie hat die Herzen mit Glück und Seligkeit erfüllt, vor den Blicken verschwebt die Vergangenheit wie ein schwerer Traum, und sie schauen nur noch vorwärts in die Zukunft, als deren Ziel die theure geliebte Heimat winkt. „Alle Mann klar zum Ankerlichten!" ertönt das Commando vom Hinterdeck. Wie schnell fliegt heute jeder auf seinen Posten, wie leicht und spielend windet sich die schwere Kette aus dem Grunde, wie elastisch und lustig marschiren die Matrosen nach dem Takte der Musik um das Gangspill, deren heitere Töne seit langer Zeit zum ersten Male wieder erklingen!

Heute bedarf es keiner Mahnung zur Pflicht, mit zauberhafter Schnelligkeit entfalten sich die Segel an den Raaen, eine frische Briese entführt die Fregatte dem fremden Lande, und nach wenigen Stunden taucht seine letzte Spitze unter den Horizont.

Kein bedauernder Blick schweift zurück zu der ungastlichen Küste, die so vieles Leid gebracht. Die Brust athmet freier bei ihrem Verschwinden, das strahlende Auge wendet sich hoffnungsvoll nach einer andern Richtung, dorthin wo die Heimat liegt.

Der Befehl zur Rückkehr erreicht die Fregatte im fernsten Winkel von China auf der Rhede von Tientsin, wo sie auf ihrer Kreuztour durch die ostasiatischen Gewässer seit einigen Wochen vor Anker

gelegen und sich damit die Zeit vertrieben hat, den langweiligen und öden Golf von Petchili hydrographisch aufzunehmen.

Seit fast zwei Jahren stationirte sie im chinesischen Meere, dem traurigsten Aufenthalte, zu dem ein Schiff verurtheilt werden kann. Nebel, Untiefen und unheimliche Wirbelstürme gefährden die Seefahrt dort auf das äußerste, und der Aufenthalt in den Häfen bietet keineswegs Entschädigung für die Bedrängnisse der See. Sengende Glut, Nebel und Wirbelstürme im Sommer; eisige Kälte, Regen, Nebel und Wirbelstürme im Winter, das sind die Attribute der nördlichen Küsten, deren kahle Felsenwände jeder Schönheit entbehren. Das hinter ihnen liegende Land ist niedrig, flach und ohne Abwechslung, die Städte und Dörfer sind schmutzig wie ihre Einwohner, es fehlt ihnen und ihrer Umgebung alle Romantik und es scheint, als ob die Natur, die in den warmen Klimaten sonst so verschwenderisch mit ihren Gaben ist, China vorzugsweise stiefmütterlich behandelt habe.

Die Rhede von Tientsin, der Hafenstadt von Pecking, ist aber einer der schrecklichsten Ankerplätze in jenen tristen Gegenden. Der Golf von Petchili verflacht hier so schnell nach der Küste hin, daß tiefgehende Schiffe meilenweit entfernt von ihr an-

kern müssen und sie nur als ein blauer Streifen erscheint.

Es ist daher erklärlich, daß abgesehen von den durch die Aussicht auf die Heimkehr erweckten Gefühlen, die Besatzung des „Seestern" diesem unwirthlichen Strande gern entflieht, aber ihre Leiden nehmen deshalb noch kein Ende. Es scheint, als ob sich das Unglück an die Fersen der Fregatte geheftet habe und des alten Schramm Rabengekrächze von dem Freitagssegeln sich bewahrheiten solle.

Der Golf von Petchili wird vom gelben Meere durch eine Kette von felsigen Inseln getrennt. Sie sind unbewohnt, meistens ohne alle Vegetation und ihre schroffen Klippen steigen fast perpendikulär aus der Tiefe empor. Das Fahrwasser führt zwischen ihnen durch und die Schiffe müssen in ziemlicher Nähe an ihnen vorüber.

Der „Seestern" durchschneidet in schneller Fahrt die Bai, deren Oberfläche bei dem über Land kommenden Winde nur wenig bewegt ist, der Himmel ist klar und wolkenlos und die Segel der Fregatte blähen sich in bauchiger Rundung vor der backstags einkommenden frischen Briese. Die Inseln sind etwa noch zwei Meilen weit entfernt, in einer Stunde wird man hinter ihnen das freie Wasser

gewonnen, und für die bevorstehende Nacht keine Landgefahr mehr zu fürchten haben.

Da wandelt sich allmählich das Blau des Himmels in ein röthliches Gelb, der Horizont verschwimmt; ein Nebel scheint sich herniederzusenken, er verbirgt die Inselgruppe den Augen und die Sonne blickt roth und strahlenlos durch den Schleier, der sich immer dichter um das Schiff webt.

Die Briese nimmt schnell zu und die Obersegel müssen fort. Das plötzliche Fallen des Barometers gibt Warnung und der Capitän läßt vorsorglich zwei Reffe in die Marssegel stecken. Doch kaum sind die Leute wieder unten und die gekürzten Segel gesetzt, da zeigt sich luvwärts auf dem Wasser ein weißer Streifen — der kochende Gischt, den der Sturm vor sich herpeitscht. „Gei auf Großsegel und Besan!" commandirt der Capitän mit Stentorstimme. Hunderte von Händen bemannen im Augenblick die Taue, die Schooten fliegen auf, aber da kommt auch schon der Sturm. Mit furchtbarer Gewalt fällt er ein und in tausend Fetzen zerrissen fliegen die beiden Segel in die Lüfte. Die Fregatte legt sich auf die Seite, als wollte sie kentern und fliegt mit einer Höllenfahrt durch die Wogen. die von Minute zu Minute mit Riesenkraft emporwachsen und sich schon in gigantischen Massen um das Schiff thürmen.

Der Posten auf der Back ruft, aber seine Worte sind nicht zu verstehen. Er zeigt ängstlich nach vorn, die Blicke folgen der Richtung und Schrecken malt sich auf den Gesichtern. Dort, einen Strich in Lee, tauchen aus dem gelben Sandnebel die dunkeln Umrisse von Land auf; es ist eine der Inseln, die sich in so unheimlicher Nähe zeigt und an deren zackigen Klippen die Brandung heulend hinaufbrüllt.

„Halt ab, halt ab!" ertönt das Commando. Die vier Mann am Ruder stemmen sich mit ihrer ganzen Kraft gegen die Speichen des Rades — vergebens! das Schiff will nicht fallen. Der gewaltige Druck des immer mehr seitlich sich drehenden Windes hat die Luvbrassen so gereckt, daß die Raaen fast längsschiffs liegen und ihre Wirkung auf das Schiff das Abfallen unmöglich macht.

Die Klippen voraus nähern sich mit grauenerregender Geschwindigkeit — es muß etwas geschehen, wenn die Fregatte nicht in fünf Minuten an ihnen zu Atomen zerschellen soll. Der Capitän übersieht mit einem Blick die furchtbare Lage und faßt ebenso schnell seinen Entschluß. Das Schiff will nicht fallen, aber der Wind kommt quer ein, es kann noch zwei Strich luven und dann segelt es von der Insel frei. Es ist ein gewagtes Stück, die Stengen drohen von oben zu brechen, aber es bleibt keine

andere Wahl — die Klippen sind höchstens noch 500 Schritt entfernt.

Der „Seestern" gehorcht willig der Drehung des Ruders und luvt an den Wind; sein Steven zeigt frei von der Insel — Hurrah! nur wenige Minuten, und die drohende Gefahr ist vorüber.

Da ertönt ein Knall wie ein Kanonenschuß! die Vormarsraa ist gebrochen, ihre herunterstürzenden Stücke fallen auf die Fock und zerreißen dieselbe, der Sturm faßt das Tuch, es peitscht einige Male und ist verschwunden. Das plötzlich vom Druck seiner Vorsegel befreite Schiff schießt in den Wind, die Hintersegel schlagen los und auch sie theilen im Augenblick das Schicksal der Fock.

Steuerlos und ohne Segelkraft treibt jetzt die Fregatte gegen die Klippen — als letztes Rettungsmittel bleiben nur noch die Anker; halten sie nicht, dann ist der „Seestern" ohne Gnade verloren, an eine Rettung in den Booten ist bei der furchtbaren Brandung nicht zu denken.

Die beiden Buganker stürzen in die Tiefe, donnernd rasseln ihnen die schweren Ketten durch die Klüsen nach. Angstvoll sind die Blicke auf den Horizont gerichtet — jetzt klären sie sich; die Anker haben gefaßt, sie halten, das Schiff schwingt vor ihnen auf!

Doch ein Blick auf die tobende See zeigt das Trügerische der Hoffnung — die nächste anrollende Welle schleudert mit Riesengewalt den Bug des Schiffes in die Höhe, mit klingendem Tone spannen sich die Ketten straff — noch halten sie, aber jeder an Bord weiß, daß sie solche Stöße auf die Dauer nicht ertragen können.

Die beiden Rüstanker werden fertig gemacht, sie sind die schwersten des Schiffes — auch sie stürzen in die Tiefe, doch es ist unmöglich, den vier Ketten genau dieselbe Spannung zu geben, so daß sie gleichmäßig und mit vereinter Kraft tragen.

Wieder kommt eine schwere See herangerollt, wiederum hebt sie den Bug hoch und gewaltsam auf ihren Rücken — eine der Ketten hält, aber der Stoß ist zu furchtbar. Ihre fast zwei Zoll starken Eisenglieder brechen wie Glas, nach wenigen Minuten folgt ihr die zweite und die dritte.

Der Wind steht auf das Land. Um der letzten Kette mehr Elasticität zu geben, ist ihre ganze Länge — 100 Klafter — ausgestreckt, dadurch aber auch das Schiff den drohenden Felsen um so viel näher gekommen und das Heck ist kaum noch zwei Schiffslängen von dem nächsten entfernt. Der Sturm heult, die Brandung tobt, die Wogen scheinen sich zu immer höheren Bergen aufzuwälzen; das Schiff

bäumt sich vor ihnen und erkracht in allen Fugen, der Gischt dampft sprühend darüber hin und es liegt wie eine Klippe in der kochenden See.

Es ist eine grausige Scene, bei der das Herz des Muthigsten erstarrt. In dumpfer Resignation steht die Mannschaft an der Reiling und erwartet den Augenblick, in dem auch die letzte Kette bricht und sich damit ihr Schicksal besiegelt. Die Menschenmacht hat aufgehört, nur der Himmel kann durch ein Wunder noch Rettung bringen. Und er bringt sie! Wo die Noth am größten, da ist seine Hilfe am nächsten. Das Centrum des Wirbelsturmes hat das Schiff erreicht. Einen Moment tritt eine Ruhepause ein, dann bricht der Cyclon mit erneuter Wuth hervor, aber seine Richtung ist jetzt fast die entgegengesetzte, er weht von der Insel ab.

Das Schiff schwingt herum, es rollt in der Quersee entsetzlich, die Verschanzung schöpft von beiden Seiten Wasser, die Masten scheinen aus dem Schiff fliegen zu wollen, aber dennoch athmet alles auf, die Gefahr ist vorüber; Wind und See wirken sich entgegen und nehmen die Kraft von der Kette; aber selbst wenn sie jetzt auch bräche, es wäre kein Unglück, das Schiff würde in den Golf zurück und in freies Wasser treiben.

Nach kurzer Zeit läßt die Gewalt des Sturmes

nach, der Sandnebel wird dünner, die See nimmt ab und nach einer Stunde blickt die scheidende Sonne wieder klar und goldig auf die beruhigte Wasserfläche nieder, die noch vor so kurzer Zeit im wildesten Chaos durcheinander toste.

Während der Nacht muß die Fregatte liegen bleiben, sie kann die verlornen Anker nicht im Stich lassen und muß sie am andern Morgen wieder auffischen. Doch die nahe Insel hat jetzt ihre Schrecken verloren; leise nur rauschen die Wellen an ihren Strand und der Mond gießt mild sein Silberlicht auf ihre scharfgezackten Felsen. Auf dem Schiffe herrscht die altgewohnte Ruhe; sie wird nur durch das Schlagen der Glocke und den Ruf der Posten unterbrochen, deren Echo an den steilen Wänden der Insel widerhallt. Der furchtbare Nachmittag ist vergessen und im friedlichen Schlummer wiegt sich die Mannschaft in ihren Hängematten.

Der anbrechende Morgen bringt reges Leben; die Anker, deren Plätze die daran befestigten und auf der Oberfläche schwimmenden Bojen kennzeichnen, werden gefischt. Es ist eine schwere Arbeit, aber es geht zur Heimat, und Lust und Frohsinn fördern sie. Nach wenigen Stunden sind die Anker an Bord, die gebrochenen Ketten reparirt und der „Seestern" enteilt vor dem günstigen Wind mit raschen

Schritten den unfreundlichen Regionen, die ihm so arg mitgespielt.

Cap Shantung, die nordöstliche Spitze Chinas, ist bald umsegelt, der frische Nordostmonsun treibt das Schiff mit fliegender Fahrt längs der Küste nach Süden und gestattet ihm bald in die Formosastraße einzulaufen. In ihr läßt jedoch die Briese bedeutend nach; die hohe Gebirgskette, welche die Insel der Länge nach durchzieht und sich bis zu 10,000 Fuß erhebt, fängt den Wind auf und zum großen Kummer der Mannschaft fällt Stille ein. Zwar wird sie voraussichtlich nicht von langer Dauer sein, da eine günstige Strömung die Fregatte südlich setzt und sie bald aus dem Bereich der Berge bringen muß, aber auf der Rückreise nach dreijähriger Abwesenheit ist auch der kürzeste unerwartete Aufenthalt höchst unwillkommen.

Einen Trost gewährt die Ueberzeugung, daß das Land wirklich durchwandert und das Schiff, wenn auch nur langsam, vorwärts geht. Auch bietet sich dem Auge Abwechslung in den tausenden von Fischerdschunken, welche das Meer beleben und in dem längs der chinesischen Küste streifenden Kaltwasserstrom reiche Beute finden.

Zehn Millionen Bewohner des himmlischen Reiches beschäftigen sich mit Fischfang und hundert-

tausend ihrer gebrechlichen Dschunken, deren Form und Ausrüstung seit 3000 Jahren dieselben geblieben, mit hölzernen Ankern, Tauen und Segeln von Binsen, wie sie die Argonauten hatten, trotzen den Gefahren des Meeres, um ihm seine Schätze abzuringen. Bisweilen vernichtet ein einziger Teufun 5—600 derselben und zerschmettert sie an den Küsten, aber in China haben Menschenleben wenig Werth und die Masse des Volkes nimmt kaum von solchen Unfällen Notiz. In einem Lande, wo bei jeder Mißernte Hunderttausende verhungern, macht es wenig Eindruck, wenn einmal ein Sturm deren 5—6000 begräbt.

Während der Nacht hält die Stille an, am andern Morgen ist jedoch das Schiff schon so weit gesetzt, daß die Briese sich wieder einstellt und der „Seestern" mit runden Segeln fährt. Die Fischerflotten sind mit der Küste im Norden verschwunden und nur im Südosten gegen die Küste von Formosa zu zeigen sich in der Entfernung von einigen Meilen die Mastspitzen mehrerer Fahrzeuge. Sie werden vom Ausguck auf der Vormarsraa gemeldet, jedoch unbeachtet gelassen und tauchen sich allmählich unter den Horizont, als die Fregatte ihren Curs weitersteuert.

Plötzlich rollt ein dumpfer Schall über das

Wasser, wie ferner Donner. Nach wenigen Minuten ertönt er zum zweiten und dritten Male; aber jetzt, wo man darauf achtet, erkennt man seine Natur. Es ist nicht der Donner eines Gewitters, sondern der Donner von Kanonen, den der Wind herüberträgt, und er kommt aus der Gegend, wo sich vor kurzem die Mastspitzen der fremden Segler zeigten. In europäischen Gewässern würde es einem Kriegsschiffe nicht auffällig sein, Kanonenschüsse zu hören, aber in dem berüchtigten chinesischen Meere, wo es von Piraten wimmelt, erregen sie Verdacht. Der Capitän läßt deshalb sofort anluven und nach der Richtung hinsteuern, aus der die Schüsse tönen.

Sie wiederholen sich und werden deutlicher; Officiere und Cadetten klettern mit den Fernrohren in die Toppen, und Vogel sitzt dicht unter dem Flaggenknopf auf der Voroberbramraa, um der erste zu sein, der etwas entdeckt. Bald tauchen die Fahrzeuge von vorhin wieder aus dem Wasser empor; das Schießen geht von ihnen aus, bei der klaren Luft sieht man schon den Pulverdampf aufsteigen. Die Fregatte nähert sich schnell, die Unterschiffe der Fremden zeigen sich den Beobachtern über dem Horizont und das bewaffnete Auge läßt ihre Bauart erkennen.

„Drei Dschunken und ein Vollschiff," ruft Vogel

von seinem hohen Sitze, wo er den weitesten Gesichtskreis hat. Die Meldung verursacht allgemeine Aufregung unter der Besatzung — es unterliegt keinem Zweifel mehr, das Schiff ist von Piratendschunken angegriffen und mit ihnen im Kampfe. Es gilt, ihm zu Hilfe zu kommen und die frechen Seeräuber zu bestrafen.

Die Fregatte geht schärfer in den Wind, um den Dschunken, ehe sie von ihnen als Kriegsschiff erkannt wird, die Luv abzuschneiden, zwischen sie und das Land zu kommen und ihnen den Weg nach der Küste zu verlegen. Es scheint, als ob die auffrischende Briese diesen Plan begünstigen wollte; der „Seestern" hat alle Leinwand beigesetzt, die irgend darauf hängen will, er steuert unter Preß von Segeln landwärts und rauscht mit zehn Meilen Fahrt durch das Wasser. Nach einer halben Stunde ist er den Piraten weit genug im Rücken, um auf sie abzuhalten und sie unter seine Kanonen zu bringen. Schon eilen die Mannschaften von selbst an ihre Geschütze, um alles vorzubereiten, ehe noch einmal Trommel und Horn das Signal zum „Klar zum Gefecht" gegeben haben. Die Masten der Dschunken sind bereits vom Deck aus zu sehen und in einer halben Stunde müssen sie in Schußbereich sein — da verschwinden sie auf einmal wie durch

Zauber, und vergebens strengen sich hunderte von Augen an, sie wieder aufzufinden. Einer jener Nebel, die im chinesischen Meere an den Küsten so plötzlich sich herniedersenken und ihr Nahen nur durch einen eisigen Hauch verkünden, hat sie den spähenden Blicken entzogen.

In kurzem hat auch der Nebel die Fregatte erreicht und sie in einen dichten Schleier gehüllt, der kaum eine Schiffslänge weit zu sehen gestattet. Gleichzeitig läßt aber auch die frische Briese nach, und nach kaum zwanzig Minuten hängen die Segel todt an Masten und Stengen nieder; es ist wieder vollständig Windstille geworden und der „Seestern" treibt steuerlos auf den Wellen.

Allgemeine Niedergeschlagenheit macht der Aufregung Platz, die gehoffte Beute ist entkommen.

Traurig blicken die Geschützmannschaften auf ihre Kanonen. Drei Jahre lang haben sie täglich an ihnen kalt exercirt und sich fast die Arme ausgerenkt; heute hofften sie nun endlich einen warmen Schuß daraus zu thun, und nun diese bittere Enttäuschung. Auch die Epauletten des Unterlieutenants, welche zu verdienen Vogel sich schon oben auf der Voroberbramraa im Stillen gelobt hatte, verschweben wieder in nebelhafter Ferne — er hätte sie sich so gern mit dem Säbel in der Faust auf

einer Piratendschunke erobert, nun aber wird er sie doch wohl im Prüfungszimmer der Marineschule mit Hilfe der Cosinusse und Secanten erringen müssen. Dr. Salomo packt höchst mißmuthig seine Knochensägen und Amputationsmesser wieder ein. Welche Fülle höchst interessanter Fälle würde eine einzige Breitseite mit Kartätschen auf 300 Schritt ihm unter die Finger geliefert haben! Alle die schönen zerschossenen Arme und Beine, die brillanten Perforationen des Thorax, die wunderbaren Fracturen des Craniums — auch sie sind dahin und eitel Träume gewesen!

Dieser unselige Nebel, welche schönen Hoffnungen hat er geknickt!

Doch halt! was ist das? Eine Salve von Flintenschüssen, gefolgt von einem wilden Geheul menschlicher Stimmen, hallt über das Wasser herüber, dann wieder Schüsse. Man hört sie ganz deutlich, sie können kaum tausend Schritte entfernt sein.

Die gesammte Mannschaft der Fregatte schnellt empor und die Augen blitzen vor Erregung. Der Kampf hat noch nicht geendet, die Piraten haben das Kauffahrteischiff noch nicht genommen, davon zeugt das Wuthgeschrei der Chinesen und das fortdauernde Schießen.

„Klar die Boote zu armiren!“ ertönt der Befehl

vom Hinterdeck. Es ist die höchste Zeit, Hilfe zu bringen, und dies kann nur mit den Booten geschehen, das Schiff liegt bewegungslos auf dem Wasser.

Ha! wie fliegt bei dem Commando jeder auf seinen Posten, wie zauberhaft schnell werden die schweren Boote über Bord gesetzt, bemannt und bewaffnet!

„Klar Barkasse," „klar Pinasse." „klar Kutter," melden die Bootsofficiere und nach kaum einer Viertelstunde rudern die Boote gefechtsbereit nach der Richtung, aus der noch immer die Schüsse ertönen, die Barkasse voran unter Führung des ersten Officiers, der den Befehl über die Expedition führt. Es bedarf keiner Ermunterung zum schnellen Rudern, die Matrosen geben von selbst ihre letzte Kraft aus und die Fahrzeuge fliegen durch das Wasser.

Nach zehn Minuten sind sie an Ort und Stelle angelangt und vor ihnen tauchen die Formen eines größeren Schiffes aus dem Nebel auf. Wie es scheint, hat sich seine Mannschaft auf das hohe Halbdeck zurückgezogen und vertheidigt sich von dort aus gegen die wüthenden Angriffe zweier Dschunken, von denen die eine so eben sich längsseits festmacht und sich zum Entern anschickt. Die zweite liegt vorn

am Bug und eine dritte ist kaum hundert Schritt weit im Anrudern begriffen.

„Feuer auf die hinterste Dschunke und dann an Bord!" ruft der erste Officier den Booten zu. Pinasse und Kutter schießen auf und rangiren sich zu beiden Seiten der Barkasse in Linie. Die Kämpfenden scheinen die Boote noch immer nicht zu sehen, obwohl diese kaum fünfzig Schritte entfernt sind, doch da künden die Geschütze der Barkasse und Pinasse donnernd ihre Ankunft. Die Kartätschen ihrer Zwölfpfünder rasseln in todbringender Nähe über das Verdeck der Dschunke und schmettern alles vor sich nieder. Noch ehe die so furchtbar überraschten Seeräuber Zeit haben, sich von ihrem Schrecken zu erholen, legen die Boote längseit, mit lautem Hurrah werfen sich ihre Mannschaften auf das niedrige Deck und dringen auf die überlebenden Chinesen ein, die, kaum sich zur Wehr setzend, mit verzweifelndem Geheul nach vorn fliehen und Rettung suchend über Bord springen. In kaum einer Minute ist die Dschunke genommen, was von ihrer Mannschaft noch vorhanden ist, liegt todt oder schwer verwundet auf dem Verdeck.

„Vorwärts auf die zweite!" commandirt Kurzspleiß. Die Mannschaften springen in die Boote und rudern nach vorn. Die Dschunke am Bug rührt sich nicht, aber sie scheint auch menschenleer,

nur auf dem Hinterdeck kauert ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Rücken. Als die Barkasse längsseit legt, erhebt sie sich, zündet mit einem brennenden Scheit einen Stinktopf an und wirft ihn mit teuflischem Grinsen in das Boot. Pestilenzialische Dämpfe entquellen in dichten Massen dem Topfe, sie drohen die Leute zu ersticken. Diese müssen aus dem Boote, können jedoch glücklicherweise ungehindert an Bord der Dschunke entern. Sie finden keinen Widerstand; zehn bis zwölf Chinesenleichen liegen auf dem Deck, sonst ist niemand an Bord, außer der Frau, die bald unschädlich gemacht wird.

Der erste Officier späht nach der dritten Dschunke aus, aber sie ist spurlos verschwunden. Sie muß die Boote noch rechtzeitig entdeckt und unter dem Schutze des Nebels die Flucht ergriffen haben. Vergebens lauscht alles, um an dem Ruderschlag zu hören, welche Richtung sie eingeschlagen hat; es ist nichts zu vernehmen, und eine Verfolgung nicht möglich.

Kurzspleiß geht an Bord des Schiffes, dessen tapfere Mannschaft noch immer auf dem Halbdeck steht und sich kaum von dem Erstaunen über die so gänzlich unerwartete Hilfe erholen kann, jetzt aber ihre Retter mit freudigen Grüßen bewillkommnet. Doch als der erste Officier über die

Verschanzung steigen will, ist die Reihe des Staunens an ihm, und seinen Blicken bietet sich ein sonderbares Schauspiel.

Das ganze Deck des Schiffes ist von vorn bis hinten dick mit Butter bestrichen und dieser merkwürdige Ueberzug überall dicht mit Glasscherben gespickt.

Es ist das eine originelle, aber wie es scheint, sehr wirksame Art von Vertheidigungslinie, davon zeugen die todten Chinesen, welche haufenweise auf dem Vordertheil des Schiffes liegen.

„Sie müssen schon auf der Verschanzung entlang klettern," ruft der Capitän des Schiffes ihm zu, „um durch unsere Barrikaden zu kommen."

„Eine solche Fortificationskunst ist mir allerdings neu," erwidert Kurzspleiß, der mühsam das Halbdeck erreicht, „aber ich gratulire Ihnen, Sie haben sich brav geschlagen."

Das Schiff ist ein amerikanischer dreimastiger Schuner mit Lebensmitteln nach Shanghai bestimmt, und seine Besatzung zählt nur zwölf Mann.

„Sie wundern sich über das Aussehen meines Schiffes," sagt der Capitän, „aber ich wußte kein besseres Mittel, um mir die Hallunken vom Halse zu halten. Schon seit Tagesanbruch verfolgten mich die Dschunken, doch bei der Briese, die wir heute

Morgen hatten, konnten sie trotz ihrer Ruder nicht mit uns aufkommen. Da wurde es jedoch flauer, sie schossen allmählich auf und ich sah, daß ich kurz über lang sie doch an Bord haben würde. Nun, wir wußten alle, daß es an unsern Kopf ging, wenn die Bande uns überwältigte und deshalb beschlossen wir, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich bin vor Jahren schon einmal mit einer Dschunke im Gefecht gewesen, und es ist mir bekannt, daß man weniger ihre Kanonen und Luntenflinten, als ihre infernalischen Stinktöpfe zu fürchten hat. die sie auf das Deck werfen und die auf zehn Schritt in der Runde alles ersticken.

„Als sie in den Bereich meiner beiden Kanonen kamen, begann ich auf sie zu feuern, so lange mein Pulver vorhielt, aber es wurde immer flauer und ich ließ deshalb alles klar machen, um ihnen das Entern zu erschweren. Ich spendirte ein paar Faß Butter und einige Dutzend Sherryflaschen von meiner Ladung und in zehn Minuten hatten meine Leute die Barrikaden fertig. Da kam der Nebel und die Stille und wir hatten uns kaum mit unsern Gewehren und Revolvern auf dies hohe Halbdeck zurückgezogen, als auch schon die erste Dschunke vorn anlegte. Wir gaben eine Salve auf ihr Deck ab, und ich glaube, sie hat gut gewirkt, aber die

nackten Teufel ließen sich dadurch nicht abschrecken. Mit furchtbarem Geheul enterten einige zwanzig von ihnen über den Bug und sprangen auf das Deck. Drei oder vier hatten brennende Stinktöpfe auf Bambusstangen, um sie zwischen uns zu werfen, doch sie wurden bald gewahr, daß es sich barfuß auf Butter und Glasscherben schlecht geht.

„Sie glitten aus, stürzten in das Glas und brüllten vor Wuth und Verzweiflung, obwohl es nicht lange dauerte. Ihre eigenen Stinktöpfe fielen zwischen sie, sie wurden betäubt und in wenigen Minuten hatten wir ihnen mit unseren Gewehren den Garaus gemacht.

„Inzwischen kam jedoch die zweite Dschunke von hinten auf und als wir sie bei dem dichten Nebel sahen, war sie schon so nahe, daß wir nur einmal feuern konnten, ehe sie anhakte. Nun, wir würden wohl noch einige Havarie unter ihrer Besatzung angerichtet haben, aber die dritte Dschunke kam auch schon in Sicht. Zwei von meinen Leuten waren bereits durch Speerwürfe verwundet und es hätte doch schlimm um uns gestanden, wenn Sie nicht erschienen wären.

„Ich danke ihnen deshalb von Herzen für ihre Hilfe," schließt der Capitän seinen Bericht und drückt Kurzspleiß warm die Hand, „obwohl ich noch immer

nicht begreifen kann, woher Sie so wunderbarer Weise gekommen sind."*)

Der erste Officier erklärt dem Amerikaner den Zusammenhang, als das Gespräch plötzlich durch einen Kanonenschuß unterbrochen wird, der unzweifelhaft von der Fregatte stammt. Kurz darauf hört man den zweiten, danach vier bis fünf auf einmal — dann wird es wieder still.

Nach einer Pause hallen die Töne eines Hornes über das Wasser.

„Wir werden zurückgerufen," äußert Kurzspleiß; „wahrscheinlich ist die flüchtige Dschunke auf den „Seestern" gestoßen und hat Feuer bekommen."

Er läßt den Hornist im Boote ein Antwortsignal blasen und folgt dem Rufe. Es verhält sich so, wie er gemuthmaßt; die Dschunke ist in Sicht der Fregatte vorbeigerudert, hat einige Kartätschenlagen bekommen, man hat auch das Stürzen eines Mastes wahrgenommen, dann ist sie jedoch wieder im Nebel verschwunden.

Die Boote machen sich abermals zur Verfolgung auf, kehren aber unverrichteter Sache zurück, von dem Fahrzeuge ist nichts zu entdecken.

---

*) Das Erzählte ist Thatsache. D. V.

Dr. Salomo ist inzwischen an Bord des Schuners gesetzt, um die beiden glücklicherweise nicht schwer verwundeten Amerikaner zu verbinden; unter den Piraten findet er jedoch leider niemand mehr, um seine ärztliche Kunst zu erproben. Was nicht von den Kugeln der Amerikaner oder den Kartätschen der Boote tödtlich getroffen, ist durch die Stinktöpfe erstickt oder im Wasser umgekommen.

Von den Bootsmannschaften ist nur einer blessirt und zwar ist Cadett Vogel der Glückliche. Der von dem chinesischen Weibe geschleuderte Topf hat mit der scharfen Kante seinen Kopf getroffen und ihm eine tüchtige, wenn auch ungefährliche Schramme an der Stirn versetzt. Er möchte sie für nichts in der Welt hingeben. Wie interessant, in Gesellschaft von jungen Damen eine solche Narbe aufweisen und die Geschichte ihrer Entstehung mit poetischer Licenz vortragen zu können! Wie wird er von den Kameraden beneidet werden!

Gegen Mittag klart der Nebel auf und es kommt etwas Briese durch. Die Fernröhre suchen eifrig den Horizont ab, um die entkommene Dschunke zu finden, doch ist keine Spur von ihr wahrzunehmen; sie ist entweder gesunken, oder hat bereits die Küste von Formosa erreicht.

Die beiden andern Dschunken sind so von Ku-

geln durchlöchert, daß sie sich nicht mitführen lassen. Schneller und schneller füllen sie sich mit dem eindringenden Wasser und bald verschwindet ihr Rumpf unter der Oberfläche.

Das unglückliche Weib mit dem Kinde, das sie fest an ihre Brust gedrückt, ist die einzige Ueberlebende der Schar. An Bord des Schuners gebracht, blickt sie stumm und starr auf die verschwindenden Fahrzeuge, mit denen ihr Gatte und der Vater ihres Kindes in die Tiefe versinkt.

Die Wogen schlagen über den Spitzen der Masten zusammen — da ertönt ein gellender Schrei! ein Sprung — und auch sie ist von den Fluten verschlungen, ehe etwas zu ihrer Rettung geschehen kann.

Ihr Tod ist eines Piratenweibes würdig, das blutige Drama ist beendet.

Die Fregatte trennt sich von dem Amerikaner, nachdem sie ihn mit frischer Munition versehen, und steuert ihren Curs nach Südwesten weiter. Schnell und ohne Unfall erreicht sie die Sundastraße, eine jener Stationen, an denen kein Schiff vorbeisegelt, ohne eine kurze Rast zu machen.

Die von Westen Kommenden haben eine Monate lange Tour hinter sich, die dorthin Gehenden eine eben so lange vor sich, auf der sie kein Land sehen. Jene wollen sich nach so vielen Entbehrungen er-

frischen, diese noch Vorräthe von Früchten und andern Erzeugnissen des schönen Java mit hinausnehmen und das liebliche Anjer, ein mit aller Schönheiten der Tropen geschmücktes Städtchen an der Küste Bantams sieht jährlich tausende von Schiffen auf seiner geschützten Rhede ankern.

Auch der „Seestern" verweilt einen Tag, und manches Boot voll Bananen, Ananas und kostbarer Mangostin wird eingekauft. Die Cadetten leisten darin das Mögliche. Ihre Messe gleicht einem Fruchtkeller; sie ist von oben bis unten vollgepackt, und niemand an Bord begreift, was sie mit solchen Quantitäten beginnen wollen. Aber Cadetten sind sehr oft unbegreiflich, namentlich, wenn es sich um Vertilgung von Früchten und Fruchteis handelt. Außerdem helfen bei solchen Gelegenheiten ihre Burschen auf das treueste, und so lichten sich die Vorräthe in unglaublich kurzer Zeit. Nach 48 Stunden ist die letzte Banane zu ihren Vätern versammelt, die Seekost tritt in ihr Recht, und Vogels Adjunct, der Koch, muß wieder allen seinen Scharfsinn aufbieten, um aus gelben Erbsen und Salzfleisch sieben Mal in der Woche andere Speisen herzustellen.

Fünf Wochen lang bietet sich dem Auge nichts als Himmel und Wasser, aber mit dem frischen

Seit 8-9 Jahren von der Erde verschwunden durch den Ausbruch des „Krakotoa". Zur Zeit meiner Durchreise standen einige Häuser stolz in „Neu Anjer"

Passat geht es schnell vorwärts, und das söhnt mit der Eintönigkeit der langen Reise aus. Dann kommt das Cap der Guten Hoffnung in Sicht, aber Miß Smith und Juffru van den Pipendeckel harren vergebens auf die Wiederkunft der Deutschen, deren spröde Herzen sie doch mit ihren Reizen noch zu verwunden hoffen. Der „Seestern" fliegt meilenweit an ihnen vorbei zum großen Kummer der fast auf Null reducirten Messen; zum Andenken spielt das Cap noch mit einem kleinen Sturme auf, und dann geht es abermals 14 Tage zwischen Himmel und Wasser, bis endlich Napoleons Felsengrab, St. Helena, seine schroffen Wände über dem Horizont zeigt. Doch die Ordre des Schiffes lautet, auf das schleunigste nach Hause zurückzukehren. Kein Ball, keine Landpartie, nicht einmal ein Besuch des Kaisergrabes läßt sich in der kurzen Zeit des Aufenthaltes ermöglichen, nur Proviant und Wasser wird eingenommen, und nach wenigen Stunden geht es wieder weiter nach Norden.

Die Region der Windstillen am Aequator wird schnell überwunden, ein steifer Nordostpassat begünstigt die Fahrt, und der „Seestern" rauscht durch die Wogen, als ob es auch ihn mit Macht zur Heimat zöge. Das südliche Kreuz und mit ihm die übrigen Sternbilder des tropischen Himmels ver-

schwinden und der große Bär beschreibt seinen Tageskreis schon über dem Horizont. An der täglich wachsenden Höhe des Polarsternes merkt auch das unbewaffnete Auge die schnellen Fortschritte des Schiffes und begrüßt ihn als einen alten lieben Bekannten.

Die westlichsten der Azoren, Corvo und Flores, sind das erste Land, das man erblickt, doch nur in der Ferne zieht die Fregatte an ihnen vorüber. Hier ist im Sommer die Grenze des Passats; gewöhnlich hat man in diesen Gegenden mit Stillen zu kämpfen und nicht selten treiben Schiffe wochenlang in der Nähe der Inseln umher, ehe sie die Zone der Westwinde erreichen.

Dem „Seestern" ist diese Prüfung jedoch nicht vorbehalten, er trägt das Glück an Bord und der Nordostwind geht allmählich mit der Sonne nach West herum, ein gutes Zeichen für die Beständigkeit des neuen Windes.

Mit zunehmender Stärke treibt er das Schiff vor sich her; ein Segel nach dem andern wird fortgenommen, ein Reff nach dem andern eingesteckt. Bald sind es nur noch die gereffte Fock und das dichtgereffte Großmarssegel, deren kleine Flächen sich dem wachsenden Sturme bieten, aber sie genügen,

um der Fregatte eine Fahrt von zwölf Knoten zu verleihen.

Die blaue Farbe des Wassers verliert sich, und das dunkle Grün verräth die Annäherung der europäischen Küsten. Der Seegang hebt sich zu mächtiger Höhe; vor dem englischen Canal, am Cap der Guten Hoffnung und bei Cap Horn sind die drei von den Seeleuten gefürchteten Punkte der schweren See. Die vorherrschenden westlichen Stürme erregen eine hohe, nie schwindende Dünung, die ihre endlosen Wasserberge gegen die Küsten rollt. Je näher sie dem Lande kommen desto höher thürmen sie sich, und gar oft drohen die zusammenbrechenden Wogen die Schiffe zu verschlingen. Selbst die unerschrockensten Seeleute blicken mit unruhiger Miene auf diese Wasserriesen, die donn.rnd wie eine Lawine sich gegen ihr Fahrzeug wälzen. Doch der „Seestern" lenzt gut, seine Schnelligkeit übertrifft die der heranstürmenden See, zischend bricht sie sich an dem vom Rumpfe geglätteten Kielwasser, und leicht hebt sich das Schiff auf ihren Rücken, als spräche es ihrer Drohung Hohn. Wenn es sich dann wieder hinabsenkt in das Wellenthal, kann das Auge aus der Mars kaum den Horizont erblicken, so hoch läuft die gewaltige Dünung. Da der von hinten kommende Wind den Bewegungen

der Fregatte keine seitliche Stütze gewährt, rollt sie furchtbar. Das Wasser schöpft zu beiden Seiten über die Reiling, und die Nocken der Unterraaen berühren bisweilen fast die Oberfläche des Meeres. Boote, Geschütze, Reservespieren, alles muß mit Tauen und Flaschenzügen doppelt und dreifach versichert werden, um bei den heftigen Schwankungen des Schiffes nicht loszubrechen, und über Deck sind Taue gespannt, um den Mannschaften beim Gehen einen Halt zu bieten.

Der Posten auf der Vormaarsraa erregt jetzt die Aufmerksamkeit des wachhabenden Officiers durch Winken mit der Mütze; sein Rufen ist bei dem heftigen Winde ungehört geblieben. Er zeigt nach vorn; die Fernröhre folgen der Richtung und man entdeckt nach langem Suchen die Masten eines Schiffes. Nur auf Augenblicke zeigen sie sich zwischen den Bergen der Dünung, und der unsichere Standpunkt der Beobachter läßt nichts Näheres erkennen.

Als die fliegende Fahrt des „Seestern" diesen einige Meilen näher geführt, glaubt man an der Besansgaffel des Fremden eine Flagge zu sehen. Es ist wirklich eine Flagge, aber zusammengebunden in Schau, das Zeichen der Noth.

Der Capitän läßt sofort einen Strich nördlicher

auf das Schiff zusteuern. Wenn Sturm und Seegang augenblicklich auch thatsächliche Hilfe unmöglich zu machen scheinen, will er wenigstens nichts unversucht lassen.

Nach kurzer Zeit hat sich die Fregatte dem fremden Fahrzeuge bis auf eine Seemeile genähert. Es ist ein Wrack; der Fockmast ist gänzlich und vom Großmast der Top gebrochen, nur der Besanmast steht noch unversehrt. Die über das Heck ausgesteckte Bucht eines Kabeltaues zeigt, daß das Ruder verloren ist und man mit diesem Nothbehelf das zum Spielball des Windes und der Wogen gewordene Schiff zu steuern sucht. Fast die ganze Verschanzung ist fortgeschlagen, und nur hier und dort stehen noch vereinzelte Reilingstützen. Die Boote sind sämmtlich über Bord gegangen, am Besanmast flattern noch einige Fetzen des fortgeflogenen Besans, und im Luvwant ist ein Stück Segeltuch ausgespannt um das Schiff mit dem Kopfe gegen den Wind zu halten.

Der „Seestern" hat jetzt das Wrack erreicht und fliegt kaum hundert Schritt entfernt vorüber, doch der Anblick desselben in der Nähe ist noch um so erschütternder. Dem Anschein nach ist es ein Auswandererschiff, und man sieht eine Menge Menschen an Deck. Ein Theil derselben

befindet sich an den Pumpen, die in steter Bewegung sind; die übrigen, Männer, Frauen und Kinder haben sich krampfhaft an die Schiffswände und das Tauwerk geklammert und aus ihren Geberden spricht die Verzweiflung. Das Deck ist glatt rasirt, Sturzseen haben alles fortgerissen.

Als die Fregatte sich nähert, sieht man einen Mann in das Want steigen. Er hält ein Sprachrohr in der Hand und will eine Mittheilung machen. Eine Bewegung des Ruders läßt den „Seestern" so nahe in Lee vom Wrack vorbeischeeren, als dies die furchtbare See gestattet, und alles an Bord lauscht in gespannter Aufmerksamkeit auf den Ruf des Fremden. Jetzt setzt er das Sprachrohr an den Mund: „Hilfe, Rettung!" tönt es angstvoll durch die brausenden Wogen, „das Schiff ist ohne Ruder und leck!"

Mehr ist nicht zu verstehen, das Uebrige verhallt im Winde, aber die wenigen Worte genügen, um die Herzen an Bord der Fregatte zusammenzuschnüren. Sie wurden in deutscher Sprache gerufen; es sind Landsleute, die um Hilfe flehen, und doch kann man sie ihnen nicht gewähren — bei solchem Wetter ist sie unmöglich.

Die letzte Hoffnung der Unglücklichen ist geschwunden und ihr Schicksal besiegelt. Ein herz-

zerreißender Schrei entringt sich der Brust der Armen, als die Fregatte an ihnen vorüberschießt, und er findet ein grauenerregendes Echo in den Wasserbergen des Oceans.

Doch dieser Schrei dringt auch zum Herzen des braven Capitäns der Fregatte und läßt ihn im Augenblicke einen Entschluß faßen. Wenn er auch jetzt nichts hoffen kann, will er wenigstens thun was in seinen Kräften steht, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Er will bei dem Schiffe bleiben, vielleicht wird bald das Wetter besser, und es gelingt ihm Rettung zu bringen.

„Alle Mann auf! Klar zum Manöver!" ertönt sein Commando, „an die Geitaue und Gordings der Fock!"

Die gesammte Mannschaft vertheilt sich an die genannten Taue, welche zum Zusammenschnüren der Segel dienen; es gilt ein gefährliches Manöver, das Beidrehen im Sturm, und es kommt darauf an, es so schnell wie möglich auszuführen.

„Steck auf Schooten, Gei auf!" — Die Schooten werden losgeworfen, der Sturm hebt das Segel wie ein Ballon, aber die vierhundert Menschen, welche mit Anspannung aller Kräfte an den Tauen ziehen, entreißen ihm seine Beute. Im Augenblicke ist die Fock unter der Raa zusammenge-

schnürt und der Wind kann sie nicht mehr fassen. Das Schiff merkt kaum ihre Fortnahme, es stürmt fast mit derselben fliegenden Fahrt durch die brandenden Wogen.

„An die Steuerbord Groß- und Kreuzbrassen, klar zum Beidrehen!" commandirt der Capitän, und die Leute drängen sich nach dem Hintertheile des Schiffes.

Niemand darf mittschiffs bleiben, wer hinten nicht an den Brassen ankommen kann, muß nach vorn so weit wie möglich in den Bug gehn — der gefährliche Augenblick des Manövers naht.

Der Blick des auf der Commandobank stehenden Capitän ist nach hinten gerichtet. Er wartet auf das Anrollen der nächsten schweren Seen. Es folgen stets drei solche auf einander; nach ihrem Ueberbrechen tritt eine gewisse Ruhepause in der Bewegung des Wassers ein, und sie soll benutzt werden, um die Fregatte an den Wind zu bringen.

Die letzte der drei Seen verrollt.

„Ruder in Lee! Braß an!" lautet der Befehl. Der „Seestern" luvt in großem Bogen an; zuerst schnell, dann aber immer langsamer, je mehr sich sein Kopf gegen die schwere See dreht und er die Fahrt verliert.

Jetzt liegt er quer Sees — doch auch die Ruhe-

pause ist vorüber, und die erste der drei nächstfolgenden Sturzwellen rollt heran. Sie bricht sich brüllend in einiger Entfernung vom Schiffe — ebenso die zweite; doch sie kommt schon etwas näher, und ihr Andrang hindert die Fregatte im weitern Luven.

Da folgt die dritte! Unheimlich wälzt sich das dunkle Ungethüm der Tiefe heran, stets schwellend zu größerer Höhe. Seine beiden Vorgänger haben ihm den Weg gebahnt, kein schützendes Kielwasser hemmt seinen unglückschwangeren Lauf. Mit donnerndem Brausen und kochendem Zischen bricht der weißschäumende Kamm über. Nichts widersteht seiner verderbenbringenden Gewalt; er erreicht die breite Seite der Fregatte und begräbt sie unter seinen tosenden Wassern.

Mit stockenden Pulsen hat die Mannschaft den gefürchteten Moment erwartet, den jeder für den letzten hält, doch das schöne Schiff hat den furchtbaren Stoß überdauert. Einige Secunden lang scheint es der colossalen Masse zu weichen, dann richtet es sich elastisch wieder auf, unbesiegt von der Gewalt des Meeres.

Zwar ist alles, was zwischen Groß- und Fockmast sich befand, fortgerissen: die Barkasse und Pinasse schwimmen in Trümmern auf der Wasserfläche und die See hat klar Deck gemacht, sonst

jedoch ist kein Unglück geschehen. Durch die von den Booten in die Verschanzung geschlagenen Oeffnungen strömt das Wasser schnell ab, und das Peilen der Pumpen ergibt, daß das Schiff nicht leck gesprungen ist. Dank der Vorsicht, daß die Mannschaft an beide Extremitäten der Fregatte beordert wurde, ist kein Menschenleben zu beklagen. Der „Seestern" luvt an den Wind und alle Gefahr ist vorüber. Das breite Kielwasser des jetzt langsam treibenden Fahrzeuges bildet luvwärts einen breiten Zaubergürtel, an dem alle Sturzseen ohnmächtig zerschellen.

Etwa eine halbe Meile entfernt kämpft das unglückliche Auswandererschiff gegen die aufrührerischen Elemente. Noch immer weht die Nothflagge, noch immer gehen die Pumpen und ringen die Passagiere verzweiflungsvoll die Hände.

Der Abend kommt. O, welche furchtbare Nacht wird für die armen Schiffbrüchigen hereinbrechen! Werden sie je wieder der Sonne goldene Strahlen schauen, oder wird der folgende Morgen nur die Trümmer ihres Schiffes mit seinem bleichen Schimmer beleuchten?

Der Sturm wüthet fort mit ungeschwächter Gewalt, doch die Quecksilbersäule des Barometers, das Orakel der Seeleute, beginnt eine convexe Oberfläche zu zeigen, den Vorboten ihres Steigens.

Die graue, gleichmäßige Decke des Himmels wird fleckig; im Westen färbt ein gelblich rother Schein den Horizont, und die scheidende Sonne sendet auf einen Augenblick ihre Strahlen durch die finstere Wolkenmauer. Es ist ein Strahl der Hoffnung und des Trostes, den der Himmel in das Herz der Verzweifelnden senkt, um sie mit neuem Muthe zu erfüllen.

Gegen Abend hat der Sturm nicht abgenommen, sondern mit gleicher Stärke angehalten — abermals ein gutes Zeichen. „Wenn die Sonne unter weht gutes Wetter in Aussicht steht," sagt ein selten täuschendes Sprichwort der Seeleute, und an Bord der Fregatte gibt man sich jetzt der sicheren Hoffnung hin, am andern Morgen Hilfe bringen zu können, wenn der Kauffahrer sich bis dahin über Wasser hält.

Auf der Abendwache wird der Himmel lichter, hier und dort bricht sich schon der freundliche Schimmer eines Sternes Bahn und es beginnt in Lee aufzuklaren. Der Wind weht nicht mehr gleichmäßig, sondern stoßweise, als wäre er müde, die schwere See fällt allmählich, und gegen Mitternacht hat der Kampf der Elemente ausgetobt. Dann und wann hört man noch das Zusammenbrechen der Wogen, allein es ist nur jenes hohlklingende

Rauschen, das das Meer vor oder nach einem Sturme ertönen läßt. Ein sternklarer wolkenloser Himmel wölbt sich über den bewegten Wassern, auf denen die beiden Schiffe schwanken und mit banger Sehnsucht des kommenden Morgens harren.

Die Schatten der Nacht beginnen zu bleichen, der Morgenstern leuchtet in strahlendem Glanze, und im Osten färbt matte Röthe den Saum des Horizontes. Die Umrisse des Auswandererschiffes, das während der Dunkelheit oft durch sein zeitweiliges Verschwinden Besorgnisse auf der Fregatte erweckte, zeigen sich deutlicher, und der Capitän, der wie die meisten Officiere während der Nacht auf Deck geblieben, läßt mit dem ersten Grauen des jungen Tages Segel setzen und auf das Wrack abhalten. Bald ist es erreicht, und ein hundertstimmiger Jubelruf der Schiffbrüchigen begrüßt den Retter in der Noth.

Der „Seestern" dreht abermals bei; beide Kutter und die Gig, die in Krähnen am hintern Theil des Schiffes hängen und von der mittschiffs übergebrochenen Sturzsee verschont sind, werden zu Wasser gelassen. Die kräftigen Ruderschläge ihrer Besatzungen bringen die Boote in wenigen Minuten zur Seite des Wracks.

Es ist die höchste Zeit; schon können die Pum-

pen das eindringende Wasser nicht mehr bewältigen, und in einer Stunde würde die Hilfe zu spät gekommen sein.

Die Passagiere werden in die Boote genommen, Frauen und Kinder zuerst, dann die Männer. Es muß jedoch zweimal gefahren werden, die Fahrzeuge können nicht alle fassen.

Der Capitän ist der letzte, der von Bord geht. Schmerzensthränen entrollen dem Auge des alten Mannes, als er das dem Untergange geweihte Schiff verläßt. Lange Jahre hat er auf ihm gefahren, das sein Eigenthum ist. Im Vertrauen auf sein bisheriges Glück hat er es nicht versichert, und nun geht sein ganzes Hab und Gut mit ihm verloren.

Auch die Passagiere retten nur das nackte Leben. Als die Boote zum dritten Mal fahren, um zum Bergen der Sachen zu schreiten, ist es bereits zu spät. Nach dem Stillstand der Pumpen sinkt das Schiff schnell. Das Hintertheil taucht zuerst unter, während das Bugspriet sich senkrecht in die Luft erhebt. Noch einen Augenblick zeigt sich der Bug über Wasser — dann ist alles verschwunden. Von beiden Seiten rollt die See auf und schließt sich mit dumpfem Brausen über ihrem Opfer. Ein wirbelnder Strudel, dessen Ringe sich zu weiten Kreisen dehnen,

bezeichnet die Stelle des Unterganges. Nach einiger Zeit tauchen einige losgebrochene Trümmer aus der Tiefe empor und treiben als Spiel der Wellen auf ihrer Oberfläche.

Hundert und dreißig Menschenleben sind vom sichern Tode gerettet, und wohl mag das Herz der Retter bei dem heißen Danke der Schiffbrüchigen in gerechtem Stolze klopfen.

Das gesunkene Schiff war nach Nordamerika bestimmt; eine schwere Sturzsee hatte das Ruder fortgeschlagen und das steuerlose Fahrzeug infolge dessen seine Masten verloren. Der über Bord gegangene Fockmast war nicht sogleich von dem an ihm haftenden Tauwerke zu trennen und hatte in der Wasserlinie ein Loch in die Seite gestoßen, durch welches das Wasser beim Ueberholen eindrang. Mit der größten Menschenfreundlichkeit wird auf dem „Seestern" für Pflege und Unterkunft der hartgeprüften Auswanderer gesorgt, und mit vollen Segeln steuert er dem Kanal zu. Ein frischer Westwind setzt durch und kein weiterer Unfall stört die Reise.

Mit freudigem Jubel werden die europäischen Küsten begrüßt, Kanal und Nordsee sind in kurzer Zeit durcheilt, und acht Tage nach dem unglücklichen Vorfalle donnern 21 Kanonenschüsse als Gruß an die Heimat aus den Stückpforten der Fregatte.

Ein Dampfschiff erwartet sie bereits auf der Rhede, um sie in den Hafen zu schleppen. Auf dem Hafendamme steht es gedrängt von Zuschauern. unter deren Hurrahruf das stolze Schiff in die Molen läuft.

Zum letzten Male rauscht der Anker vom Bug, aber das Rasseln der Kette aus den Klüsen schlägt heute angenehm an das Ohr.

Das heißersehnte Vaterland ist wieder errungen; nach langer, schwerer Zeit ruht der müde Fuß wieder auf heimischem Boden, und mit freudigem Entzücken schweift das Auge über die theueren Gefilde der Heimat.

Unter der Kopf an Kopf gedrängten Menge am Ufer erblickt es liebe Züge; ein stummes Winken mit der Hand, und manche Freudenthräne entströmt dem Auge der liebenden Mutter, die in banger Ahnung der Wiederkehr des Schiffes harrte und jetzt die theueren Züge ihres Kindes erkennt.

Aber auch manches Herz preßt sich schmerzlich zusammen, wenn es den Gesuchten vermißt und wartet mit qualvoller Ungewißheit des Augenblicks, wo der Zutritt an Bord erlaubt sein wird.

Der Capitän begibt sich zum Admiral; der erste Officier gestattet die Communication mit dem Lande,

und in wenigen Augenblicken ruhen die so lang Getrennten an der wiedergefundenen treuen Brust.

Die Feder ist zu schwach, die Seligkeit eines solchen Wiedersehens zu schildern, und sie ehrt schweigend das namenlose Weh der Armen, deren freudige Hoffnung zu Grabe getragen wurde. Möge die Zeit mit ihrem lindernden Balsam die schmerzlichen Wunden heilen, die ein herbes Geschick ihnen schlug!

Schluß.

Der Leser, welcher den „Seestern" auf seiner langen Reise begleitet und an den Freuden und Leiden derselben Antheil genommen, ist, wenn ich richtig urtheile, von ihrem Schlusse nicht ganz befriedigt. Einige der vorgeführten Personen haben in höherem oder geringerem Grade sein Interesse erweckt, er möchte noch Näheres über ihre späteren Schicksale erfahren und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie manche der jungen Leserinnen gar zu gern wüßte, ob z. B. Fräulein Dolores wirklich Frau Kurzspleiß geworden ist.

Nun da ich damals das zarte Verhältniß indiscreter Weise an die Oeffentlichkeit gebracht habe, darf ich schon nicht auf halbem Wege stehen bleiben und will über die weitere Entwickelung Rechenschaft ablegen, so weit ich selbst davon unterrichtet bin.

Also meine Damen, Kurzspleiß ist wirklich

verheirathet; ich habe ihn selbst gesehen im Kreise seiner Frau und vier allerliebster Kinder, und ein Blick genügte, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß in dieser Familie das schönste häusliche Glück wohne.

Seit jener Reise der Fregatte ist schon eine lange Zeit verflossen, wohl über zehn Jahre. Währenddem hatte ich wenig von dem früheren ersten Officier gehört oder gesehen, wie das bei unserm wechselvollen Seemannsleben sehr erklärlich ist. Der eine befindet sich an diesem, der andere an jenem Punkt der Erde; wenn dieser kommt, geht jener und so werden Kameraden oft ihr halbes Leben auseinander gerissen.

Vor kurzem besuchte ich nun den Hafen, in dem unser Freund gegenwärtig einen hohen Posten bekleidet. Auf der Promenade begegnete ich ihm, und er führte seine Frau. Schon wollte ich die letztere als alte Bekannte begrüßen, da stutzte ich plötzlich fast erschreckt. Statt der Erwarteten blickte ich in ein mir vollständig fremdes Gesicht. Es war nicht minder lieblich und anziehend als das der ehemalichen Dolores, aber prachtvolles blondes Haar umrahmte den schöngeschnittenen Kopf und die großen blauen Augen kündeten die Deutsche.

Stumm mich verneigend ging ich vorüber.

„Arme Dolores," dachte ich bei mir, „dein Traum war kurz, dein hasta mañana ist zur Ewigkeit geworden, dein letztes adios hat für immer gegolten — du bist vergessen, wie so viele deiner Schwestern."

Am Abend traf ich mit einem andern alten Freunde vom „Seestern" zusammen, mit Vogel. Auch ihn hatte ich lange aus dem Gesicht verloren und kannte ihn kaum wieder. Die zehn Jahre hatten ihn sehr verändert; aus dem ränkevollen, nur auf Schelmenstreiche sinnenden Cadetten einen ernsten Mann und tüchtigen Officier gemacht, dessen Brust ehrende Orden schmückten. Er war Adjutant bei Kurzspleiß und konnte mir daher den besten Aufschluß über dessen Unbeständigkeit geben.

Wie ungerecht war ich in meinen Gedanken gewesen!

Als Kurzspeiß nach Rückkehr der Fregatte zum Capitän avancirte, wurde er bald darauf wieder mit einem andern Schiffe fortgeschickt und Vogel zu ihm an Bord commandirt. Wie fast immer auf Reisen nach dem Süden wurde Teneriffa angelaufen, und des Capitäns erster Gang war zum Gouverneur. Wie elastisch schritt er dahin, wie heiter strahlten seine Augen, als er diejenige wieder sehen sollte, deren Bild er so lange treu im Herzen

getragen, der er mit jeder eilenden Wolke Grüße gesandt und in deren Armen er jetzt das heißersehnte Glück zu finden hoffte. Armer Kurzspleiß! du theiltest das Schicksal so vieler Sterblichen, der poetische Traum deiner ersten Liebe sollte sich nicht erfüllen. Du hattest vergessen, das es keine Deutsche sondern eine Spanierin war, der du dein volles treues Herz entgegen getragen.

Er kehrte sehr bald wieder an Bord zurück und befahl die Anker zu lichten. Sein Gesicht war bleich, auf seinen Zügen lagerte ein tiefer Schmerz; Dolores gehörte seit zwei Jahren einem Andern.

Der Schlag war hart, er brach fast sein Herz und lange Zeit verging, ehe die Wunde vernarbte. Dann lernte er seine jetzige Frau kennen. Der milde Glanz ihrer Augen drang in seine verfinsterte Seele und ließ einen neuen Hoffnungsstrahl in ihr aufleuchten, das Bild der Südländerin verblich, ein stilles Glück zog ein in sein getäuschtes Herz und die traurige Vergangenheit schwand vor der beseligenden Gegenwart. Er hatte gefunden, was er so lange Jahre gesucht.

„Was ist aus dem Bootsmann geworden!" fragte ich Vogel weiter.

Ueber sein ernstes Gesicht flog ein Zug von Heiterkeit.

„O! dem geht es ganz gut,“ erwidert er lächelnd, „er fährt aber nicht mehr zur See, sondern hat sich pensioniren lassen. So lange Kurzspleiß unverheirathet war, verließ er ihn nicht und folgte ihm wie sein Schatten von Schiff zu Schiff. Da es weder Bälle an Bord gab, noch Kurzspleiß je wieder tanzte, war er stets sehr guter Laune und fluchte mehr als je in Hochdeutsch. Ich glaube, als er damals seinen Capitän so bald vom Gouverneur in Teneriffa zurückkommen und so schnell wieder in See gehen sah, hat er die wahre Ursache geahnt, denn ich habe ihn nie so vergnügt gesehen, wie an jenem Tage.

„Als Kurzspleiß sich aber später dennoch verlobte, kündigte er ihm die Freundschaft und als nun gar bald darauf die Heirath folgte, sagte er sich zumtal von ihm los. Da ihm außerdem die Dampfschiffe ein Gräuel waren, weil troß allen Waschens ihre Decke beständig schwarz sind, so nahm er seinen Abschied und lebt jetzt ganz allein in einem Häuschen, das jedoch nie ein weibliches Wesen betreten darf. Er hält sich einen in Schiffsjungenkleidung gesteckten Burschen, der ihn bedient und sein Haus besorgt.

„Da er sich einbildet, Kurzspleiß gründlich zu hassen, so hat er eine besondere Art erfunden,

um sich für die vermeintlich von ihm erlittene Unbill empfindlich zu rächen.

„Sein Bursche muß ihn nämlich jeden Morgen um 4 Uhr wecken, und es entspinnt sich dann zwischen beiden regelmäßig folgendes interessante Gespräch:

„Bootsmann!"

Ein grunzendes Hm! ist die Antwort.

„Bootsmann!"

„Na, was willst Du?"

„Es ist acht Glas, Sie sollen zum ersten Officier kommen."

„Sag dem ersten Officier, er könnte sich zum Teufel scheeren, aber ich käme nicht."

„Der Bursche geht pflichtschuldig ab, der Bootsmann aber dreht sich auf die andere Seite freut sich königlich, daß er nach zwanzigjährigem Aufstehn um 4 Uhr morgens den ersten Officier jetzt so gehörig abtrumpfen kann, und schläft noch die ganze Morgenwache durch. Das ist seine Rache.

„Am Tage geht er am Hafen spazieren, kritisirt die Schiffe und ärgert sich, daß alle Stengen krumm gestagt sind, alle Raaen schief und alle Taue in der Takelage liederlich lose hängen. Er ist der Meinung, daß die ganze Seemannschaft vor die Hunde gehe, das komme aber blos von den verdammten Dampfschiffen.

„In den Abendstunden sitzt er in seinem kleinen, ganz wie eine Cajüte eingerichteten Stübchen und schnitzt Schiffchen und Boote. Die muß sein Bursche heimlich den Kindern seines ehemaligen Capitäns zustecken, die bereits eine ganze Sammlung solchen Spielzeugs besitzen. Was können die Kleinen dafür, daß ihr Vater sich verheirathet hat!"

„Und wie geht es dem alten Schramm?"

„Er ist vor kurzer Zeit gestorben, hat sich aber richtig einen Freitag dazu ausgesucht. Kattblock, der es bis zum Bootsmann gebracht, war an seinem Sterbebette. Als er seinen Tod herannahen fühlte, sagte er zu dem alten Freunde: „Es ist heute Freitag, Kattblock, und ich werde sterben. In vergangener Nacht habe ich den Klabautermann gesehen und er hat mir gewinkt. Auch sind es heute gerade vierzig Jahr, daß ich mit meiner Trine verheirathet bin. Es war ein Unglückstag. Ich habe Dir immer einmal die Geschichte erzählen wollen, bin aber nie dazu gekommen. Nun vielleicht erzähle ich sie Dir später einmal." — Das sind seine letzten Worte gewesen."

Wir waren inzwischen bis an den Hügel gekommen, der den Hafen beherrscht. Wir schauten von seinem Gipfel hinab auf das Bassin und die dort ankernden Schiffe. Unser Auge suchte unwill-

führlich den „Seestern“, an den sich für uns beide so viele Erinnerungen knüpften, der uns drei Jahre lang über den Erdkreis getragen, auf dem wir so manche frohe, aber auch so viele trübe Stunden verlebt hatten.

Dort lag er, aber welcher Unterschied auch bei ihm zwischen damals und jetzt! Wie schlank und symmetrisch ragte sein Takelwerk in die Lüfte empor, wie sauber und glänzend schaute er aus, wie stolz waren wir auf ihn, wenn wir in einen fremden Hafen einliefen und Schiffe anderer Nationen mit ihm verglichen — und welch trauriges Bild bot er heute!

Abgetakelt, mit kahlen Untermasten, grau gestrichen und überdacht, ohne lustig flatternde Flagge und Wimpel glich er fast einem Wrack.

Es war seine letzte Reise, die er damals machte; seitdem haben sich nie wieder seine weißen Segel gebläht, er sich nie wieder auf den Wogen des Oceans gewiegt.

Eine neue Aera ist angebrochen, der Dampf hat sich auch auf dem Wasser eingebürgert und dort seine Revolutionen vollführt, wie auf dem Lande. Als letzter Repräsentant einer vergangenen Zeit liegt die Fregatte inmitten und doch einsam zwischen den

Erzeugnissen der modernen Schiffbaukunst, zwischen Schrauben- und Panzerschiffen mit rauchenden Schloten und Eisenwänden.

Mit dem Segelschiffe ist ein gut Theil Poesie des Seelebens für immer geschwunden!

Sehr nett! Nur der Druck ist zu klein

Z.

Ganz richtig!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.